

**Historisches Wörterbuch
der Rhetorik**

Historisches Wörterbuch der Rhetorik

Herausgegeben von Gert Ueding

Mitbegründet von Walter Jens

In Verbindung mit

Wilfried Barner, Albrecht Beutel, Dietrich Briesemeister,
Joachim Dyck, Ekkehard Eggs, Ludwig Finscher, Manfred Fuhrmann,
Fritjof Haft, Konrad Hoffmann, Joachim Knape, Josef Kopperschmidt,
Friedrich Wilhelm Korff, Egidius Schmalzriedt, Konrad Vollmann, Rolf Zerfaß

Unter Mitwirkung von mehr als 300 Fachgelehrten



Max Niemeyer Verlag
Tübingen

Historisches Wörterbuch der Rhetorik

Herausgegeben von Gert Ueding

Redaktion:

Gregor Kalivoda
Lavinia Keinath
Franz-Hubert Robling
Thomas Zinsmaier

Band 5: L–Musi



Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2001

Die Redaktion wird mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Universität Tübingen gefördert.

Wissenschaftliche Mitarbeiter des Herausgebers:

Bernd Steinbrink (bis 1987)
Peter Weit (seit 1985)
Andreas Hettiger (seit 2000)

Mitarbeiter der Redaktion:

Käthe Bildstein, Peter Brandt,
Philipp Ostrowicz, Heike Stiller,
Ursula Wörz

Anschrift der Redaktion:

Historisches Wörterbuch der Rhetorik
Wilhelmstraße 50
D-72074 Tübingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Historisches Wörterbuch der Rhetorik / hrsg. von Gert Ueding. Mitbegr. von Walter Jens. In Verbindung mit Wilfried Barner ... Unter Mitw. von mehr als 300 Fachgelehrten. – Tübingen : Niemeyer.

ISBN 3-484-68100-4

Bd. 5. L–Musi / Red.: Gregor Kalivoda ... – 2001

ISBN 3-484-68105-5

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2001

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen.

Einband: Buchbinderei Heinr. Koch GmbH & Co. KG, Tübingen.

Vorbemerkung

Herausgeber, Redaktion und Verlag freuen sich, daß das *Historische Wörterbuch der Rhetorik* mit diesem fünften Band seine Halbzeit überschritten hat – ein, im Vergleich zu anderen ähnlich umfassend angelegten Lexikonunternehmen, immer noch uneingeholtes Ergebnis, wie wir mit leichtem Stolz feststellen dürfen. Die Zielgerade ist zwar noch nicht erreicht, liegt aber auch nicht mehr in so weiter Ferne, daß nicht neben der laufenden Arbeit schon über den Ergänzungsband nachgedacht werden müßte. Dieser wird vor allem die Artikel enthalten, die nicht rechtzeitig fertiggestellt werden konnten oder deren Stichwort erst im Zuge der ständigen Lemmaprüfung virulent wurde. Das Rhetorik-Lexikon, wie es inzwischen oft kurz genannt wird, hat sein Publikum gefunden; Kritik und Benutzer haben nicht mit Lob und fruchtbarer Anregung gespart, wenn dabei auch hier und da die realen Produktionsbedingungen eines solchen Werkes aus dem Blick geraten sind.

Wie immer gilt mein Dank besonders den Beiträgern, die sich in den meisten Fällen immer noch vor die ausführlich erörterten Forschungsprobleme gestellt sehen, auch wenn hier und da die Lücken geschlossen wurden. Um die ausgesprochen empfindlichen Forschungsdesiderata auszumessen und auf einigen Teilfeldern auch aufzuheben, haben Herausgeber und Redakteure sowie

das Seminar für Allgemeine Rhetorik eine eigene Tagungsreihe im Heinrich-Fabri-Institut der Universität Tübingen in Blaubeuren ins Leben gerufen. Der umfangreiche Sammelband zum Thema der letzten Tagung (Topik und Rhetorik) ist im Jahre 2000 im Niemeyer-Verlag erschienen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert diese Symposien. Ihr ist dafür und natürlich für die großzügige Weiterförderung unseres Lexikonprojekts zuallererst zu danken.

Darüber hinaus gilt unser Dank dem Niemeyer-Verlag und der Universität, die beide auch in den für Universitäten und deren Forschung schwierigen Zeiten uns unsere Arbeit zu erleichtern suchen, wo dies möglich ist.

Ganz besonders danken aber möchten wir auch diesmal unseren Fachberatern, deren Hilfe für die sachliche und organisatorische Projektarbeit unschätzbar, selbstlos und unverzichtbar ist. Aus ihrem Kreis ausgeschieden ist Volker Drehse, dem wir für sein Engagement verpflichtet bleiben werden; an seine Stelle tritt Albrecht Beutel, den ich hiermit herzlich begrüßen möchte. Mein Dank gilt auch Lavinia Keinath, die im Juni 2000 auf eigenen Wunsch aus der Redaktion ausgeschieden ist. Ihre Nachfolge hat Andreas Hettiger angetreten.

Tübingen, im Herbst 2000

Gert Ueding

L

Lachen, das Lächerliche (griech. γέλως, γελοῖον, gélōs, geloíon; lat. risus, ridiculum; engl. laughter, ridiculous; frz. rire, ridicule; ital. riso, ridicolo)

A. Der Begriff ‹Lachen› (gélōs, risus) fand kaum je eine explizite Definition und bedarf wohl auch keiner. Es genügt der exemplifizierende Hinweis auf das allgemein bekannte körperliche Phänomen: das charakteristische Verziehen des Gesichts, das spasmodische Ausstoßen der Luft mit den begleitenden Lauten und – bei schwerem Lachen – das vom Zwerchfell her kommende Schütteln des ganzen Körpers. Außer in Grenzfällen – dem Lachen der Verzweiflung oder dem Lachen der Ausgelassenheit z. B. – ist Lachen stets eine unwillkürliche oder halb willkürliche Reaktion auf einen vorausgehenden Reiz, im einfachsten Fall auf einen sensorischen, motorischen oder visuellen Reiz: ein Kitzeln z. B., übertriebene und ungewohnte Körperbewegungen bei Kindern[1] oder das plötzliche Verschwinden- und Auftauchenlassen von Gegenständen. Im sowohl theoretisch wie terminologisch komplexeren Fall erfolgt das Lachen aus einem bestimmten Anlaß oder Grund, der in Gegenständen, Wörtern oder Handlungen, Personen oder Situationen liegen kann. Das Lachen dieser komplexeren Art ist darum immer ein Lachen über etwas, ein intentionales Lachen. Für das, worüber gelacht wird (quae risum movere possit; that moveth laughter), gibt es unterschiedliche Bezeichnungen: Der allgemeinste und älteste Begriff ist der des Lächerlichen (to geloíon; *ridiculum*). Dieser beginnt sich allerdings seit dem 17. Jh. mehr und mehr mit dem des Komischen zu vermischen und gerät im Verlaufe des 19. Jh. in den Bannkreis jenes Begriffs, der das weite Feld des Lachens abzudecken beansprucht: den Begriff des ‹Humors› resp. des ‹Humoristischen›. Der Vorteil des Begriffs ‹Humor› mag darin liegen, daß er gerade nicht umfassend genug ist, sondern all das, was mit dem intentionalen Lachen zusammenhängt, von den übrigen Formen des Lachens abzugrenzen erlaubt. Die entscheidenden Fragen aber sind geblieben und mit ihnen das Bedürfnis nach weiteren terminologischen Unterscheidungen: Zur Diskussion stehen die Qualität, welche das Lächerliche zu etwas Lächerlichem macht, sowie die subjektiven Bedingungen dafür, daß man über etwas lachen kann. Gefragt wird außerdem, ob diese Bedingungen ein spezieller Sinn für das Lächerliche sind und ob es überhaupt so etwas wie das Lächerliche an sich gibt – unabhängig davon, daß jemand darüber lacht.

Diese Fragen führen unweigerlich zurück zu den klassischen Theorien des Lächerlichen: Die Überlegenheitstheorie, die das Lachen einem plötzlich aufkommenden Gefühl der Überlegenheit über Andere oder über unser früheres Selbst entspringen läßt, die überaus populäre Inkongruenztheorie, welche die formalen Eigenschaften des Lächerlichen in irgendeiner Form des Kontrastes sucht zwischen den Erwartungen, die das Lächerliche weckt oder die an es herangetragen werden, und dem, was dieses de facto ist, und schließlich die auf Spencer und Freud zurückgehende Abflußtheorie, für die das Lachen die abrupte Entladung einer plötzlich freiwerdenden seelischen Energie ist.

B. Bereiche und Disziplinen. Mit den um Lachen und Lächerliche kreisenden Fragen ist jedoch das Feld der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Lachen nicht erschöpft. Dieses Feld öffnet sich sowohl auf die

subjektive wie auf die objektive, auf das Lächerliche bezogene Seite hin. Lächerliches ergibt sich nicht nur zufällig und unwillkürlich, es wird bewußt, durch Handlungen oder Worte, immer auch erzeugt. Die Frage, woher man den Stoff zum Lachen nehmen, auf welche verschiedenen Weisen man es hervorrufen kann und welche unterschiedlichen Wirkungen und Funktionen das sprachlich oder mimetisch erzeugte Lächerliche hat, führt unmittelbar in das Feld der Poetik und der Rhetorik. Die Poetik thematisiert das Lächerliche vor allem im Zusammenhang mit der Komödie und den verschiedenen Spielformen der komischen Dichtung: von der Parodie über die Posse und Satire bis hin zum Schwank und zur Farce. Für die Rhetorik ist die Erzeugung von Lachen eines der stärksten rednerischen Mittel, wie etwa die immer wieder zitierte Grundregel des GORGAS bezeugt, daß man dem Ernst des Gegners mit Gelächter, und seinem Gelächter mit Ernst begegnen müsse. Eine der Hauptaufgaben der Rhetorik war es darum, die Orte und die Arten des Lächerlichen zu benennen, über die jeder urbane Redner verfügen sollte.[2] Die naheliegende Frage, ob in der Rede und im geselligen Verkehr jede Art des Lachens zulässig sei, oder ob es in seinem Gebrauch Grenzen gebe, hat nicht nur eine ästhetische, sondern immer auch eine moralische und soziale Dimension. Die Domestizierung des unbotmäßigen, unanständigen, aggressiven Lachens ist darum das Grundthema in den meisten Theorien des Lächerlichen: von Platons Zähmungsvorhaben im ‹Staat› über die christliche Verdammung des Lächerlichen bis hin zu Rousseaus Polemik gegen die Komödie und zur Empfindlichkeit totalitärer Diktaturen des 20. Jh. gegenüber der Waffe des Witzes. Die Hauptunterscheidungen im Dienste dieser Domestizierung sind etwa die zwischen Lachen und Verlachen, liberalem und illiberalem Lächerlichen, zwischen *ridicule* und *risible*, *ridiculous* und *ludicrous*, zwischen dem ungereimten und schädlichen Lächerlichen auf der einen und dem wahren, harmlosen oder erbaulichen Lächerlichen auf der anderen Seite. Die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion des Lachens leitet unmittelbar über in Gesellschaftskritik und Gesellschaftstheorie und eröffnet, zumindest in deskriptiver Hinsicht und im Kulturvergleich, ein Aufgabenfeld auch der Ethnologie und der sozialen Anthropologie.

Mit der Thematisierung der Gefühlswirkungen des Lächerlichen richtete schon die antike Rhetorik ihre Aufmerksamkeit auf die subjektive Seite des Lachens: Wer andere verlacht, kann ihren Zorn wecken. Das dem urbanen Redner allein angemessene Lächerliche hat umgekehrt die besänftigende Gefühlswirkung des Ethos; es steht im Gegensatz[3] und ist Gegenmittel zu allem, was Pathos hat und starke Affekte wie Furcht, Haß, Zorn, Abscheu und Empörung hervorruft. Das Lachen kann sich offensichtlich mit verschiedensten Affekten verbinden: es gibt ein höhnisches, bitteres, kaltes etc. Lachen. Kann man ihm darum überhaupt einen bestimmten Affekt zuordnen oder ist der mentale Zustand, den das Lächerliche hervorruft, wie QUINTILIAN vermutet, letztlich nicht definierbar?[4] Begriffe wie Heiterkeit, Vergnügen, Spiel[5], Amüsement werden jedoch immer wieder mit Lachen in Verbindung gebracht. Die von diesen Begriffen eingefangene Gefühlslage scheint sich von anderen Affekten darin zu unterscheiden, daß sie weder dazu antreibt, in die Welt einzugreifen, noch dazu, sie besser zu verstehen – da ja, auf einen Schlag, alles Wesentliche schon verstanden ist.[6]

Was es mit diesem Gefühlszustand auch immer auf sich haben mag: er erklärt noch keineswegs, warum es zu dem körperlichen Phänomen des Lachens kommt. Die Entladungstheorie von SPENCER und FREUD leitet die Erklärungsversuche der in dieser Frage geforderten Psychologie des Lachens ein, die ihrerseits wieder der Ergänzung durch physiologische, biologische und ethnologische Theorien bedarf, und nicht zuletzt nach einer anthropologischen Deutung des Lachens ruft: Was sagt der Umstand, daß der Mensch, wie man seit ARISTOTELES immer wieder betont [7], das lachende Tier ist, über ihn selbst und seine Beschaffenheit aus? Lachen und Weinen, so die noch immer nicht überholte Antwort von PLESSNER, enthüllen die exzentrische Position des Menschen im Banne seines Körpers: daß er weder Leib ist noch bloß einen Leib hat. Im Lachen sowohl wie im Weinen antwortet der Mensch nicht vermittelt seines Körpers, sondern als Körper – weil er keine andere Antwort mehr weiß. [8]

C. I. *Antike*. Der erste Anstoß zur Beschäftigung mit dem Lachen gilt offenbar der Frage, wie man ihm beikommen kann – oder jedenfalls seiner maliziösen Form, dem Verspotten und Verlachen anderer. Seine Zunge zu zügeln (KLEOBULOS) [9], andere mit seinem Lachen nicht einzuschüchtern [10], nicht über Freunde (SOLON) [11] und Unglückliche (CHILON) [12] zu lachen, sind die entsprechenden Ratschläge, die sich schon in den Sentenzen der Sieben Weisen finden. Maß zu halten im Lachen, raten sowohl PYTHAGORAS wie KRITIAS. [13] Selbst DEMOKRIT VON ABDERA, als der «lachende Philosoph» apostrophiert, der über alles und jedes lacht [14], stimmt in diesen Chor der warnenden Stimmen mit ein. [15] PLATON und ARISTOTELES haben diese kritische Haltung mit ihren Theorien des L. und des Lächerlichen untermauert und verstärkt. Platon, der erstmals vom Lächerlichen in substantivierter Form spricht (to geloíon), sieht im Lächerlichen eine Abart des Schlechten und Unvernünftigen, wenn auch eher von der harmlosen Sorte: Lächerlich sind z. B. die Schwachen, die, im Unterschied zu den Mächtigen, mit ihren Schwächen niemandem schaden können [16], oder jene, die sich für reicher, schöner und besser halten als sie in Wahrheit sind. [17] Das Lachen, das sie auslösen, ist sowohl lustvoll wie auch, da es einem Übel gilt, auf gleiche Art schmerzlich wie der Neid (φθόνος, phthónos), der sich am Unglück des Nachbarn weidet. Das Lächerliche, mit einem Wort, verschafft uns ein aus Neid und Lust gemischtes Vergnügen. [18]

Gerechtfertigt ist das Lächerliche insofern, als es – ein später des öfteren wiederholtes Argument – der Erholung des Geistes dient [19] und, durch den Kontrast, gerade das Gegenteil, den Ernst, um so besser erkennen läßt. [20] «Wer nur einigermaßen tugendhaft sich bewahren» und nicht selbst Lächerliches tun oder sagen wolle, müsse deshalb nicht nur das Ernste, sondern auch das Lächerliche kennenlernen, wie es die Komödie mit ihren «Nachbildungen häßlicher Gestalten und Gesinnungen» und zum Lachen reizender «Scherzgebilde» in «Worten, Gesang und Tanz darstellt». [21] Exzessives Lachen aber gilt es ebenso zu zügeln wie exzessives Weinen [22], am wenigsten steht es den Wächtern des Idealstaates an und ganz und gar nicht – entgegen den unwahren Reden des Homer – den Göttern. [23] Wie schon HERAKLIT [24] so warnt uns auch PLATON davor, uns selber lächerlich zu machen, wenn wir Lächerliches von uns geben. [25] Das Lächerlichmachen anderer aber sollte ohnehin – jedenfalls im Idealstaat – unter Strafe gestellt werden, gleichgültig ob es nun im Zorn erfolgt oder nicht. Andere ver-

spotten dürfen nur jene, die dazu eine Erlaubnis haben, und auch diese nur, wenn es ohne Schmerz und ohne Zorn geschieht. [26] Platon zielt hier auf eine Unterscheidung ab, welche die Theorie des Lächerlichen bis in die Gegenwart bestimmen wird: die Unterscheidung zwischen einem gerechtfertigten gutartigen und einem unerlaubten böartigen Lachen, zwischen einem Lachen, das, wie sein Zeitgenosse XENOPHON es charakterisiert, weder auf den eigenen Vorteil ausgeht, noch auf den Nachteil und Schaden anderer, weder unanständig in der Sache noch obszön in den Worten ist, und einem Lachen, das diese Bedingungen nicht erfüllt. [27]

Diese Unterscheidung hat wohl auch ARISTOTELES im Auge bei seiner über Jahrhunderte hinweg immer wieder zitierten Definition des Lächerlichen in der Komödie: Die Komödie ist Nachahmung des Lächerlichen als einer besonderen Art des Häßlichen und Gemeinen: Es «ist ein Mangel und etwas Schimpfliches, das aber weder schmerzt noch ins Verderben bringt». [28] Nicht an diese Bestimmung des Lächerlichen halten sich offenbar die von Aristoteles verurteilte Alte Komödie und insbesondere die Jambischen Dichter, die in ihrer Darstellung der Verrücktheiten der Menschen das Lachen mißbrauchen, die nicht belachen, sondern verlachen. [29]

Die Frage des richtigen Umgangs mit dem Lachen ist für Aristoteles nicht nur eine ästhetische, sondern vor allem eine ethische Frage und als solche eine Frage der Mitte zwischen einem Übermaß und einem Mangel. Wer es mit dem Lachen übertreibt, ist ein Possenreißer, der um jeden Preis – wie unschicklich und verletzend es auch sein mag – Lachen zu erregen sucht; wer selber nie scherzt und sich über Scherzende ärgert, gehört zum anderen Extrem, er ist der Ungebildete und Steife. Die Mitte ist der sichere Anstand des vornehmen oder freien Mannes, des *homo liberalis*, wie die Lateiner sagen werden, der weiß, was sich ziemt, und der sich darum beim Scherzen alle Beleidigungen versagt. [30]

Die Konkretisierung dieses Gedankens führt unmittelbar über zu der Disziplin, die – neben der Poetik – den zweiten Hauptanstoß zur Beschäftigung mit dem Lachen gegeben hat, zu der von Aristoteles ebenfalls zur Entfaltung gebrachten Rhetorik. Zu wissen, wie man Lachen hervorruft oder vermeidet, ist nach Aristoteles «im Kampf der Geister» von Nutzen, denn wie Gorgias richtig gesehen habe, müsse man den Ernst des Gegners durch Gelächter zunichte machen, sein Gelächter durch eifrigen Ernst. [31] Die Regeln, die beim rhetorischen Umgang mit dem Lachen zu beachten sind, hat Aristoteles allerdings nur beiläufig thematisiert, so etwa wenn er darauf hinweist, daß man sich im Zorn allzu leicht dazu hinreißen läßt, andere lächerlich zu machen oder zu verspotten [32], daß Scherz eher bei jenen angebracht ist, die selber zu scherzen wissen [33], oder daß man den Zorn der anderen herausfordert, wenn man ihrem Ernst nicht auch mit Ernst, sondern ironisch begegnet. [34] Gepriesen wird von Aristoteles die Ironie, die sich gegen den Sprechenden selber richtet: diese allein sei eines freien Mannes würdig. [35]

Ausführlich dargestellt werden die von Aristoteles nur angedeuteten Regeln des liberalen Gebrauchs des Lächerlichen in den «Quaestiones convivales» von PLUTARCH. Der Scherz, so lautet seine Hauptmaxime, soll Vergnügen bereiten, nicht Schmerz. [36] Er soll nicht forciert sein und angepaßt an Ort, Zeit und Zuhörerschaft. [37] Zulässig gegenüber den anderen sei jene Art von Ironie, die andere nicht direkt lobt, sondern einem, der offensichtlich ohne Fehler ist, große Fehler

zuschreibt oder seine offensichtlich guten Qualitäten mit unvorteilhaften Begriffen versieht. [38] Lächerlich machen dürfe man eher unschuldige Schwachheiten als ernstliche Fehler [39] und eher kleine als große körperliche Defekte [40], man solle eher über sich selbst lachen als über andere [41] und das Scherzen besser lassen, wenn man es nicht beherrscht. [42]

Die einzigen, die sich – aus Prinzip – an solche Regeln nicht halten wollten, waren die Kyniker. Im Zeichen des von ihnen heroisierten Ironikers Sokrates [43] machten sie es zu ihrem Anliegen, Scherz und Ernst zu verbinden und lachend die Wahrheit zu sagen [44] – σπουδαιογέλοιον, spoudaiogéloiōn [45], wie sie ihre Methode benannten. Nicht unbeeinflusst von den von Aristoteles abgelehnten Jambischen Dichtern und der Alten Komödie übten sie sich in der Kunst, insbesondere und vor allem ihre Freunde mit bitterem Spott moralisch aufzurütteln [46] – gemäß dem bekannten Wort von Diogenes: «Andere Hunde beißen ihre Feinde, ich meine Freunde, um sie zu retten». [47]

Ihre volle Entfaltung hat die in den griechischen Quellen angelegte Theorie des Lächerlichen in den rhetorischen Schriften von Cicero gefunden. Höchste Funktion der Rede ist nach Cicero Pathos (*concitatio*) [48]: das Vermögen, mit leidenschaftlicher Rede [49] die Gefühle der Hörer zu erregen (*inflammare, incendere, incitare, ardere*). Aber die Rede benötigt, als Gegenkraft, auch die entgegengesetzte Funktion: die des Ethos, der *commendatio* [50], durch die der Redner die Hörer zu besänftigen (*conciliare, lenire*) und für sich zu gewinnen versucht. [51] Lachen zu erregen, ist das beste Mittel im Dienste des Ethos: um den – vom Gegner aufgeschürten – Affekten [52] entgegenzuwirken und vor allem auch, um damit als Redner seine eigene Menschlichkeit und Urbanität auszudrücken. [53] Dieses Ziel bestimmt auch die von Cicero aus der griechischen Rhetorik [54] übernommenen Prinzipien für den Gebrauch des Lächerlichen. Das Lächerliche ist per definitionem einzuschränken auf das Häßliche und Gemeine der geringen Art: «Locus autem et regio quasi ridiculi – nam id proxime quaeritur – turpitudine et deformitate quadam continetur; haec enim ridentur vel sola vel maxime quae notant et designant turpitudinem aliquam non turpiter» (Der Ort und gleichsam das Gebiet des Lächerlichen – denn darauf bezieht sich die nächste Frage – ist wesentlich bestimmt von einer gewissen Häßlichkeit und Mißgestalt. Denn man lacht ja ausschließlich oder ganz besonders über das, was etwas Häßliches auf eine Weise bezeichnet und beschreibt, die nicht häßlich ist). [55] Eine Reihe von Personen sollte darum überhaupt nicht zum Gegenstand des Lachens gemacht werden: Freunde [56], Höherstehende [57] und Richter [58], Unglückliche [59] und Verbrecher [60], denen gegenüber Lachen nicht angemessen wäre. Den Gegner dagegen darf man durchaus mit der Waffe des Witzes attackieren (*notare, figere, lacerare*) [61], vor allem wenn er sich als besonders stupid zeigt. [62] Allerdings gilt auch hier: «nec [...] semper, nec omnes nec omni modo» (nicht immer, nicht jeden, nicht in jeder Form) [63] – und nicht aus verwerflichen oder eigennützigen Motiven (*iocus petulans*). [64] Mit der verwendeten Sprache soll man jedoch immer den Anstand wahren – selbst dort, wo an sich Unanständiges zur Sprache kommen muß [65], und zu beachten seien in jedem Fall Ort und Zeit der Rede: ob auf dem Forum z.B. oder bei einem Gastmahl. [66] Das Entscheidende aber sei, daß der Witz im Einklang stehe mit dem Charakter des Sprechenden. Einem vor-

nehmen Mann (*homo nobilis* oder *liberalis*) ist allein die liberale Form des Witzes angemessen, jener Umgang mit dem Lächerlichen, der all diesen Regeln entspricht. Illiberal aber ist das Lächerliche, wenn bereits eine dieser Regeln verletzt wird. [67]

In Bezug auf die Frage nach den möglichen *genera* des Lächerlichen antwortet Cicero mit einer rhapsodischen Aufzählung der möglichen Fundorte des Lächerlichen, kunterbunt gemischt wie seine Witzesammlung. Man erregt Lachen, indem man «die Charaktere anderer verspottet, seinen eigenen von einer lächerlichen Seite zeigt, Häßliches mit noch Häßlicherem vergleicht, Verstellung anwendet, etwas ungereimte Äußerungen tut, Torheiten rügt». [68] An die Spitze dieser Liste stellt er eine Bestimmung des Lächerlichen, die sich später als die erfolgreichste erwiesen hat: das Lächerliche, das aus enttäuschter Erwartung (*expectationibus decipiendis*) [69] oder, wie Horaz es formuliert, aus dem Gegensatz von hoher Erwartung und geringem Resultat entspringt. [70]

QUINTILIAN, der sich in allen wesentlichen Punkten eng an Cicero hält, versucht die Liste der *genera* des Lächerlichen noch etwas zu systematisieren. Gleich wie Cicero unterscheidet er zunächst grundsätzlich zwischen den Hauptkategorien: dem «*ridiculum* [...] positum in rebus ac verbis» (Lächerlichen, welches auf Sachen und Worten beruht) [71] und geht dann zu den für den Redner wichtigen Anwendungsformen des Lächerlichen [72] über: Entweder sucht man das Lächerliche bei den anderen (*ex aliis*) – in ihrer äußeren Gestalt, ihren Eigenschaften, Aussagen oder Handlungen [73] – oder dann bei sich selbst (*ex nobis*), indem man sich selbst in ein lächerliches Licht setzt und absichtlich halbtörichte Dinge sagt, oder schließlich in etwas Drittem, enttäuschten Erwartungen, dem Spiel mit der Doppeldeutigkeit von Wörtern und anderem mehr, was zu keiner der übrigen Klassen gehört. [74]

Anmerkungen:

1 vgl. Aristoteles, De partibus animalium 672 b 10ff., bes. 637a 2ff. – 2 Quint. VI, 3, 105. – 3 ders. VI, 3, 1ff. – 4 ders. VI, 3, 7f. – 5 Arist. EN 1176 b 27. – 6 J. Morreall (Hg.): The Philosophy of Laughter and Humor (New York 1987) 188–207. – 7 Aristoteles [1] 673 a 8, a 28. – 8 H. Plessner: Philos. Anthropologie (1970) 45, 74f. – 9 VS 520, 13. – 10 ebd. 521, 25. – 11 ebd. 521, 15. – 12 ebd. 521, 24. – 13 Pythagoras, Gnomol. Monac. lat. I, 19 (Caecil. Balb. Wölfflin, S. 18); Kritias, in: VS 615, 20ff. – 14 vgl. Hippolytas, in: VS 360, 20; Lukian, Vitarum auctio 13. – 15 VS 427, 12; 399, 18; 405, 19. – 16 Platon, Philebos 49 b/c. – 17 ebd. 48 d/c. – 18 ebd. 50 a/b. – 19 ebd. 30 e; vgl. Arist. EN 1177 a 1ff., 1128 b1. – 20 Platon, Leges 816 e. – 21 ebd. 816 d/e. – 22 ebd. 732 c. – 23 Plat. Pol. 388 c/389 a. – 24 Heraklit, Gnomol. Monac. lat. I, 19 (Caecil. Balb. Wölfflin, S. 18). – 25 Plat. Pol. 606 c. – 26 ders., Leges 935 d/e. – 27 Xenophon, Cyropaedia II, 2, 12–14 V, 218; vgl. dazu später: Plutarch, Quaestiones Convivales II, 1, 1. – 28 Arist. Poet. 1449 a 31–33. – 29 ebd. 1448 b 25ff. – 30 Arist. EN 1128 a–b 4. – 31 Arist. Rhet. 1419 b 2ff. – 32 ebd. 1179 a. – 33 ebd. 1181 a. – 34 ebd. 1380 a. – 35 ebd. 1419 b 5ff. – 36 Plutarch [27] 1, 1; vgl. auch 4, 11; 5, 1–7; 6, 1; 7, 1; 8, 1–2. – 37 ebd. 10, 1; 13, 1; 13, 2. – 38 ebd. 6. – 39 ebd. 8. – 40 ebd. 9. – 41 Arist. Rhet. III, 18, 7, 1419 ff. – 42 Plutarch [27] 4, 1. – 43 Xenophon, Symposion 4, 34. – 44 vgl. Horaz, Saturae sive sermones I, 1, 23f. – 45 vgl. Plat. Gorg. 481 b; Phaidr. 234 d; Apologia 20 d. – 46 Diogenes Laertius VI, 4: über Antisthenes, VI, 69: über Diogenes. – 47 vgl. Stobaeus, Florilegium III, 13, 44. – 48 Cic. Or. 128; Cic. De or. II, 201. – 49 Cic. Or. 132; Cic. De or. II, 189ff.; vgl. auch Quint. VI, 2, 26. – 50 Cic. De or. II, 201. – 51 ebd. II, 236; Cic. Or. 132. – 52 Cic. De or. II, 236; vgl. auch Quint. VI, 3, 1. – 53 Cic. De or. II, 236. – 54 Arist. Rhet. III, 7, 1408 a. – 55 Cic. De or. II, 236. – 56 ebd. 237; vgl. auch Quint. VI, 3, 28. – 57 Cic. Or. 89. – 58 Cic. De or. II, 245; vgl. auch II, 238, 239; 248; 264; 266. – 59 ebd. II, 238; vgl. auch Quint. VI, 3, 28. – 60 Cic. Or. 88; Cic. De or. II, 237; Quint. VI, 3, 29; 31. – 61 Cic. Or. 73. –

62 Cic. De or. II, 229. – 63 Cic. Or. 89. – 64 Cic. Or. 88; ders., De officiis I, 103; vgl. auch Quint. VI, 3,33. – 65 Cicero, De officiis I, 128. – 66 ders., Epistulae ad Atticum II, 18, 2; ders., De officiis I, 144; vgl. auch Quint. VI, 3,28; 33. – 67 Cicero, De officiis I, 103f.; Cic. De or. II, 242. – 68 Cic. De or. II, 289. – 69 ebd. – 70 Hor. Ars 139. – 71 Quint. VI, 3, 22. – 72 ders. VI, 3, 23. – 73 ders. VI, 3, 37. – 74 ders. VI, 3, 24.

II. Mittelalter und Renaissance. Der schon von den Kirchenvätern festgestellte und seither immer wieder hervorgehobene Umstand, daß Christus – seiner menschlichen Natur und mithin seiner Fähigkeit zum Lachen zum Trotz [1] – niemals gelacht [2] und das Lachen auch nicht gutgeheißen habe [3], war von fundamentaler Bedeutung für die Einstellung der Kirche und des Kirchenrechts gegenüber dem Lachen: Das körperliche Lachen (*risus integer, risus corporalis*) gehört zum sündhaften *gaudium carnalis et vanitatis*, zu der jedem Mönch, aber letztlich auch jedem Christenmenschen verbotenen *laetitia inepta*. [4] Die einzige wirkliche Freude, die es gibt, ist das *gaudium spirituale*, die Glückseligkeit der Auserwählten. [5] Als Abglanz oder Vorschein der wahren Freude kann sich der Mönch allenfalls ein maßvolles leises Lächeln – ein «Lachen des Herzens» [6] gönnen, wobei selbst dieses Lachen von einzelnen Autoren noch als zweideutig angesehen und der *laetitia inepta* zugeschlagen werden kann. [7] Witze, Scherze und Possen jedenfalls, *verba vana aut risui apta* [8], sind – von den Klerikern zumindest [9] – ganz und gar zu unterlassen, und ebenso ist jeder Kontakt zu Sängern, Spaßmachern und Gauklern (*joculatores, histriones, scurrae*), diesen, wie sie gelegentlich bezeichnet werden, «Werkzeugen des Teufels» [10] (*ministri Satanae*), zu meiden. [11]

Der Gegensatz zu den antiken Theorien des Lächerlichen hätte nicht größer sein können, und wo immer die mittelalterlichen Theologen an den antiken Autoren anknüpften, gerieten sie in Schwierigkeiten, denen sie sich auf höchst unterschiedliche Weise zu entziehen versuchten: sei es, wie etwa CLEMENS VON ALEXANDRIEN, durch Umdeutung des von der Antike gepriesenen gemäßigten Lachens, der aristotelischen *εὐτραπέλια*, *eutrapelia*, im Sinne einer christlichen Ethik [12], sei es, wie AMBROSIUS, durch strikte Verurteilung der antiken Lehren [13] zumindest für den geistlichen Bereich [14], oder sei es, wie in den «Formula vitae honestae» von MARTIN VON BRACARA [15] und im «Moralium Dogma Philosophorum» [16], durch Entwicklung einer spezifischen, das gemäßigte Lachen nicht ausschließenden natürlichen Laienmoral. Häufig aber stehen beide Auffassungen unvermittelt nebeneinander und nicht selten sogar – ein sprechendes Beispiel dafür ist JOHANNES VON SALISBURY [17] – bei ein und demselben Autor. Der erste, der die Wende brachte und sich, unter Berufung auf die Antike, der traditionellen Verdammung des Lächerlichen entgegenstellte, war THOMAS VON AQUIN. Thomas stimmt der aus der Antike übernommenen These des Augustinus [18] zu, daß der Mensch Lachen, Scherz und Spiel zu seiner Erholung brauche. [19] In Bezug auf den Umgang mit dem Lächerlichen ist nach der Ansicht des Aquinaten die aristotelische *eutrapelia* (*iocunditas*) eine auch dem Christen geziemende Tugend. [20] Seine Position signalisiert den nun auch auf theoretischem Gebiet erfolgenden Durchbruch hin zu der im Spätmittelalter blühenden Literatur und Kultur des Komischen.

Die Humanisten haben das Lachen wieder ganz in sein Recht gesetzt: Es ist das Proprium des Menschen, und darum ist es für ihn am besten, wenn er lacht, mit Rabelais ausgedrückt: «Mieux est de ris que de larmes escri-

pre, Pource que rire est le propre de l'homme» (Es ist besser vom Lachen als vom Weinen zu handeln, denn das Lachen gehört zu den wesentlichen Eigenschaften des Menschen.) [21] Das Augenmerk richtet sich dabei erstmals auch auf die mysteriöse physische und medizinische Seite des Lachens: die Frage nach seinem Sitz im Körper, ob im Herz (Aristoteles), Gehirn (Hippokrates, Platon) oder in der Milz, und nach den das Lachen erregenden und durch das Lachen ausgelösten körperlichen Mechanismen. [22] Exemplarisch dafür ist etwa L. JOUBERTS «Traité du Ris» von 1579 [23], mit zahlreichen Referenzen auf den damaligen Diskussionskontext. Die aristotelische Definition und Theorie des Lächerlichen bleibt unverzichtbarer Ausgangspunkt, aber man wirft Aristoteles vor, daß er das Alltägliche zu sehr vergißt: das Lachen der Kinder und der Eltern über ihr Kind z.B. oder das Lachen der Freunde und Verliebten, das ja keineswegs dem Häßlichen und Gemeinen gilt. [24] Auf der anderen Seite aber ist den Humanisten ebenso klar: Reine Freude allein ruft offensichtlich kein Lachen hervor. Was hinzukommen muß, ist das wohl zuerst von J. L. VIVES [25] mit besonderem Nachdruck hervorgehobene Moment der Verwunderung (*admiratio*) über ein unerwartet auftauchendes Neues. Die Verwunderung erzeugt eine Spannung, die sich dann körperlich in Form des Lachens entläßt. Dieser Hinweis auf das Überraschungsmoment in allem Lächerlichen ist auch rhetorisch von Bedeutung: Wer als *homo urbanus* in der witzigen Rede brillieren will [26], muß die Technik der Überraschung beherrschen und mit Dingen spielen können, die «gegen die Erwartung» (*fuor d'opinione*) sind. [27]

Die in jedem Lächerlichen enthaltene Gegensätzlichkeit drückt sich, wie insbesondere Joubert betont, in zwei gegenläufigen Affekten aus, die sich gegenseitig in der Balance halten: Vergnügen nämlich und Traurigkeit. [28] Für eine etwas andere Mischung plädiert dann DESCARTES: Wenn das Lachen natürlich ist, scheint es von der Freude zu kommen, welche die Wahrnehmung der Tatsache hervorruft, daß wir nicht verletzt werden können durch das Üble, über welches wir uns entrüsten und, verbunden damit, daß wir selber überrascht sind durch die Neuheit und Unerwartetheit dieses Übels. Auf diese Weise tragen Freude, Haß und Verwunderung das Ihre bei. [29]

Die *civilitas* der Humanisten kommt auch in ihrer Haltung gegenüber dem Lachen zum Ausdruck. Es gilt – im Sinne der aristotelischen *eutrapelia* – das richtige Maß und den richtigen Takt zu finden, zu wissen, wann und wo und über wen man lachen darf [30], und sich zu hüten vor dem absurden und exzessiven Lachen [31], dem Lachen der Grobianisten (*rire grobianiste*) und Karnevalisten und dem Absturz in die fratzenhafte Animalität. [32] Gepriesen wird – nicht nur aus moralischen, sondern auch aus ästhetischen Gründen – das stille Lachen, das Lachen «mit kleinem Mund» (*à petite bouche*). [33]

Anmerkungen:

1 vgl. Thomas von Aquin, Summa theologiae III^a, q. 16, art. 5; zur Sache vgl. Augustinus, Contra Faustum Manichaeum, lib. 26, cap. 8, ML 42, col. 484; Anselm von Canterbury, Cur Deus homo, ML 158, col. 359ff; Abaelard, Sic et non, cap. 66, 75, 78, 80, ML 178, col. 1330ff; Petrus Lombardus, Sententiae, lib. III, dist. 2, ML 192, S. 759f.; dist. 6, col. 767ff.; dist. 15, col. 785ff; vgl. auch Anonymus, Predigt zu Mariae Himmelfahrt, ML 39, 2133; 'Una regola monastica' di incerto autore, hg. C. Ottaviano, in: Testi medioevali inediti (Florenz 1933) 222. – 2 vgl. S. Basillii Magni Regulae fusi tractatae, Interrogatio XVII, MG 31, col. 962; Johannes Chrysostomus, In Matth. homil. VI, MG 57,

S. 69; Egbert von Lüttich, *Fecunda ratis*, hg. E. Voigt (1889) 155, 935f.; Bernhard von Clairvaux, *De adventu Domini sermo*, ML 183, col. 50; Petrus Cantor, *Verbum abbreviatum*, cap. 67, ML 205, col. 203. – 3 Johannes von Sailsbury, *Policraticus*, lib. V, cap. 6, hg. C.C.J. Webb (Oxford 1909) Bd. I, S. 305; vgl. auch Curtius 422, Anm. 7; vgl. dagegen J. Suchomski, 'Delectatio' und 'Utilitas'. Ein Beitr. zum Verständnis ma. komischer Lit. (1975) 258, Anm. 26. – 4 Bernhard von Clairvaux, *De gradibus humilitatis et superbiae*, cap. XII, ML 182, col. 963f.; vgl. auch ders., *Liber de modo bene vivendi*, cap. 65, ML 184, S. 1295; Petrus Cantor [2] col. 202f. – 5 Gregor der Große, *Moralia in Job VIII*, 52, ML 75, col. 856; Petrus Cantor [2] *Prov. XV*, 13, col. 203. – 6 Gregor der Große [5] col. 856: *risus cordis*. – 7 Hugo von St. Viktor, *In Ecclesiasten homilia VIII*, ML 175, col. 164ff. – 8 Benedikt von Nursia, *Sancti Benedicti Regula Monasteriorum*, cap. IV bzw. VI, hg. von D.C. Butler (³1935) 24 bzw. 29. – 9 H. Wasserschleben: *Die irische Kanonensammlung* (1874) 34; vgl. etwa auch *Hibernensis lib. LX*, cap. 3, in: *Wasserschleben*, 257; Regino von Prüm, *De synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis*, hg. von F.G.A. Wasserschleben (1840) 88, c. 153 u. 154; ML 132, col. 220, c. 151 u. 152; Burchard von Worms, *Decretum*, lib. II, 171, ML 140, col. 654 (= Regino, c. 153); *Decretum*, lib. II, 172 (= Regino, c. 154); Ivo von Chartres, *Panormia*, lib. 3, c. 172, ML 161, col. 1171; *Decretum*, p. 6, c. 263, ML 161, col. 501; *Decretum* p. 11, c. 79, ML 161, col. 773 (= *Les statuta ecclesiae antiqua*, hg. Ch. Munier, Paris 1960, c. 73); *Corpus Iuris Canonici*, hg. von E. Friedberg, Bd. I (1879) 168 (= *Decretum Gratiani*, pars I, dist. XLVI, c. VI); *Liber Sextus Decretalium D. Bonaficii Papae VIII*, lib. III, tit. I, cap. 1 (*Corp. Iur. Can.*, hg. von E. Friedberg, Bd. II, S. 1019; vgl. *Konzil Salzburg* (1310), *Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio ... quae I.D. Mansi ... evulgavit. Editio novissima ...* (Florenz 1759–98) XXV, 227, c. 3; *Konzil Eichstätt* (1354), *Concilia Germaniae quae ... I.F. Schannat ... collegit, dein I. Hartzheim ... auxit, continuavit, notis ... illustravit, t. I–II. Col Aug. Agripp. (1759–90) IV*, 371; *Prager Konzil* (1355) *Mansi XXVI*, 390, c. 26. – 10 Honorius Augustodunensis, *Elucidarium*, II, 18, ML 172, S. 1148. – 11 vgl. dazu etwa folgende Erlasse: *Konzil Laodicea* (315) *Mansi II*, 573; *Canones-Sammlung Hadrians I.*, *Mansi* (vgl. [9]) XII, 868; *Konzil Aachen* (816), c. 83, *Mansi XIV*, 202; *Konzil Mainz* (813), *Mansi XIV*, 67, c. 10; *Anton von Verceil*, cap. 42, ML 134, S. 37. – 12 vgl. Clemens von Alexandrien, *Paidagogus II*, 7, 56, 3. – 13 Ambrosius, *De officiis ministrorum*, lib. I, cap. 23, hg. von G. Krabinger (1857); zu den antiken Lehren vgl. etwa *Arist. EN II*, 7, 1108 a; *IV*, 1128 a und b; *Aristoteles, Ethica Eudemia III*, 7, 1234 a; zu *Aristoteles* vgl. L. Radermacher: *Weinen und Lachen. Stud. über antikes Lebensgefühl* (Wien 1947); E. Walser: *Theorie des Witzes und der Novelle nach dem de sermone des Jovianus Pontanus* (1908); *Macrobii, Saturnalia VII*, hg. von J. Willis (²1970) S. 396ff.; vgl. auch Curtius 420f.; *Cicero, De amicitia* 66; *De officiis I*, 134; zum Begriff der *eutrapelia* vgl. H. Rahner: *Eutrapelie, eine vergessene Tugend. Geist und Leben, in: Zs. für Asese und Mystik* 27 (1954) 346–353. – 14 vgl. dazu Thomas von Aquin [1] *II^a II^{ae}*, q. 168, art. 2, ad 1. – 15 Martin von Bracara, *Opera omnia*, hg. von C.W. Barlow (New Haven 1950); die altfrz. Version des Textes wurde von E. Irmer als Dissertation (Halle 1890) herausgegeben. – 16 Wilhelm von Conches, *Moralium dogma philosophorum*, hg. von J. Holmberg (Paris/Uppsala/Leipzig 1929). – 17 vgl. einerseits Johannes von Sailsbury [3] lib. VIII, cap. 10, Bd. II, S. 289, 5–290 und andererseits lib. V, cap. 6, Bd. I, S. 305, 5–14. – 18 Augustinus, *La musique/De musica*, II, 14, *texte de l'édition bénédictine I*, 7 (Paris 1947) 150–152. – 19 Thomas von Aquin [1] *II^a II^{ae}*, q. 168, a. 2, arg. sed contra. – 20 ebd., resp. ad fin.; vgl. ebd., Ia 2ae q. 60 a. 5 und 2a 2ae q. 160 a. 2. – 21 F. Rabelais: *Gargantua, Œuvres complètes*, hg. von M. Huchon (Paris 1994) 3. – 22 vgl. etwa D. Ménager: *La Renaissance et le rire* (Paris 1995) 7ff., bes. 20; L. Joubert: *Traité du Ris* (1579; ND Paris 1979). – 23 Joubert [22]; engl. *Treatise on Laughter*, übers. von G.D. de Rocher (Alabama 1980). – 24 vgl. etwa F. Valleriola: *Enarrationum medicinalium libri sex* (Lyon 1554) 218; C. Mancinius: *De risu ac ridiculis* (1591; Frankfurt/M. 1603) (*Bibliothèque Nationale*, R, 18159–18162) 103; *Castelvetto: Poetica d'Aristotele vulgarizzata* (1576) 91–98. – 25 J.L. Vives: *De Anima et vita libri tres* (1538), in: *Opera omnia* (1553) Bd. II, 571; G. Fracastoro: *De Sympathia et antipathia rerum*

(Lyon 1550) 185; Mancinius [24] 106; R. Goclenius: *Physica commentatio de Risu et Lacrymis* (1597) 11. – 26 vgl. etwa J.J. Pontanus: *De Sermone* (1509) 112, hg. von S. Lupi u. A. Risicato (Lucani 1954) 17f. – 27 B. Castiglione: *Il libro del Cortegiano*, II 58, hg. von G. Carnazzi (Mailand 1987) 170. – 28 Joubert [22] 88. – 29 R. Descartes: *Passions de l'Âme*, Art. 127, *Œuvres XI*, hg. von Ch. Adam u. P. Tannery (Paris 1909) 422. – 30 Castiglione [27] II, 46, S. 160. – 31 vgl. Erasmus: *Civitas Morum* oder *Anweisung zu öffentlichen Sitten, der Tugend zum besten*, Sectio I, § 31 (Goslar 1733) 24. – 32 Joubert [22] 211. – 33 Le Facet en François, hg. von J. Morawski (Posen 1923) 114; vgl. F. Rabelais [21] 43.

III. Neuzeit. Mit HOBBS wird die Psychologie des Lachens zum Hauptthema: Er fragt, worin genau denn jene als vergnüglich erlebte *passion of laughter* besteht, die zu jedem Lachen gehört? Die Antwort, die ihm seine antagonistische Sicht des Menschen nahelegt, führt zu der neuen, im englischen Sprachraum lange Zeit dominierenden Überlegenheitstheorie: «[...] the passion of laughter is nothing else but sudden glory arising from some sudden conception of some eminency in ourselves, by comparison with the infirmity of others» ([...] die Leidenschaft des Lachens ist nichts anderes als ein plötzliches Glücksgefühl, das durch die plötzliche Erkenntnis von der eigenen Überlegenheit im Vergleich zur Schwäche anderer entsteht)[1] – mit den Worten von MONBODDO ausgedrückt: Das Lachen ist das «Vergnügen», entstanden «aus unserer Meynung, dass wir von dem Flecken oder der Hässlichkeit, worüber wir an anderen lachen, frey, und deshalb insofern über sie erhoben sind».[2] C. MORRIS' Versuch, etwas Ordnung in die verschiedenen Arten des Lächerlichen zu bringen, indem er *Wit, Humour, Raillery, Satire* und *Ridicule* von einander abzugrenzen versucht, steht noch ganz im Bann der Hobbesschen Theorie: Ziel des *Ridicule* sei es, «to set an Object in a mean ludicrous Light, so as to expose it to your Derision and Contempt, [...] to degrade the Person attack'd» (eine Sache in ein gemeines, lächerliches Licht zu rücken, um sie dem Spott und der Verachtung auszusetzen [...] und die angegriffene Person zu erniedrigen). Dies geschieht durch die Waffe des Witzes oder durch den Humor allein: indem eine Person ihre «Foibles and Queerness [...] in its full Strength and Vigor» (Schwäche und Wunderlichkeit [...] in aller Schärfe und mit Nachdruck)[3] selber zur Geltung bringt.

Der Allgemeinheitsanspruch der Hobbesschen Erklärung für alle Formen des Lachens bleibt jedoch nicht unangefochten. F. HUTCHESON weist anhand zahlreicher Gegenbeispiele zu Recht darauf hin, daß es durchaus ein Lachen geben kann ohne Gefühl der Überlegenheit und daß nicht jedes Gefühl der Überlegenheit gleich Lachen hervorrufen muß[4], und J. BEATTIE erinnert an die alte Unterscheidung zwischen Lachen und Verlachen und versucht, die ihnen entsprechenden zwei Arten des Lächerlichen von einander genauer abzugrenzen: Jene Dinge, die das reine Lachen hervorrufen, bezeichnet er als «ridiculous», und jene, welche «excite laughter mixed with disapprobation or contempt» (ein Lachen gemischt mit Mißbilligung oder Verachtung hervorrufen) als «ludicrous»[5] – eine Unterscheidung, die sich unter der Bezeichnung *le ridicule, le risible* im Französischen bis heute erhalten hat[6] und die mit der Gegenüberstellung von «ungereimtem» und «abentheuerlichem» Lachen[7] oder «bloß Lächerlichem» und «Belachenswerthem»[8] auch für die deutsche Sprache vorgeschlagen wurde.

Im Schatten der Hobbesschen Überlegenheitstheorie wächst jedoch die weit erfolgreichere Gegentheorie, die

Inkongruenztheorie heran. Nicht vom Gefühl, sondern vom Objekt her ist das Lachen zu erklären. Es ist, wie HURCHESON sagt, eine «Perception in the Mind» [9], und das, was wahrgenommen wird, ist, nach der Erläuterung von SHAFESBURY, der bereits von Cicero und Horaz hervorgehobene innere Kontrast im lächerlichen Objekt selbst zwischen dem, was es ist, und dem, was es verheißt. [10] C. MORRIS verhalf dieser Kontrast- oder Inkongruenzbestimmung mit seiner Definition des Lächerlichen zum Durchbruch: «Ridicule is a free Attack of any Motly Composition, wherein a real or affectet Excellence and Defect both jointly appear, glaring together, and mocking each other, in the same Subject» (Spott ist ein dreister Angriff auf jedwede lächerliche Zusammensetzung, in der eine reale oder vorgetäuschte Auszeichnung und ein Mangel gemeinsam auftreten, sich in derselben Person grell unterscheidend und gegenseitig verspottend). [11] Durch KANT wurde sie zur Standarddefinition des Lächerlichen auch in Deutschland. In allem, was Lachen erregt, muß, wie Kant sagt, «etwas Widersinniges sein [...] Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts.» In der nachgeschobenen Erläuterung gibt Kant auch eine erhellende Erklärung der Wirkung dieses Überraschungseffekts auf den Körper und auf das «Gemüth»: Diese Verwandlung erfreut, obwohl sie – als «getäuschte Erwartung» – für den Verstand nicht erfreulich ist und zwar dadurch, daß sie «als bloßes Spiel der Vorstellungen ein Gleichgewicht der Lebenskräfte im Körper hervorbringt». [12]

Der Kern dieser Erklärung, der Kontrasteffekt selbst, fehlt nunmehr in keiner Deutung des Lächerlichen mehr. Er findet sich bei LESSING: «Jede Ungereimtheit, jeder Kontrast von Mangel und Realität ist lächerlich» [13], ebenso wie bei GOETHE: «Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Contrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird» [14], F.J. RIEDEL: «Ein lächerliches Objekt ist ein solches, was uns die Vorstellung einer unbeträchtlichen, uninteressanten und nicht allzu gewöhnlichen Ungereimtheit darbietet» [15], A. Gérard: «Les objets nous paroient ridicules toutes les fois que nous appercevons dans eux de l'incongruité» (Die Dinge erscheinen immer dann lächerlich, wenn wir Unvereinbares in ihnen entdecken) [16] und auch bei Hegel: «Lächerlich kann jeder Kontrast des Wesentlichen und seiner Erscheinung, des Zwecks und der Mittel werden, ein Widerspruch, durch den sich die Erscheinung in sich selber aufhebt und der Zweck in seiner Realisation sich selbst um sein Ziel bringt». [17]

Die Kontrasttheorie setzt voraus, daß der Kontrast im lächerlichen Objekt selbst liegt; aber eine entscheidende Quelle des Kontrastes, die an das Objekt herangetragene normativen Erwartungen des Lachenden, sind damit nicht erfaßt. Genau dies jedoch ist der Aspekt, unter dem im späten 17. und 18. Jh., der Zeit des Ancien Régime in Frankreich, das Lachen praktisch eingesetzt und theoretisch zum Gegenstand der Analyse gemacht wurde. In einer sozialen Welt, in der die Regeln des gesellschaftlichen Umgangs verbindlich festgelegt, richtig und falsch klar definiert sind, muß jede Abweichung von diesen anerkannten Regeln als lächerlich erscheinen [18] – so lange zumindest, als sie, wie das Laster, nicht einem moralischen Defekt («une dépravation du coeur»), sondern einem intellektuellen Mangel («un défaut d'esprit») entspringen. [19] Der Inbegriff einer lächerlichen Person ist darum der Ungebildete, der Dummkopf. [20] Wer

lacht, beweist dadurch allerdings nicht schon Klugheit, denn oft besteht das Lächerliche nur «in der Einbildung jener, die es zu sehen glauben, wo es nicht ist und nicht sein kann». [21]

Auch für das Lächerliche selbst muß es darum feste Regeln geben, die sagen, wann und worüber gelacht werden darf. Mit Blick auf die an Molières Komödien sich entzündende Diskussion, welche Formen des Lächerlichen literarisch zulässig seien – ob nur das *ridicule délicat* oder auch das *ridicule bas et grossier* von der Art des Rabelais und der Farcendichter –, stellt SAINT-EVREMOND fest, daß diese Regeln als zeitabhängig zu betrachten seien: «Unsere Torheiten sind keinesfalls diejenigen, über die Horaz sich lustig machte, unsere Laster sind niemals diejenigen, die Juvenal tadelte: Wir müssen eine andere Form des Lächerlichen anwenden.» [22]

In der äußeren Formulierung allerdings, in die man das für die Komödie allein zuträgliche Lächerliche zu fassen versucht, ist wenig Wandel spürbar. Man hält sich an die Aristotelische Definition des Lächerlichen als eines Mangels oder einer Häßlichkeit, die weder Schmerz noch Verderben bringt, wie die zahlreichen Variationen dieser Definition sowohl im 18. wie im 19. Jh. beweisen. Das auf der Bühne dargestellte Lächerliche soll «décente et instructive» [23] sein und von der Art, daß es die «Weisen und Tugendhaften» [24] lachen macht (LA BRUYÈRE), und dies bedeutet nach CHAMFORT: Es ist stets «agréable, délicat, et ne nous cause aucune inquiétude secrète» (gefällig, feinfühlig und berührt uns innerlich nicht unangenehm) [25], nach GOTTSCHED: Es belustigt und erbauet zugleich [26] und nach CH. BATEUX: Es erweckt «Scham», «ohne Schmerz zu verursachen». [27] Mit der ursprünglich von POPE [28] eingeführten Unterscheidung zwischen Lachen und Verlachen behilft sich LESSING: «Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht eben durch Verlachen» [29], und sie tue dies, indem sie eine an sich durchaus tugendhafte und unserer Hochachtung würdige Person in eine lächerliche Situation setzt oder Lächerliches tun läßt. [30] Wo diese Voraussetzung erfüllt ist, dürfte auch die später von Hegel erhobene Forderung erfüllt sein, die «Torheit und Einseitigkeit der handelnden Personen» müsse nicht nur dem Zuschauer, sondern auch ihnen selbst lächerlich erscheinen. [31]

Was den gesellschaftlichen Bereich betrifft, wurde die These von der Zeitabhängigkeit des Lächerlichen im 18. Jh. zum allgemeinen Topos. Was als lächerlich gilt, ist, wie CHAMFORT behauptet, abhängig von der jeweils bestehenden Ordnung, der *décence établie* [32]; es entspringt aus dem Widerspruch «des pensées de quelque homme, de ses sentiments, de ses moeurs, de son air, de sa façon de faire, avec la nature, avec les lois re çues, avec les usages» (der Denkweise eines Menschen, seinen Gefühlen, seinen Sitten, seinem Aussehen, seiner Handlungsweise und der Natur, den überkommenen Gesetzen und Gebräuchen). [33] DUCLOS nimmt allerdings auch hier die bekannte Einschränkung vor: Nicht jede Art der Abweichung von den etablierten Normen ist lächerlich, denn: «Ce qui est contre la raison est sottise ou folie; contre l'équité c'est crime» (Was sich gegen die Vernunft richtet, ist töricht oder verrückt, das gegen die Rechtschaffenheit Gerichtete ist ein Verbrechen). [34] Er beschränkt das Lächerliche deshalb auf den Bereich des Sittlich-Neutralen, der Mode. [35] Die Mode freilich bestimmt nach Duclos' Verständnis beinahe unser ganzes Verhalten: «Nous jugeons des actions, des idées et des sentiments sur leur rapport avec le mode. Tout ce qui n'y est pas conforme est trouvé

ridicule» (Wir beurteilen Handlungen, Denkweisen und Empfindungen nach ihrer Beziehung zu gesellschaftlichen Standards. Alles was damit nicht übereinstimmt, wird als lächerlich empfunden).[36] Diese Macht der Mode ist nach Duclos ein stehender Beweis dafür, daß die Furcht, sich lächerlich zu machen oder lächerlich gemacht zu werden, größer ist als die Furcht, sein Glück oder seine Ehre zu verlieren[37] – eine Beobachtung, die schon LA ROCHE-FOUCAULD gemacht hatte:» Le ridicule déshonore plus que le déshonneur» (Das Lächerliche ist schändlicher als das Unehrenhafte)[38], und die ABBÉ DE BELLEGARDE aus der sozialen Natur des Menschen zu erklären versucht: Weil wir für die Gesellschaft geboren seien, müßten wir uns vor nichts mehr hüten als vor dem Lächerlichen.[39]

Daß eine Gesellschaft, in der die Furcht vor dem Urteil der anderen zum herrschenden Motiv geworden ist, alles andere als erfreulich sein kann, blieb jedoch nicht unbenutzt, wie eine der französischen Akademie vorgeschlagene Preisaufgabe von 1751 verrät – ihr Thema: «Si la crainte puérile du ridicule étouffe plus de talents & de vertus, qu'elle ne corrige de vices & et de défauts» (Ob die kindische Angst vor dem Lächerlichen mehr Talente und Tugenden erstickt als sie Laster und Mängel heilt).[40] Die Antwort auf diese Frage hat Duclos gegeben: «La crainte puérile du ridicule étouffe les idées, rétrécit les esprits et les forme sur un seul modèle» (Die kindische Angst vor dem Lächerlichen erstickt die Gedanken, beengt die Geister und formt sie nach einem einzigen Muster).[41] Die Folge davon sei Uniformität, Lethargie und die Langeweile der immer wiederkehrenden Ideen, Meinungen, Stilarten und Themen.[42]

Im deutschsprachigen Raum scheint dieses Problem der allgegenwärtigen Angst vor dem sich Lächerlichmachen kaum virulent geworden zu sein. Die der Kontrasttheorie verpflichtete poetologische Literatur des beginnenden 19. Jh. jedenfalls sucht das Lächerliche weiterhin in seinem Gegenstand, unter Berücksichtigung allerdings auch der subjektiven Seite.

Den neuen Ausgangspunkt markiert JEAN PAUL mit der – schon bei Fontenelle nachweisbaren[43] – Gegenüberstellung des Lächerlichen und des Erhabenen. Das Lächerliche ist der «Erbfeind des Erhabenen» und «folglich [...] das unendliche Kleine»[44], das, weil «zur Verachtung [...] zu unwichtig und zum Haße zu gut»[45], nur der Gegensatz zum Großen des Verstandes, d.h. das «Unverständige» sein kann. Dieses «Unverständige» nun weist nach Jean Paul drei «Bestandteile» auf: den «sinnlichen» Kontrast, der anschaulich wird in einer Handlung oder Situation, den «objektiven» Kontrast, d.h. den «Widerspruch, worin das Bestreben oder Sein des lächerlichen Wesens mit dem sinnlich angeschauten Verhältnis steht», und den «subjektiven Kontrast», der den objektiven erst erzeugt, weil wir dem Bestreben des lächerlichen Wesens «unsere Einsicht und Ansicht» leihen.[46] Jean Pauls Bestimmung des Lächerlichen beherrscht für einige Jahrzehnte die Diskussion fast völlig. Die einen – F. BOUTERWEK[47] etwa oder CH. WEISSE[48] – schieben zwar mehr das objektive Moment in den Vordergrund, andere – wie etwa A. RUGE – betonen eher das subjektive Moment: Das Lächerliche «hat nur Dasein in dem Augenblicke, wo es der lachenden Person zum Bewußtsein kommt».[49] Aber auch für Ruge steht fest, «daß die Bewegung, die das Lächerliche ist, von der unvollkommenen Erscheinung ausgeht».[50] Er wendet sich, wie er sagt, bloß gegen den voreiligen Gedanken, «daß denn nur die unvollkommene Erschei-

nung als solche, die Caricatur als Außending, ohne weiteren Vorgang das Lächerliche sei.»[51]

F. TH. VISCHER knüpft explizit wieder an Jean Pauls Definition an, glaubt jedoch, sie ins Metaphysische ausweiten zu müssen, weil «das Erhabene und diese Winzigkeit des Zufalls, der es stört», nur dann als lächerlicher Kontrast verstanden werden könnten, wenn sie beide als vom selben Subjekt ausgehend, d.h. als «zweckwidriges Handeln des Weltgeistes» vorgestellt werden.[52] – SCHOPENHAUER, der die Unrichtigkeit von Jean Pauls Theorie des Lächerlichen für augenscheinlich hält[53], beweist durch seine eigene Definition, wie sehr er ihr verpflichtet bleibt: denn auch für ihn entsteht das Lächerliche aus einem «Konflikt zwischen dem Gedachten und dem Angeschauten»[54], aus der «plötzlichen Wahrnehmung einer Inkongruenz zwischen einem [...] Begriff und dem durch denselben gedachten realen Gegenstand» oder, wie seine Grundformel lautet: aus der «paradoxe[n] und daher unerwartete[n] Subsumtion eines Gegenstandes unter einen ihm übrigen heterogenen Begriff».[55] «Je größer und unerwarteter, in der Auffassung des Lachenden, diese Inkongruenz ist, desto heftiger wird sein Lachen ausfallen.»[56]

Die entscheidende Frage allerdings bleibt, was zu dieser Subsumtion des lächerlichen Gegenstandes unter einen Begriff veranlaßt, und auf sie antwortet NIETZSCHE mit einer Ironisierung aller Versuche, das Lächerliche von seinen objektiven Eigenschaften her zu bestimmen. Ein Lächerliches an sich gibt es ebenso wenig wie ein Ding an sich oder Gutes, Schönes, Erhabenes, Böses an sich, es gibt nur «Seelenzustände, in denen wir die Dinge ausser uns und in uns mit solchen Worten belegen».[57] Bemerkenswert am Lachen erscheint Nietzsche seine heilsame und seine subversive Kraft: Heilsam nicht in dem immer wieder beobachteten medizinischen Sinn, als einer jener Affekte, «durch welche die Natur die Gesundheit mechanisch befördert»[58], sondern als das schon von Kant erwähnte «Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens»[59] (neben den von Voltaire genannten zwei, Hoffnung und Schlaf). Für den jungen Nietzsche steht das Lachen im Dienste der «rettenden, heilkundigen Zauberin» Kunst, die allein die «Ekelgedanken über das Entsetzliche und das Absurde des Daseins in Vorstellungen umzuwandeln» vermag, «mit denen sich leben läßt: [...] das Erhabene als die künstlerische Bändigung des Entsetzlichen und das Lächerliche als die künstlerische Entladung vom Ekel des Absurden».[60] Das Subversive des Lachens klingt schon bei Schopenhauer an, wenn er feststellt, daß im Lachen die «strenge, unermüdete Hofmeisterin Vernunft» der «Unzulänglichkeit überführt» werde[61], und Nietzsche preist das Lachen als das Mittel, mit dem man sich die ewigen Wahrheiten vom Leib halten kann: Wer genug «Genie» und «Wahrheitssinn» hat, vermag auch, «sich aus der ganzen Wahrheit heraus zu lachen»[62], und es kennzeichnet das «olympische Laster» der Götter, daß sie «selbst bei heiligen Handlungen das Lachen nicht lassen können».[63]

Wo sich die subjektivistische Sicht des Lachens mit der sozialen verbindet, führt dies wieder zu der bekannten Theorie von Chamfort und Duclos, die BERGSON in seiner Theorie des Lachens erneuert hat mit der These: «Notre rire est toujours le rire d'un groupe.» (Unser Lachen ist immer das Lachen einer Gruppe.)[64] Das Lachen gehört zu den instinktiven Methoden der Anpassung, die jede Gesellschaft oder Gruppe ausbildet. Diese findet ihr Opfer, wo immer ein Mechanismus am Werk ist, der die

Anpassung an das Lebendige verstellt. [65] Prototyp ist der zufällig Stolpernde, «der seine Muskeln im gleichen Rhythmus weiterbewegt, auch als die Umstände schon längst etwas anderes von ihm verlangten». [66] Noch zuverlässigere Gegenstände des Lachens sind die dauerhaften Schwächen der Menschen, Gebrechen, Laster, Versteifungen, Wiederholungen, kurz: jede Abnormität, die eine «gewisse mechanisch wirkende Steifheit» zu erkennen gibt. [67]

Diese wohl am meisten zitierte Theorie des Lachen im 20. Jh. erwies sich in verschiedener Hinsicht als anschlussfähig. Die von Bergson hervorgehobene Gefühllosigkeit und Boshaftigkeit des Lachens, das vor allem die unschuldigen Opfer von Lebenswiderigkeiten trifft, faszinierte einen Autor wie BATAILLE, der sich bei der Lektüre Bergsons an Nietzsches Lacherfahrungen erinnert fühlt: Das Lachen macht vor nichts halt, bietet keinen «Widerstand gegen Zerstörung» [68], je mehr Bedeutung das Belachte habe, desto größer sei der Absturz in das Lächerliche. Was uns im Lachen vor Freude taumeln läßt, ist die Erkenntnis, daß die «ganze Welt außerhalb unserer Reichweite» [69], unserer Sicherheiten liegt.

An Bergsons Grundformel knüpft auch J. RITTER an. Er will allerdings die Lachgemeinschaft nicht auf die «verständige Weltansicht» mit dem Mechanischen als dem ihr entgegenstehenden Lächerlichen beschränken. [70] Das Lachen bestimmt sich nach Ritter «selbst je aus dem Daseinssinn [...], in dem der Lachende seinem Wesen und seiner Lage nach sich hält» [71], und was «mit dem Lachen ausgespielt und ergriffen wird», sei die dem Ernst nicht zugängliche geheime Zugehörigkeit des Entgegengesetzten und Nichtigen zu der jeweiligen, historisch, sozial und landschaftlich variierenden «Lebens- und Weltordnung» [72], oder, wie die griffige Formel von O. MARQUARD lautet: «Komisch ist und zum Lachen reizt, was im offiziell Geltenden das Nichtige und im offiziell Nichtigen das Geltende sichtbar werden läßt». [73]

In diesem Ansatz von Ritter liegt möglicherweise auch eine Antwort auf die Frage, die sich einer Begriffsgeschichte des Lachens immer wieder in den Weg stellt: das «Problem der Grenzziehung zwischen dem Lächerlichen und dem Komischen». [74] «Lächerlich» und «komisch» werden zumeist synonym gebraucht, und über lange Strecken fällt die Geschichte dieser beiden Begriffe völlig zusammen. Diese Gleichsetzung scheint jedoch nicht zu rechtfertigen zu sein, und es gab auch verschiedene Versuche einer genaueren Abgrenzung. Nach E. SOURIAU fällt die Grenze zwischen dem Komischen und dem Lächerlichen mit der Grenze zwischen Leben und Kunst zusammen: das Lächerliche gehöre der Lebenswelt zu, das Komische der Kunst – als die ästhetische Verfeinerung und Sublimierung des rohen, aggressiven, über die Schranken des Anstands, der Moral und des Geschmacks hinweggehenden Lachens im Alltag. [75] Dieser Vorschlag scheidet aber begriffsgeschichtlich gesehen schon daran, daß die von Souriau dem Komischen zugeschriebene kathartische Wirkung durchaus auch als Funktion des Lächerlichen angesehen werden kann, und auf der anderen Seite gehören, worauf H.R. JAUSS hinweist, der sogenannte Sinn für Komik und das befreiende Lachen durchaus auch zu unserer Lebenswelt. [76] Wenn man der Grundformel von Ritter und Marquard folgt, könnte der Unterschied jedoch auch darin liegen, auf welche Seite des lächerlichen Kontrastes sich der Lachende jeweils stellt: ob auf die Seite des «offiziell Nichtigen», das dann eben bloß als komisch erscheinen muß, oder auf die Seite des «offiziell Geltenden», vor dem das Nichtige

als das mit dem Hobbeschen Überlegenheitsgefühl quittierte Lächerliche erscheinen wird.

Anmerkungen:

1Th. Hobbes: *Human nature*, Works 4, hg. von Molesworth (London 1848) 46. – 2Monbodo: *Des Lord Monbodo Werk von dem Ursprung und Fortgange der Sprache*, übers. und abgek. von E.A. Schmid (1785) Bd.2, 394. – 3C. Morris: *An essay towards fixing the true standards of wit, humour, raillery, satire, and ridicule* (1744), in: *Augustan Reprint Soc. Publ. Ser. 1: Essay on wit* Nr.4 (New York 1947) 37. – 4F. Hutcheson: *Reflections upon laughter* (1729) No. 10f., in: *Hibernicus' letters*, *Collected Works*, hg. von B. Fabian 7 (1971) 101. – 5J. Beattie: *Essay on laughter and ludicrous composition* (1776) 587; vgl. dazu bes. K. Kloth: *J. Beatties ästhetische Theorien* (Diss. 1972) 101ff. – 6vgl. P. Robert: *Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française* 6 (Paris 1964) Bd.30, 41. – 7Sulzer, Bd.3, 133f. – 8F.J. Riedel: *Theorie der schönen Künste und Wiss.* (1774) 105. – 9Hutcheson [4] 96. – 10A. Shaftesbury: *An essay on the freedom of wit and humour* (1709), in: *Characteristics of men, manners, opinions, times* (1714) 1, 150. – 11Morris [3] 37. – 12Kant KU 332f. – 13G.E. Lessing: *Hamburgische Dramaturgie* 1, St. 28; *Sämtl. Schriften*, hg. von K. Lachmann (1893) 9, 302. – 14J.W. Goethe: *Die Wahlverwandtschaften* (1809) T. 2, Kap. 4. *Werke* (Weimar 1892) Bd.20, 240. – 15Riedel [8] 105. – 16A. Gérard: *Essai sur le gout* (Paris/Dijon 1766) 82. – 17G.W.F. Hegel: *Ästhetik*, hg. von F. Bassenge (1955) Bd.2, 552. – 18vgl. dazu F. Schalk: *Das Lächerliche in der frz. Lit. des Ancien Régime*, in: *Arbeitsgemeinschaft des Landes NRW, Abt. Geisteswiss., H. 19* (1954) 5–30. – 19J. La Bruyère: *Les caractères ou les moeurs de ce siècle* (1688), *Des jugements* Nr.47. *Œuvres* (Monaco 1962) 358. – 20ebd. – 21ebd. 359, Übers. Verf.; vgl. auch 256. – 22Ch. De Saint-Evremond: *Œuvres* 1, hg. R. De Planhol (Paris 1927) 244. – 23La Bruyère [19] 82. – 24ebd. 6. – 25N. Chamfort: *Maximes et pensées III*. *Œuvres* 4, hg. P.R. Anguis (Paris 1824) 212. – 26Gottsched *Diction. 634*. – 27Batteux' *Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz* 1. Teil übers. von J.A. Schlegel (1770; ND 1976) 337. – 28vgl. S.M. Tave: *The amiable humorist. A study in the comic theory and criticism of the 18th and early 19th centuries* (Chicago 1960) 54. – 29Lessing [13] 303. – 30ebd. 302f. – 31Hegel [17] 583. – 32Chamfort [25] 4, 211. – 33ebd. – 34C.P. Duclos: *Considérations sur les moeurs de ce siècle*, ch. 9: *Sur le ridicule, la singularité, et l'affectation*. *Œuvres* 1, hg. von M. Auger (Paris 1820–21) 111. – 35ebd. – 36ebd. 111f. – 37ebd. 112. – 38F. La Rochefoucauld: *Maximes* 326. *Œuvres* (Paris 1957) 451. – 39B.M. De Bellegarde: *Réflexions sur le ridicule* (Paris 1669) 4. – 40Diderot *Encycl.*, Bd.29, 210f. – 41Duclos [34] 114. – 42ebd. 116. – 43vgl. B. De Fontenelle: *Œuvres*, *Nouv. Éd.* (Paris 1766) 1, 136. – 44Jean Paul (Richter): *Vorschule der Ästh.* 1, 6. Programm (Ueber das Lächerliche). *Sämtl. Werke* 1/11, hg. von der Preuss. Akad. (1935) 92f. – 45ebd. 97. – 46ebd. 102 und 97. – 47F. Bouterwek: *Ästhetik* (1806, ND 1976) 143. – 48Ch. Weiss: *System der Ästhetik als Wiss. Von der Idee der Schönheit* (1830, ND 1966) 229. – 49A. Ruge: *Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche*, *Sämtl. Werke* 9 (1848) 12. – 50ders.: *Die Ästhetik des Komischen*, in: *Sämtl. Werke* 10 (1848) 206. – 51ebd. – 52F. Th. Vischer: *Kritische Gänge*, hg. von R. Vischer (1922) 4, 126. – 53A. Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819) Bd.2, *Sämtl. Werke* 3, hg. von A. Hübscher (1949) 99. – 54ebd. 100. – 55ebd. 99. – 56ebd. 99f. – 57F. Nietzsche: *Morgenröthe*, KGA V/1, hg. von C. Colli, M. Montinari (1971) 191f. – 58Kant KU 334. – 59ebd. – 60F. Nietzsche: *Die dionysische Weltanschauung* (Nachlass), KGA III/2, hg. von G. Colli, M. Montinari (1973) 59. – 61Schopenhauer [53] 108. – 62Nietzsche [57] V/2, 44. – 63ders.: *Jenseits von Gut und Böse*, Nr. 294, KGA VI/2, hg. von G. Colli, M. Montinari (1968) 246. – 64H. Bergson: *Le rire* (Paris 1900) 6. – 65dt. Übers. von H. Bergson: *Das Lachen* (1988) 17ff., 27. – 66ebd. 15. – 67ebd. 16. – 68G. Bataille: *Conférences sur le Non-Savoir*, in: *TelQuel* 10 (1962) 6. – 69ebd. 4. – 70J. Ritter: *Über das Lachen*, in: *Blätter für Dt. Philos.* 14 (1940/41) 6. – 71ebd. 7. – 72ebd. 12. – 73O. Marquard: *Exile der Heiterkeit*, in: *Das Komische*, hg. von W. Preisendanz, R. Warning: *Poetik und Hermeneutik* 7 (1976) 142. – 74vgl. den Titel von H.R. Jauss: *Zum Problem der Grenzziehung zwischen dem*

Lächerlichen und dem Komischen, in: Preisendanz, Warning [73] 361–372. – 75 E. Souriau: Le risible et le comique, in: Journal de Psychol. normale et pathol. 41 (1948) 145–183. – 76 vgl. Jauss [74] bes. 366ff.

Literaturhinweise:

H. Spencer: Physiology of Laughter (1860), in: ders.: Essays, Scientific, Political and Speculative, Vol. II, The Works of H. Spencer, XVI (1891; ND 1966). – W. Hazlitt: Lectures on the English Comic Writers (London 1885) Lecture I. – J. Sully: An Essay on Laughter (London 1902). – E. Arndt: De ridiculi doctrina rhetorica (1904). – M.A. Grant: The ancient rhetorical theories of the laughable (Madison 1924). – J.-J. Rousseau: Lettre à d'Alembert sur les spectacles, hg. von L. Flandrin (Paris 1935). – D.H. Monro: Argument of Laughter (Melbourne 1951). – R. Piddington: The Psychology of Laughter. A Study in Social Adaption (New York 1963). – F. Stearns: Laughing: Physiology, Pathophysiology, Psychology. Pathopsychology and Development (Springfield, Ill. 1972). – S. Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, GW VI (1973). – R. Boston: An Anatomy of Laughter (London 1974). – M. Grotjahn: Vom Sinn des Lachens. Psychoanalytische Betrachtungen über den Witz, das Komische und den Humor (1974). – J. Suchomski: Delectatio und utilitas (Bern 1975). – Ch.P. Wilson: Jokes. Form, Content, Use and Function (London/New York 1979). – T. Kunnas: Nietzsches Lachen (1982). – M.L. Apte: Humor and Laughter (Ithaca/London 1985). – J. Morreall (Hg.): The Philosophy of Laughter and Humor (New York 1987). – G. Ueding: Rhet. des Lachens, in: ders.: Aufklärung über Rhet. (1992) 3–18. – D. Menager: La Renaissance et le rire (Paris 1995).

A. Hügli

→ Asteismus → Delectare → Facetiae → Farce → Groteske → Humor → Ironie → Karikatur → Komik, das Komische → Parodie → Pointe → Satire → Scherz → Urbanitas → Witz → Zote

Lakonismus (griech. λακωνισμός, lakōnismós; dt. Lakonismus; engl. laconism; frz. laconisme; ital. laconismo)

A. Eine den Bewohnern der peloponnesischen Landschaft Lakonien als eigentümlich zugeschriebene und nach ihnen benannte extrem knappe, verdichtete Ausdrucksweise, die besonders glänzend in schlagfertigen, treffsicheren Antworten hervortritt. Das im L. zum Ausdruck kommende militärische Ethos verlangt einen schmucklosen, zupackenden und auf das sachlich Notwendige beschränkten Stil, der auf Erläuterungen verzichtet (Kommandosprache). Im rhetorischen System erscheint der L. zum einen i. w. S. als Steigerungsform der *brevitas*, zum anderen i. e. S. als Charakteristikum von Sentenzen und Aussprüchen (Apophtegmata). Der Begriff steht daher sowohl für die lakonische Art des Ausdrucks wie für den lakonischen Ausdruck, die lakonische Aussage. [1] Das Griechische verwandte für die Bewohner Lakoniens, soweit ihr Wesen gemeint war, nicht die Bezeichnung Lakedaimonier oder (nach der Hauptstadt) Spartaner, sondern Λάκωνες (Lákōnes, Lakonier). [2] Der hierzu gehörige Begriff λακωνισμός (lakōnismós) leitet sich ab von dem Verb λακωνίζω (lakōnizein): lakonische Sitten, Lebensart, Kleidung, Sprache nachahmen – lakonisch gesinnt sein, es mit den Lakoniern halten, war jedoch ursprünglich eingeschränkt auf die Bedeutung <Parteinahme für die Spartaner>. Erst CICERO benutzte <L.> (in der heute geläufigen Weise) für das sprachliche Phänomen. [3] Die den Spartanern zugeschriebene Eigenart des Sprechens nannte man βραχυλογία (brachylogía, kurze Redeweise) oder prägnant βραχυλογία Λακωνική (brachylogía lakōniké, lakonische Kürze). [4]

B. I. Antike. Ein Zeugnis für die lakonische Redeweise findet sich bereits bei HOMER in einer Bemerkung über

den Spartaner Menelaos: «Siehe, da sprach Menelaos nur fliegende Worte voll Inhalts,/wenige, doch eindringender Kraft; denn er liebte nicht Wortschwall,/nicht abschweifende Rede, wiewohl noch jüngerer Alters». [5] QUINTILIAN nimmt diese Stelle als Beispiel für das *genus subtile* (feingearbeitet; griech. ἰσχρὸν, ischrón: mager, schlicht) [6] und charakterisiert den Stil als «brevem quidem cum iucunditate et propriam (id enim est non deerare verbis) et carentem supervacuis eloquentiam» (Beredsamkeit, die, in ihrer Kürze angenehm und im Ausdruck treffend – das nämlich bedeutet das <nicht in den Worten abirrend>, – nichts Überflüssiges kennt). [7] PLATON gebraucht den Ausdruck βραχυλογία τις Λακωνική (brachylogía tis lakōniké, eine Art lakonischer Kürze) [8] für die kurze, treffende Bemerkung in philosophischen Gesprächen. In einer pseudo-historischen Konstruktion läßt Platon die griechische Philosophie von Sparta ausgehen. [9] Einst hätten sich sieben weise Männer getroffen, unter denen auch der Spartaner CHILON gewesen sei, und Sprüche wie Γνώθι σαυτόν (Erkenne dich selbst), Μηδὲν ἄγαν (Nichts im Übermaß), Χαλεπὸν ἔσθλόν ἔμμεναι (Es ist schwer edel zu sein) niedergeschrieben. [10] Sentenzen dieser Art blieben mit den sog. Sieben Weisen und Chilon verbunden. [11] ARISTOTELES [12] hat Μηδὲν ἄγαν dem Chilon zugeschrieben, der in der Biographie bei DIOGENES LAERTIOS [13] ausdrücklich βραχυλόγος (brachylógos, kurz redend) genannt wird.

Es war allgemeine Ansicht der Hellenen, daß man in Sparta wenig Worte machte, [14] die Brachylogie galt als Wesenszug der Spartaner, ja sogar als angeboren. [15] Die Wortkargheit wurde gefördert durch die staatlich verordnete Einfachheit des Lebens und die Abschottung nach außen. Höchste Tugenden waren waren militärische Disziplin und Gehorsamkeit. Die Praxis des Lesens und Schreibens war wenig verbreitet. [16] Nach PLUTARCH [17] setzte kein Redelehrer seinen Fuß nach Sparta, Cicero [18] weiß bis zu seiner Zeit keinen einzigen Redner aus Sparta zu nennen. TACITUS [19] erklärt richtig das Fehlen der politischen Rede mit der strengen spartanischen Herrschaftsform. In der Volksversammlung wurde nicht debattiert. [20] Die Unfreiheit in Sparta war also nicht geeignet, eine ausgebildete Rhetorik zur Geltung zu bringen. Reflexe der (natürlichen) lakonischen Kürze finden sich in Reden von Spartanern, die in Geschichtswerke eingelegt sind. [21] Beispiele finden sich bei Herodot [22] und Diodor [23], der den spartanischen Gesandten Endios in Athen συντόμως καὶ λακωνικῶς (lakonisch knapp) sprechen läßt. PLUTARCH [24] zitiert eine Botschaft, die nach der verlorenen Schlacht bei Kyzikos nach Sparta gehen sollte und «in lakonischem Stil» abgefaßt war: «Verloren sind die Schiffe. Mindaros ist tot. Die Männer hungern. Wir wissen nicht, was tun.» Ob authentisch oder nicht, das Beispiel zeigt, wie man in der Antike die spartanische Ausdrucksweise einschätzte.

PSEUDO-DEMETRIOS [25] beschreibt lakonische Brachylogie folgendermaßen: sie ist zu verwenden 1) in Passagen, wo etwas mit δεινότης (deinótēs, Nachdruck) gesagt werden soll, 2) sie ist eine Art Befehlsstil, passend 3) auch für Apophthegmata und 4) für Gnomen. Die δεινότης versteht Ps.-Demetrios [26] dabei als Kennzeichen einer vierten Stilart (zusätzlich zu den drei in anderen Systemen üblichen) [27], die er χαρακτήρ δεινός (nachdrücklicher Stil) nennt. Vorbild sind die Spartaner, die aufgrund ihres Wesens zu der kurzen, befehlsmäßigen Ausdrucksweise tendieren. [28] Angewendet findet

Ps.-Demetrios[29] sie bei DEMOSTHENES. Die typischen kurzen Phrasen werden in der Kompositionstheorie als Komma (griech. κόμμα, abgehauenes Stück) bezeichnet. [30] Ein Beispiel bei Ps.-Demetrios: In einem Schreiben an Philipp melden die Spartaner, daß der einst mächtige Tyrann Dionysios sich nun als Privatmann in Korinth aufhält. Der Wortlaut beschränkt sich auf die drei Wörter Διονύσιος ἐν Κορίνθῳ (Dionysios in Korinth). [31] Brachylogie kann, wie hier, mit einer Ellipse oder mit einem Asyndeton gekoppelt sein. [32] In der ps.-Aristotelischen «Rhetorik an Alexander» [33] heißt es, Brachylogie entspringe dem Wunsch, das Ganze einer Sache mit einem Wort zu umfassen, dem kürzesten der Sache angemessenen. Der damit verbundene Befehlston (*imperatoria brevitatis*) eignet sich gut für (auffordernde) Sentenzen wie Γνώθι σαυτὸν (Erkenne dich selbst) und ἔπου θεῶ (Folge Gott) [34], zuweilen auch paradox formuliert wie σπεῦδε βραδέως (lat. *festina lente*, Eile mit Weile). [35]

Besonders wichtig und kennzeichnend sind die beschriebenen Charakteristika des L. für Apophthegmata (Aussprüche, bon mots). Plutarch [36] schreibt ihre Ausprägung in Sparta der Aversion gegen lange Reden zu. Ein Musterbeispiel ist der legendäre Gesetzgeber Lykurg, der beschrieben wird als βραχυλόγος und ἀποφθεγματικός zugleich (kurz redend und treffend in seinen Aussprüchen). [37] Unter den Schriften Plutarchs findet sich eine Sammlung von spartanischen Apophthegmata, deren Echtheit bestritten wurde, die jedoch sehr wahrscheinlich als Materialsammlung und Vorarbeit zu den Biographien angelegt wurde. Vom antiken Herausgeber wurde sie aus dem Nachlaß veröffentlicht, in der Stephanus-Ausgabe in drei eigenständige Schriften aufgeteilt: «Apophthegmata Laconica» (Aussprüche von Spartanern), «Instituta Laconica» (Einrichtungen der Spartaner), «Lacaenarum Apophthegmata» (Aussprüche von Spartanerinnen). [38] Zu den hier rund 500 Aussprüchen kommen noch einige, die in der Schrift «Regum et Imperatorum Apophthegmata» (Aussprüche von Königen und Feldherren) Spartanern zugeschrieben sind. [39] Daß Plutarch auf ältere Sammlungen zurückgegriffen hat, so auf eine Anthologie, aus der bereits Platon und Aristoteles schöpften, ist offensichtlich. [40] Durchaus Authentisches mag enthalten sein, doch handelt es sich in der Mehrzahl um Erfundenes und Legendäres, ganz in der Tradition der antiken Biographie. Als Stilmittel empfiehlt Aristoteles [41] die lakonischen Aussprüche reiferen Personen bei Angelegenheiten, in denen sie Erfahrung aufweisen. Wir können daraus schließen, daß die Sprüche früh zu Topoi geworden sind. Sie gehörten zum Bildungsgut der Rhetoren.

Wir finden dies auch in Rom, das der griechischen Rhetorik nacheiferte und sich im griechischen Osten ausbilden ließ. Der vielseitig gebildete Redner und Schriftsteller M. IUNIUS BRUTUS (der spätere Cäsarmörder) übte nach dem Zeugnis Plutarchs, wenn er sich des Griechischen bediente, eine ἀποφθεγματικὴν καὶ Λακωνικὴν βραχυλογίαν (Kürze, die für lakonische Aussprüche kennzeichnend ist) [42], so in seinen griechischen Briefen. Wenn Mithridates in der Einleitung zur Sammlung der Brutus-Briefe sagt, er bewundere Brutus δεινότητος καὶ συντομίας χάριν (wegen der Kraft und Kürze) [43], so sind dies die oben beschriebenen Charakteristika des lakonischen Stils. Nun ist die Echtheit der Briefe zwar umstritten [44], doch berechtigt das nicht, die Zeugnisse über den Stil des Brutus in Frage zu stellen. Denn sie passen zu dem, was wir aus anderen Quellen über ihn wissen:

Er war ein Bewunderer des alten Sparta (nannte sein Landgut in Lanuvium Lakedaimon und einen Fluß darin Eurotas) [45], und überzeugter Attizist; Quintilian erkennt seinen Reden *gravitas* (Würde) [46] zu und sagt an einer Stelle über seine philosophischen Schriften: «scias eum sentire quae dicit» (man weiß gleich, daß er das auch wirklich denkt, was er sagt). [47] Es war denn auch ein Römer, der, soweit ersichtlich, den Begriff «L.» zum ersten Mal für die kurze Ausdrucksweise verwandte. In Briefen an D. IUNIUS BRUTUS (Legat Caesars und Statthalter von Gallia Cisalpina) spricht Cicero wiederholt von dessen *brevitas* [48] und gemahnt sich schließlich selbst in einer Antwort, um sie damit abzukürzen, an Brutus' λακωνισμός. [49] Daß sich Brutus eines lakonischen Stils befleißigt hätte, läßt sich in seinen erhaltenen Briefen indes nicht erkennen. [50] Vielmehr schrieb er «als Militär sachlich in der gewöhnlichen Umgangssprache». [51] Ciceros Äußerung ist also eher scherzhaft zu nehmen. Ob er bewußt oder unbewußt über den Bedeutungsinhalt des griechischen Wortes hinausging, sei dahingestellt. Wenn er den Begriff als Fremdwort (in griechischer Schrift) benutzt, so deutet dies auf die bildungssprachliche Verwendung von «L.» voraus. Von Cicero vielleicht beeinflusst [52], doch mit lateinischem Ausdruck, und das ist wohl Zeichen dafür, daß Ciceros Verwendung ohne Nachwirkung blieb, spricht SYMMACHUS [53] im 4. Jh. von der *Laconica brevitatis*, an die er sich halten möchte. In der Spätantike war die aus Sparta stammende, längst zum rhetorischen Repertoire gehörige Redeweise den Gebildeten geläufig. Das zeigen BASILIUS [54], LIBANIOS [55] und GREGOR VON NAZIANZ, der einen (kurzen) Brief [56] der Definition von λακωνίζειν widmet: es heiße nicht, wenige Silben zu schreiben, sondern über sehr vieles nur wenige.

II. Mittelalter. Im Westen schwindet die Kenntnis von griechischer Sprache und Literatur fast völlig [57] oder wird doch auf wenige Zentren zurückgedrängt. [58] Der Ausdruck «L.» oder lateinische Entsprechungen scheinen nicht mehr gebraucht worden zu sein. Im byzantinischen Osten bleibt das antike Bildungsgut präsent. Der Begriff L. erscheint bei PHOTIOS [59] im 8. Jh. im traditionellen Sinn für die politische Unterstützung Spartas, während EUSTATHIOS ihn im 12. Jh. – in einem Kommentar zu der eingangs zitierten Homerstelle über Menelaos [60] – als rhetorischen Terminus für die kurze Ausdrucksweise benutzt. Das Wort hat nun jene Bedeutungserweiterung erfahren, die seine ursprüngliche Bedeutung völlig verdrängen sollte.

III. Neuzeit. Plutarchs Schriften erfreuen sich in der Renaissance großer Beliebtheit. [61] Die Apophthegmata werden mehrfach, zuerst von F. FILELFO im 15. Jh., ins Lateinische übersetzt. ERASMUS, der Plutarch höchstes Lob zollte [62], stellt sie in ihrer Bedeutung für die Fürstenerziehung neben biblische Texte wie die Sprüche Salomons und das Evangelium. [63] Seine eigene 1532 herausgegebene Sammlung «Apophthegmata», deren erste zwei Bücher lakonische Sprüche enthalten, knüpft an Plutarch an. [64] Die Wiederentdeckung Spartas und der den Spartanern zugeschriebenen Redeweise führt bereits im 16. Jh. zum Eindringen des Begriffes «L.» und etymologisch verwandter Ausdrücke ins Italienische [65], Französische [66] und Englische. [67]

Zu großer Bedeutung gelangt der L. in der Stillehre des 16. Jh., die von der Auseinandersetzung um Attizismus und Asianismus geprägt ist. [68] Die Aufwertung des L. wurde als symptomatisch für den Wandel vom humanistischen zum barocken Stil bezeichnet [69], wobei die

Grenze freilich fließend ist. Denn einerseits lassen sich aus dem 16. Jh. zahlreiche Belege für die Kritik, ja Verurteilung des L. anführen, so bei L. CARBO, der den L. als Stilfehler «ad genera obscuri» (zu den Unterarten der Dunkelheit) zählt [70], findet sich aber auch noch im 17. Jh. Kritik, so bei J. H. ALSTED, der den L. als Extremform genauso ablehnt wie den Asianismus und das «atticum dicendi genus» (attische Stilart) als die Mitte empfiehlt [71], und andererseits wertet bereits Erasmus den L. überaus positiv. In einer wenig beachteten Passage seines «Ciceronianus» (1528) stellt er dem radikalen Ciceronianismus den Stil W. GROCYNS gegenüber, von dem es heißt: «Ad epistularum argutiam appositus Laconismum amabat et sermonis proprietatem» (Seine besondere Stärke war der knappe, treffende Briefstil, er liebte lakonische Kürze und Prägnanz des Ausdrucks). [72] Er sei als Attizist zu bezeichnen und habe, wenn er Cicero einmal las, die Wortfülle nicht ertragen können. Was hier angedeutet ist, nämlich die Erhebung des L. zum Stiltyp, gleichberechtigt neben asianischem oder attischem Stil oder mit diesem identifiziert, und gleichzeitig die Ablösung des seit dem 14. Jh. dominierenden Ciceronianismus [73], wird durch Lipsius – noch im 16. Jh. – zum Programm. [74] Ciceros Reden werden als asianisch abqualifiziert, der Kanon musterhafter Autoren erweitert, vor allem um SALLUST, TACITUS und SENECA wegen ihrer sentenzenhaften Kürze und Prägnanz der Aussage, Charakteristika auch von Lipsius' eigenem Stil, den man mit Recht lipsianischen L. genannt hat. [75] Seine Wirkung ist nicht zu überschätzen, besonders evident in zwei Bereichen: der Sprache bei Hof und der sog. *argutia*-Bewegung.

Ende des 16. Jh. wird der L. zum Instrument des Herrschers, der Befehlston setzt sich gegen gelehrte humanistische Prunkrhetorik durch. Der Militärstaat Sparta wird zum Vorbild, lakonische Kürze zum Attribut des Herrschers und fürstlichen Beamten, der scharfsinnig auf jede Situation reagieren soll. [76] Lipsius' Schüler und Nachfolger in Löwen E. PUTEANUS [77] formuliert es so: «Etiam Reges Principesque, qui Deo proximi, in terris Deum repraesentant, sermone parci, sed arguti, majestatem suam Laconismo commendant, Apophthegmate Diadema» (Auch Könige und Fürsten, die, Gott am nächsten, Gott auf Erden repräsentieren, empfehlen, sparsam, aber scharfsinnig in ihrer Sprache, ihre Majestät durch Lakonismus, die Krone durch ein Apophthegma). [78] Nach B. KECKERMANN ist der L. Sprachstil des gereiften Mannes, besonders aber des Herrschers, und angemessen für politische Erörterungen, in denen die wichtigsten Argumente Schlag auf Schlag vorgebracht werden sollen. [79]

Als ingeniose, scharfsinnige Sprache, als *stilus argutus concisus*, wird der L. in das Programm der sog. *argutia*-Bewegung integriert. [80] Bei B. GRACIÁN, der «den Scharfsinn zu der Kategorie einer höchsten Norm des Denkens, Sprechens, Schreibens und Handelns» erhebt [81], wird der L. («estilo conciso») das Gegenstück zum Asianismus («estilo redundante»), nimmt also die Stelle des attischen Stils ein. [82] E. TESAURO rechnet zu den Mitteln der «argutezza verbale» u.a. «sentenze argute», belegt durch einen Spruch von Chilon, und «apoftemmi laconici & succinti». [83] Unter den acht Metaphern, die der Erkenntnis dienen, erscheint der L. als «metafora sesta». [84]

Durch die Vertreter der *argutia*-Bewegung in Deutschland, vor allem J. MASEN – Jesuit wie Gracián und Tesauro –, findet seit der Mitte des 17. Jh. der L. auch

in die deutsche Stillehre Eingang. [85] CHR. WEISES «Politischer Redner» (1677) enthält ein Kapitel zur *argutia*-Lehre, in der ausdrücklich auf Tesauro und Masen Bezug genommen wird, die rhetorische Schrift «De poesi hodiernorum politicorum» (1678) ist ganz dem «stylus argutus» gewidmet, dessen Beherrschung Voraussetzung für politischen Erfolg sei. [86] In den «Curiösen Gedanken von Deutschen Briefen» (1691) behandelt Weise den L. unter der Bezeichnung «stylus sententiosus», wofür ihm Seneca, Curtius Rufus und Lipsius als Muster gelten. [87] Von ihm beeinflusst ist eine ganze Anzahl von Theoretikern des beginnenden 18. Jh. [88] Vom Eindringen des L. in die deutschsprachige Prosa des 17. Jh. zeugt das Werk PHILIPP VON ZESENS, der sich selbst zu «der sonderbahren Lakonischen das ist ganz kurzbindigen oder kurtzsinnigen» Art bekennt. [89] J. CHR. ADELUNG bestimmt im ausgehenden 18. Jh. den L. als auf die Spitze getriebene Präzision: «Gehet die Präzision so weit, daß auch nothwendige Bestimmungen und Umstände abgeschnitten, und nur die Hauptbegriffe, oft ohne Verbindung, dargestellt werden, so wird die *lakonische Kürze*». [90] Das Substantiv L. erscheint im Deutschen erst gegen Ende des 18. Jh., wohl entlehnt vom französischen «laconisme». [91] GOETHE verwendet es bereits zur Charakterisierung der schlichten Dichtart der Volkslieder: «Hiebei aber haben jene [die Volkslieder] immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den L. verstehen als eigentliche Gebildete.» [92]

Anmerkungen:

1 Duden (1994) 2050, s.v. L. – 2 vgl. F. Bölte in: RE 3A2 (1929) 1288ff. – 3 LSJ 1025, s.v. λακωνιζῶ. – 4 Platon, Protagoras 343b; Iulian, Ep. 31. – 5 Ilias III, 213–215b. Übers. Voss. – 6 Quint. XII, 10, 58. – 7 ebd. 64. – 8 Platon, Protagoras 343b. – 9 vgl. D. Fehling: Die sieben Weisen und die frühgriech. Chronologie (1985) 12ff. – 10 Platon, Protagoras 342a. – 11 vgl. B. Snell: Leben und Meinungen der Sieben Weisen (1938). – 12 Arist. Rhet. 1389b2ff. – 13 Diogenes Laertios I, 72. – 14 Platon, Nomoi 641e. – 15 Ps.-Demetr. Eloc. 242. – 16 Plutarch, Institutio Laconica 237A; vgl. J. T. Hooker: The Ancient Spartans (1980) 132ff. – 17 Plutarch, Lykurg 9.3. – 18 Cic. Brut. 50. – 19 Tac. Dial. 40. – 20 vgl. Jaeger Bd. 1, 119. – 21 vgl. J. Burckardt: Griech. Kulturgesch., Bd. 1 (1908) 121; F. Jacoby in: RE Suppl. 2 (1913) 493. – 22 Herodot III, 46; V, 49f. – 23 Diodor XIII, 52, 2. – 24 Plutarch, Alkibiades 28. – 25 Ps.-Demetr. Eloc. 7ff.; 240ff. – 26 ebd. 36; 240ff.; vgl. Volkmann 462ff.; Lausberg Hb. § 1079.3f. – 27 Quint. XII, 10, 58. – 28 Ps.-Demetr. Eloc. 7; 242. – 29 ebd. 246; 248; 253 u. ö. – 30 ebd. 9; vgl. Lausberg Hb. § 935ff. – 31 Ps.-Demetr. Eloc. 8; 9. – 32 Quint. IX, 3, 50. – 33 Anax. Rhet. 1434b12ff. – 34 Ps.-Demetr. Eloc. 9. – 35 vgl. Lausberg El. § 398.2; 408. – 36 Plutarch, Lykurg 20. – 37 ebd. 19.3. – 38 ders., Moralia 208bff.; 236fff.; 240cff.; vgl. K. Ziegler in: RE 21, 1 (1951) 865–867. – 39 Plutarch, Moralia 189eff. – 40 vgl. Ziegler [38] 866. – 41 Arist. Rhet. 1394b34ff. – 42 Brutus II, 4. – 43 Epistolographi Graeci, ed. R. Hercher (Paris 1873) p. 177. – 44 vgl. M. Schanz, C. Hosius: Gesch. der röm. Lit., 1. T., (1927) 397; Epistolographi latini minores, coll. P. Cugusi, Bd. 2 (Turin 1979) 182ff. – 45 Cicero, Ep. ad Atticum XV, 9. – 46 Quint. XII, 10, 11. – 47 Quint. X, 1, 123; vgl. Tac. Dial. 25. – 48 Cicero Ep. ad familiares XI, 15; 24; 25. – 49 ebd. XI, 25, 2. – 50 ebd. XI, 1, 4; 9–11; 13 usw. – 51 F. Münzer in: RE Suppl. 5 (1931) 385; vgl. E. Gerhard: De D. Iunii Bruti genere dicendi (Diss. Jena 1891). – 52 vgl. A. Forcellini: Totius Latinitatis Lexicon (1865) 673, s.v. L. – 53 Symmachus, Ep. I, 14, 1. – 54 Basilius Ep. XII. – 55 Libanios, Declamatio XXIV, 1, 3. – 56 Gregor von Nazianz, Ep. LIV. – 57 vgl. B. Bischoff: Das griech. Element in der abendländischen Bildung des MA, in: Byz. Zs 44 (1951) 27ff.; M.L.W. Laistner: Thought and Letters in Western Europe (London 1957) 238 ff. – 58 W. Berschin: Griech.-Lat. MA (1980). – 59 Photios, Bibliothek, p. 120b, 21 Bekker. – 60 Eustathios, Comm. ad Homerum, vol. I, p. 640, 26 van der Valk. – 61 vgl. R. Hirzel: Plutarch (1912) 102ff. – 62 vgl. M.M. Phillips: Erasmus and the Classics, in: T.A.

Dorey (Hg.): Erasmus (London 1970) 9f. – 63 Erasmus, Institutio Principis Christiani, in: Ausgew. Schriften, Bd. 5, hg. von W. Welzig (1968) 242. – 64 vgl. Hirzel[61] 117; Ziegler[38] 954. – 65 Grande Dizionario della Lingua Italiana, Bd. 8 (1973) 674f. – 66 Trésor de la Langue Française, Bd. 10 (1983) 900f. – 67 The Oxford English Dictionary, Bd. 8 (21989) 573f. – 68 vgl. H.-J. Lange: Aemulatio Veterum sive de optimo genere dicendi (1974) 63ff. – 69 ebd. 71f. – 70 Carbo, De elocutione oratoria libri IV (Venedig 1592) 434; vgl. Lange[68] 67f. – 71 Alsted Bd. 1, 489a. – 72 Erasmus, Ausgew. Schriften, Bd. 7 (1972), hg. von W. Welzig, übers., eingel. u. mit Anm. vers. von Th. Payr, 267ff. – 73 vgl. A. Buck: Die Rezeption der Antike in den romanischen Literaturen der Renaissance (1976) 140ff.; W. Kühlmann: Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat (1982) 189ff. – 74 vgl. ebd. 204ff. – 75 ebd. 220f. – 76 vgl. ebd. 235ff.; G. Braungart: Hofberedsamkeit (1988) 64ff. – 77 vgl. M.W. Croll: 'Attic Prose' in the Seventeenth Century, in: Studies in Philology 18 (1921) 98f.; A. Scaglione: The Classical Theory of Composition (Chapel Hill 1972) 190f.; M. Fumaroli: L'âge d'éloquence (Genf 1980) 159ff. – 78 E. Puteanus, De Laconismo Syntagma (1609), in: Opera omnia, tom. II (Amoenitatum Humanarum Diatribae XII) (Löwen 1615) Nr. VII, 393; Übers. Kühlmann. – 79 B. Keckermann, Systema Rhetoricae (1608) 608ff. – 80 vgl. Barner 44ff.; Lange[68] 69ff.; Kühlmann[73] 229ff.; M. Blanco: Les rhétoriques de la pointe (Genf 1992). – 81 E. Hidalgo-Serna: Das ingeniose Denken bei Baltasar Gracián (1985) 51. – 82 B. Gracian: Agudeza y arte de ingenio (1648), Discurso 61. – 83 E. Tesaurus: Il Canocchiale Aristotelico (1655), ND, hg. v. A. Buck (1968) 10. – 84 ebd. 434ff.; vgl. Blanco[80] 384ff. – 85 vgl. Barner 44ff.; 357ff.; Lange[68] 70f.; Kühlmann[73] 229. – 86 vgl. Barner 185f. – 87 vgl. Lange[68] 71. – 88 vgl. ebd. – 89 vgl. W.V. Meid: Sesens Romankunst (Diss. Frankfurt 1966) 80ff. – 90 J. Chr. Adlung: Über den dt. Styl (1785; ND Hildesheim/New York 1974) 207. – 91 vgl. H. Paul: Dt. Wtb. (21992) 503, s.v. lakonisch. – 92 Goethe: Maximen und Reflexionen 2.23.2, in: Frankfurter Ausg., I. Abt., Bd. 13, 141; vgl. auch seine Rez. von 'Des Knaben Wunderhorn' (1806), in: WA Bd. 40 (1901) 356: «Der Drang einer tiefen Anschauung fordert L.».

Literaturhinweise:

J.G. Hauptmann: De Laconismo (Diss. Leipzig 1736). – N.L. Sörström: De Laconismo Lipsiano (Diss. Uppsala 1739). – G.W. af Gadolin: De eloquentia Laconica (Diss. Turku 1823). – F.L. Lucas: Style (London 1955) 91–109. – H. Rüdiger: Pura et illustris brevitatis. Über Kürze als Stilideal, in: Konkrete Vernunft – FS E. Rothacker, hg. von G. Funke (1958) 345–372. – Style, Rhetoric, and Rhythm. Essays by M.W. Croll, ed. by J.M. Patrick, R.O. Evans (Princeton, N.J. 1966) – E. Rawson: The Spartan Tradition in European Thought (1969).

R. Bees

→ Apophthegma → Argutia-Bewegung → Asianismus → Attizismus → Brachylogie → Brevitas → Ellipse → Lapidarstil → Manierismus → Obscuritas

Lalia, Prolalia (griech. λαλιά, προλαλιά; lat. praefatio, praelocutio; dt. Vorrede, Freie Rede; engl. introduction; frz. prolalie, introduction; ital. prolusione, introduzione) A. Def.: Rhetorische Lalia. – B. Geschichte: I. Außerrhetorische Ursprünge. – Lalia als Form epideiktischer Rede in der Zweiten Sophistik. – II. Theorie der Lalia. – III. Lukian. – IV. Dialexis.

A. 1. Wortbedeutung. λαλιά (laliá) ist nomen rei actae zu λαλέω (laléō), welches als onomatopoetische Wortbildung (vgl. lat. *lallo*: ein Kind in den Schlaf singen) ursprünglich «schwätzen» bedeutet. Die pejorative Konnotation ist schon in der Alten Komödie geläufig, wo das Verbum in Opposition zur vernünftigen Rede kommt: «λαλεῖν ἄριστος ἀδύνατος λέγειν» (im Schwätzen der beste, Nunfähig, etwas zu sagen).[1] Im Laufe seiner Bedeutungsveränderung legt es den pejorativen Gehalt immer mehr ab und nähert sich einem bloßen «sprechen»,

«reden», so daß es sich von λέγειν (légein) nicht mehr deutlich abhebt.[2]

2. Rhetorische Lalia. «Lalia» und das Kompositum «προλαλιά» (prolaliá) begegnen als rhetorische Begriffe in der *Zweiten Sophistik* neben προαγών (proagón), πρόλογος (prólogos), διάλεξις (diálexis), sind aber von προθεωρία (protheōría) und προοίμιον (prooímion) deutlich zu unterscheiden; als lateinische Übersetzungen finden sich «praefatio» und «praelocutio/praelocutio».[3] «Prolalia/Lalia» ist die «Vorrede», in der der Redner vor seiner Hauptrede z.B. über Ort und Umstände seines Auftretens spricht, woran sich Digressionen in verschiedener Form anschließen, z.B. Mythenerzählung, Bericht, Ekphrasis (*descriptio*, Beschreibung), ehe der Redner sich, zum Zwecke der *captatio benevolentiae*, vor eigenen Person äußert[4]; diese Teile können immer wieder durch selbstreferentielle Äußerungen unterbrochen werden. Die Prolalia hat daher die Funktion, den Zuhörer geneigt zu machen und dessen Interesse zu wecken, wie dies die Exordialtopik vorsieht. Angesichts dieser Form kann es nicht wunder nehmen, daß – trotz der klaren Funktion der Prolalia/Lalia – diese auch eine Eigenständigkeit entwickeln konnte, und zwar um so mehr, als sie nicht wie die Protheoria bzw. das *prooemium* thematisch in die Hauptrede einführt, sondern den Kontakt mit dem Auditorium sucht, das der Redner gleichsam okkupieren will. Dabei ist auch bemerkenswert, daß man zwischen der Qualität einer Vorrede und der danach folgenden «agonalen» Hauptrede[5] unterschied: So berichtet Seneca d. Ä., daß «man Silo Pompeius für beredt gehalten hätte, wenn er nur von der prolocutio abgelaßen hätte» (si a prolocutione dimitteret).[6]

Die Lalia ist eine typische Form epideiktischer Rede in der *Zweiten Sophistik*: sie ist knapp gehalten, informell und unterhaltsam; ihr ist im differenzierten literarischen Betrieb der *Zweiten Sophistik* ein fester Platz im *genus demonstrativum* und *deliberativum* zugewiesen, und in der scheinbar zufälligen Anordnung des Stoffes kann der Redner auf eine *Topologie* zurückgreifen. Es lassen sich jedoch nicht nur bestimmte Muster erkennen, denen der Redner folgt, sondern ein Moment der Lalia ist auch, daß ihr ein tieferer Sinn zugrunde liegen kann, den der Redner nur verschlüsselt zum Ausdruck bringt.

Anmerkungen:

1 Eupolis fr. 95 Kock = 116 Kassel-Austin; Platon, Euthydemos 287d; Demosthenes 21,118; offenbar proverbial mit der Schwalbe verglichen bei Philemon 208 Kock = 154 Kassel-Austin. – 2 vgl. Theophrast, Charaktere, hg. v. P. Steinmetz (1962) Bd. 2, 102ff. – 3 Plinius, Epistulae 1,13,2; Aulus Gellius, Noctes Atticae IX, 15,4. – 4 so etwa der «Olympikos» = or. 12 des Dion Chrysostomos; vgl. L. Pernot: La rhétorique de l'éloge dans le monde gréco-romain (Paris 1993) 560. – 5 in späterer Zeit nur «Prologos»: Libanius, ed. R. Foerster (Leipzig 1929), or. 1, 55; 88; 2, 24; 4, 8; fr. 37. Chorikios, edd. Foerster-Richtsteig, p. 197,22; 224,11 281,13; «Proagón»: Libanius or. 34, 3; ep. 1183,3; 1536,3; vgl. Pernot [4] 559 Anm. 337. – 6 Sen. Contr. III, praef. 11; Philostrat, Vitae sophistarum 623.

R. Pohl

B. I. Entsprechend ihrer Herkunft aus der *Zweiten Sophistik* gehört die Lalia noch nicht zum terminologischen Bestand der Rhetorik im 5./4. Jh. v. Chr. THEOPHRAST zeichnet im Charakter der Lalia[1] den Typus dessen, der sich beim Sprechen nicht beherrschen kann, sondern das Wort an sich reißt, wann immer ihm etwas einfällt: es ist eine ἀκρασία τοῦ λόγου (Unbeherrschtheit (in) der Rede). Anders als bei Charakter III, dem ἀδολεσχῆς (adoléschēs, der Geschwätzige), steht hier

eine gewisse Aggressivität im Vordergrund, die in ihrem Anspruch, belehren zu wollen, sich nicht an ein Thema hält, sondern durch wahllosen Wechsel und durch Unterbrechungen den kommunikativen Prozeß schließlich zum Erliegen bringt: Die militärische Metaphorik evoziert das Bild eines unverhofften Übergriffes, dem man nicht standhalten kann. Die vom Redewütigen vorgebrachte Entschuldigung, daß es ihm schwer falle zu schweigen, da ihm die Zunge geradezu geölt sei [2], wird – positiv gewendet – zum Programm der rhetorischen Lalia, durch ein assoziativ erscheinendes Aneinanderreihen narrativer und beschreibender Passagen den Zuhörer zu unterhalten. Aus der Unbeherrschtheit, die der Peripatetiker tadelt, wird so die zwanglose Unterhaltung, die aus dem gesamten antiken Bildungsgut schöpft. Angesichts der Präsenz der klassischen Philosophie auch in der Zweiten Sophistik ist eine bewußte Aufnahme und Umdeutung des Theophrastischen Charakter VII keineswegs auszuschließen, obwohl dies in der Forschung noch nicht erwogen ist. Der nicht zu unterbindende Redefluß, den Theophrast dem Redewütigen attestiert («selbst wenn man ihm den Mund zuhielte, könnte man sein ununterbrochenes Schwätzen nicht beenden»), korrespondiert mit der Schwatzsucht, die sich LUKIAN in einer Prolalia ironisch selbst bescheinigt. [3] MENANDER RHETOR empfiehlt als Beispiel dafür, wie sich der Redner moderat beim Publikum einführen könne, das Bild der Zikade, die dem Gesang der Vögel nacheifere; diese *captatio* kann man auf einer Linie mit der Entschuldigung der Redewut bei Lukian (und Theophrast) sehen. Sie dient in der Lalia dazu, durch eine suggerierte Inferiorität des Redenden einen gleichsam unbeschwertem Genuß des Vortrages zu versprechen, indem das Informelle dem Publikum zugemutet wird, obwohl diesem ein höheres Niveau zugestanden ist. Der Genuß der leichten Kost soll nicht mit dem Nachgeschmack des Vulgären verbunden sein, dem man sich ausgesetzt hätte, sondern sorglos im Divertissement aufgehen.

II. Eine theoretische Erörterung in rhetorischem Kontext ist durch MENANDER RHETOR aus dem 3./4. nachchristlichen Jahrhundert erhalten: [4] «Die Form der Lalia ist für den Sophisten die allernützlichste», denn sowohl im *genus demonstrativum* als auch *deliberativum* kann der Redner mit ergötzlichen Erzählungen aufwarten, die er aus dem Mythos oder den Ruhmesblättern der griechischen Geschichte entnimmt, überhaupt kann er mit seiner ganzen Bildung glänzen: Künstlergeschichten und Geographika dürfen bei einem kultivierten Publikum vorausgesetzt werden, mit dem man sich durch pointierte Anspielungen ins Einvernehmen einer etablierten Bildungsgesellschaft setzt. [5] Sehr geschickt erreicht dies Lukian z.B. in seiner Prolalia «Zeuxis», in welcher er darlegt, daß nur, wer sich auf die τέχνη (τέχνῃ, Kunst) verstehe, über angemessene ästhetische Kriterien zur Beurteilung eines Vortrages verfüge. [6] Nach Menander will die Lalia durchaus keine feste Ordnung einhalten. Der Charakter der vom Zufall geleiteten Improvisation soll offenbar durch seine Unmittelbarkeit das Publikum in Bann schlagen – angesichts der ausgearbeiteten Topik hatte der Redner natürlich eine Palette von Motiven zur Hand, wie auch ausdrücklich auf Herodot, Xenophon und Plutarch verwiesen wird, deren literarischer Stil sich durch zahlreiche Digressionen und Einschübe auszeichnet und sich daher sowohl als stilistisches Vorbild wie als Materialsammlung verwenden ließ. [7] Der Stil der Lalia ist einfach (ἀπλοῦν, haplūn), schlicht (ἀφελές, aphelés), ungekünstelt (ἀκατάσκευον,

akatáskeuon) und entspricht damit dem der ἀφέλεια (aphéleia): Verzicht auf Perioden und kompliziertere Argumentationen (Enthymeme). [8] Natürlich darf die Lalia auch nicht zu lang sein, es sei denn, sie selbst soll die ganze Epideixis werden. [9] Dem widerspricht keinesfalls, auch außerordentliches Lob und Tadel in einer Lalia zu formulieren. Obwohl thematisch gebundener, rechnet Menander auch Rückkehr- und Abschiedsreden unter deren Themen. [10]

III. Menanders Charakterisierung der Lalia weist Parallelen besonders zu LUKIANs Prolalien auf, obwohl dessen Name nicht erwähnt wird. [11] Im Zerrbild des «Rhetorum Praeceptor» läßt Lukian den Rhetoriker folgendes ironisch zur Regel erheben: «Was Dir zuerst einfällt, das soll zuerst gesagt werden [...] vor allem dränge zusammen und reihe aneinander und verstumme ja nicht». [12] So naheliegend es sein mag, diese Äußerung als programmatisch für die Lalia/Prolalia anzusehen, gerade für Lukian und APULEIUS trifft dies nicht zu. Denn beide folgen einem Muster von bis zu zwei narrativen oder beschreibenden Passagen, an die sich eine Hinwendung zum Publikum zum Zwecke der *captatio benevolentiae* anschließt. Hinzu kommt, daß zu unterscheiden ist zwischen einer freien Bewegung durch die Topoi und einem chaotischen Reden im Sinne der Theophrastischen Charakterbeschreibung. [13] Auch im «Bacchus» scheint sich Lukian selbstironisch auf die Lalia zu beziehen; denn diese Form «verblümter Rede» nennt Menander gleich zu Beginn: «[...] es ist auch möglich, die gesamte Absicht stellt zum Ausdruck zu bringen, sei es, daß man seinen Spott treibt, sich in einem komischen Charakter versucht oder die Lebensform kritisiert». [14] Lukian stellt seine Vorrede so als Form göttlicher Berauschtigkeit dar («Bacchus») oder er gibt die Beredtheit als Geschenk des Alters aus («Hercules»); damit ist freilich zugleich die Lalia als wirkungsmächtige Rede bestimmt. Wie Menander betont, dienen die eingesetzten rhetorischen Mittel vor allem der angenehmen Unterhaltung (*delectare*).

Die daraus sich ergebende Selbständigkeit der Textsorte, die sich auch darin vom Prooemium unterscheidet, steht im weiteren Kontext mit der Tatsache, daß es neben der Bezeichnung «Lalia» auch die der «Prolalia» gibt: Nachdem Stock behauptet hatte, die Bezeichnung «Prolalia», die sich in den Handschriften von Lukian «Hercules» und «Bacchus» findet, gehe auf byzantinische Abschreiber zurück, ist in der jüngsten Forschung die Echtheit vertreten worden, wofür sowohl ein dem TIBERIUS zugeschriebener Titel περί προλαλιῶν (perí prolaliῶn) spricht als auch die zeitgenössischen lateinischen Übersetzungen «*praefatio*», «*praelocutio*». [15] Menander Rhetor differenziert hier nicht weiter, sondern versteht Lalia gleichermaßen als «Vorrede» wie auch als eigenständige Epideixis. [16]

Die für Lukian und Apuleius aufweisbare Struktur ist allem Anschein nach erst Ergebnis eines rhetorischen Kunstwillens, denn für DION CHRYSOSTOMOS gilt dieses Muster nicht: «[...] während die lukianischen prolaliai streng einheitlich sind, ist für die dionischen Berührung einer Mehrheit von Gegenständen charakteristisch»; Dion selbst hat dafür die Formulierung des «Umherschweifens in den Reden» (πλανᾶσθαι ἐν τοῖς λόγοις) geprägt. [17] Auf den erzählenden Teil wird von Dion verzichtet, statt dessen findet sich im «Nestor» [18] die Auslegung einer Homerstelle. Die Prolalien Dions sind nicht von der Hauptrede zu trennen [19]; hierin beweist sich die Herkunft der Prolalia/Lalia aus dem *prooemium*, so daß man Dion als Vorläufer Lukians und Apuleius'

ansehen kann. [20] Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß – entgegen ihrem extemporalen Anspruch – Prolalien von Lukian und Apuleius auch mehrfach verwendet wurden. [21] Durch Apuleius ist – das einzige Mal in der lateinischen antiken Literatur – eine Lalia mitsamt der dazugehörigen Rede überliefert. [22] In späterer Zeit schreiben noch HIMERIOS und CHORIKIOS Lalien [23], während für LIBANIUS und THEMISTIOS keine nachweisbar sind. [24]

IV. Bei Dion Chrysostomos findet sich auch «Dialexis» im Sinne von Prolalia [25]; dieses festzuhalten ist deshalb wichtig, weil damit auch explizit eine Verbindung mit philosophischen Textsorten besteht, wie etwa zu einigen der «Moralia» Plutarchs, die auch als Dialexeis bezeichnet wurden; [26] auch an die adressatenorientierte *Diatribē* (im Sinne des moralischen Traktates) darf erinnert werden, wie etwa die Entscheidungssituation des «Somnium» Lukians [27] an den von Prodikos geschaffenen Mythos von Herakles am Scheideweg anzuspielden scheint, der beliebtes heroisches *exemplum* in der *Diatribē* war. [28]

Anmerkungen:

1Theophrast, *Characteres*, ed. Diels (Oxford 1909) VII. – **2**vgl. Theophrast, *Charaktere*, hg. v. P. Steinmetz (1962) Bd. 2, 102ff. – **3**vgl. Lukian, *Hercules*, § 8 von H.G. Nesselrath, *Lucians Introductions*, in: *Antonine Literature*, hg. von D.A. Russell (Oxford 1990) 138f. als letzte Lalia datiert. – **4**vgl. D.A. Russell, N.G. Wilson: *Menander Rhetor* (Oxford 1981) xi. – **5**vgl. Menander 389,9 ff. 392,18 ff. – **6**vgl. auch Lukian, *Rhetorum Praeceptor*, § 12. – **7**vgl. Menander 389,27; 392,29; 391,15 (extemporierte Rede). – **8**vgl. ders. 393,22ff.; vgl. Art. «Apheleia», in: *HWRh*, Bd. 1, Sp. 769ff. – **9**Menander 393,25. – **10**ders. 393,17ff.; 395,2ff.; 394,13ff. – **11**Aus der Zweiten Sophistik werden nur Dion Chrysostomos, Nikostratos und Philostratos als Vertreter für den «einfachen Stil» genannt. Als Lalien des Lukian werden jetzt angesehen: Bacchus, Hercules, Electrum, Dipsades, Herodotus, Zeuxis, Harmonides, Scythia; G. Anderson: *Patterns in Lucianus' Prolaliai*, in: *Philologus* 121 (1977) 314 Anm. 5 rechnet auch *Somnium* dazu; vgl. Nesselrath [3] 115 Anm. 9. – **12**vgl. *Rhetorum Praeceptor*, § 18 (Übers. Verf.) freilich ohne expliziten Bezug zur Lalia. – **13**vgl. L. Pernot: *La rhétorique de l'éloge dans le monde gréco-romain* (Paris 1993) 562. – **14**Menander 388,28. – **15**A. Stock: *De prolaliarum usu rhetorico* (Königsberg 1911) 10, 18; ebenso Nesselrath [3] 111; dagegen Pernot [13] 558 Anm. 334 mit Verweis auf *Suda* (ed. A. Adler) T 550. – **16**Menander 393,25ff. – **17**H. v. Arnim: *Leben und Werk des Dio v. Prusa* (1898) 438–439; Dion Chrysostomos or. 12 § 16; als Lalien gelten allgemein or. 42 und 57. – **18**ders. or. 57. – **19**ders. or. 12; Pernot [13] 560. – **20**Stock [15] 41. – **21**Nesselrath [3] 114. – **22**Apuleius, *Florida* 16; möglicherweise gehört *Florida* 5 zu *De deo Socratis*; vgl. K. Mras, *Österr. Akd. Anzeiger* 86 (1949) 205–223; Anderson [11] 313–315. – **23**vgl. K. Mras: *Die Prolalien bei den griech. Schriftstellern*, in: *Wiener Studien* 64 (1949) 77f.; *Himerios Or.* 4–13, 15–22, 24 [Duebner]; *Chorikios Or.* 5,7,18–21 [nach Boissonade 1846]; siehe vor allem die Aufstellung in der *Chorikios*-Edition von R. Förster 576. – **24**Mras [23] wertet or. 21 bis or. 33 des Themistios als philos. Dialexeis, wofür die Länge von 21 spricht (33 ist nicht vollständig erhalten); *Libanius decl.* 6, 24, 46 (ed. Förster) haben echte Protheorien; vgl. Stock [15] 96; R. Förster *Arch. Jb.* (1894) 167, 3; *RE* XII, 2, 2509ff. – **25**z.B. Dion Chrysostomos or. 42. – **26**den Begriff im rhetorischen Kontext Plutarch, *Moralia* 778 B; als Bezeichnung eigener Vorträge 826 B; 522 E; vgl. R. Jeuckens: *Plutarch v. Chaironea und die Rhet.* (Straßburg 1907) 105 Anm. 1. – **27**Als Prolalia gedeutet von Stock [15] 25, verteidigt von Anderson [11] 314 Anm. 5; dagegen Nesselrath [3] 115. – **28**vgl. Xenophon, *Memorabilien* II, 1,22–24.

Literaturhinweise:

E. Rohde: *Der griech. Roman und seine Vorläufer* (21900) 288ff. – J. Bompaire: *Lucien écrivain: Imitation et création* (Paris 1958). – R.B. Branham: *Introducing a Sophist: Lucians Prolo-*

gues, in: *Transactions a. Proceedings of the Amer. Philol. Assoc.* 115 (1985) 237–243. – R.B. Branham: *Unruly Eloquence* (Cambridge 1989).

Th. Schirren

→ *Apheleia* → *Captatio benevolentiae* → *Diatribē* → Einleitung → *Epideiktische Beredsamkeit* → *Prooemium* → *Sophistik* → *Vorrede*

Lapidarstil (auch lapidarer oder lapidarischer Stil; engl. *lapidary style*; frz. *style lapidaire*; ital. *stile lapidario*)

A. Der Begriff leitet sich her von der Lapidarschrift (lat. *lapis*, Stein), also von in Stein gehauenen lateinischen Inschriften in römischer Kapital- oder Monumentalschrift, und bezeichnet einen entsprechenden Stiltyp, der in Wörterbüchern mit Attributen wie «knapp», «bündig», «treffend», «prägnant» oder «wuchtig» paraphrasiert wird. Anders als der Lakonismus rekurriert der L. entsprechend seiner Etymologie noch vor seinem figurativen Bedeutungspotential auf materiale Aspekte. Daher eignet er besonders Epitaphien und Portalinschriften [1] oder Versen, die inhaltlich und stilistisch antiken Statuen oder Skulpturen nachempfunden sind. [2] Ein benachbarter materialbezogener Terminus ist der «sculptural style». [3] Typische Textsorten sind das Epigramm [4] und der Aphorismus. In der Pointe entdeckt sich die dem L. eigene Tendenz zu Zugespitztem und Komischem, bisweilen auch zum Manierismus («Pointenstil»). [5] Neben dem materialen Aspekt evoziert das lateinische Fremdwort die der lateinischen Sprache immer wieder in besonderem Maße zugesprochene Fähigkeit zu Knappheit und Präzision, mithin ihre besondere Eignung für den L. [6]

Obwohl «L.» kein Terminus technicus rhetorischer Lehrbücher geworden ist, lehnt sich die Mehrzahl der Äußerungen über ihn in populären Stillehren und literarischen Schriften zumindest implizit an die Kategorien des antiken rhetorischen Systems an. In gelungener Anwendung realisiert er danach die Stiltugend (*virtus elocutionis*) der Kürze (*brevitas*); mißlungen unterliegt er dem Fehler (*vitium elocutionis*) der Unverständlichkeit (*obscuritas*). Daher gelte es beim L. ganz besonders, erstrebte Prägnanz und notwendige Wortfülle (*copiam*) miteinander auszubalancieren. Kommunikationspsychologische Untersuchungen haben empirisch (durch «Ratingverfahren») nachgewiesen, daß die größte Verständlichkeit eines Textes nicht unbedingt durch die maximal erreichbare Kürze realisiert wird, sondern auf der Skala zwischen Prägnanz und Weitschweifigkeit eine Mittelposition mit Tendenz zur Kürze am günstigsten ist. [7] Durch Ökonomie des Ausdrucks wird ein wirkungsintentionales, auf Überzeugen (*persuadere*) ausgerichtetes Schreiben angestrebt. [8] Zwar fällt der Redeschmuck (*ornatus*) dementsprechend und charakteristischerweise dürftig aus; das heißt aber nicht, daß der L. auf rhetorische Techniken verzichten könnte. Entweder wird er durch den Kontext realisiert – «Der kurze Satz [...] wirkt dann besonders lapidar, wenn er in der Umgebung längerer Sätze steht, sie ablöst oder unterbricht» [9] – oder durch Figuren, die mehr oder weniger auf einer sprachlich-gedanklichen Verkürzung (*detractio*) basieren: Abkürzung, Ellipse, asyndetische Reihung etc.

B.I. Für *Antike, Mittelalter und frühe Neuzeit* ist die Verwendung des Adjektivs «lapidarius» im Sinne einer Stileigenschaft nicht nachweisbar. Immerhin bringt schon PETRONIUS ARBITERS († 66 n. Chr.) «Cena Trimal-

chionis' die *lapidariae litterae* (die Buchstaben auf den Steinen) als Inbegriff des Lebenspraktischen und Nützlichen in Antithese zur Rhetorik, die hier polemisch in die Nähe des Nutzlosen gerückt wird. [10] Antike und mittelalterliche Steinbücher, sogenannte *Lapidarien*, lassen die Steine selbst 'sprechen'; sie explizieren Theorien über einen «linguaggio lapidario delle pietre» (eine lapidare Sprache der Edelsteine). [11] In Umkehrung des Verhältnisses beim L., wo der Sprache eine materiale, von den Steinen herrührende Eigenschaft zugeordnet wird, wird hier den Steinen eine quasi-sprachliche Fähigkeit zuerkannt. Die symbolische Entsprechung der Edelsteine zu verschiedenen Tugenden (zurückgehend auf Ez 28, 13–17 und Off 21,18–21) findet einen Höhepunkt in HILDEGARDS VON BINGEN «De Lapidibus» (zwischen 1150 und 1158), wo den Gemmen magische und medizinische Wirkungen zugesprochen werden – beispielsweise dem Chalzedon die Fähigkeit zur Verbesserung der Beredsamkeit: der Redner lecke «mit seiner Zunge an ihm; er wird mit größerer Sicherheit zu den Menschen sprechen können.» [12] Das Phänomen des Lapidaren als Stilbegriff wird in den genannten Epochen durch andere Begriffe umschrieben, etwa durch die «*inculcatio* [...] partium sibi ipsis instantium ac subeuntium» (das Einhämmern einander bedrängender und aufeinanderfolgender Teile) in den «*Poetices libri septem*» (1561) SCALIGERS. [13]

II. 18. und 19. Jh. Der in Wörterbüchern regelmäßig aufgeführte «*stilus lapidarius*» scheint eine nachträgliche Begriffsbildung des 18. Jh. zu sein, in gleichzeitiger Verwendung mit seinen nationalsprachlichen Ausprägungen als «lapidarischer Stil» [14], «*lapidary style*» [15] oder «*style lapidaire*» [16] Das Lapidare avanciert im genannten Zeitraum zu einem antirhetorischen Schlagwort. [17] Diese begriffsgeschichtliche Entwicklung hängt zusammen mit dem gesamteuropäischen, in der zweiten Hälfte des 18. Jh. anzusetzenden Prestigeverlust der Rhetorik. Im 19. Jh. löst sich die Stilistik gänzlich von der Rhetorik ab und etabliert sich als eigenständige Disziplin. [18] Die rhetorische, elokutionäre Stilistik wird nun als «unnatürlich» abgelehnt, das vorgeblich Nicht-Regelhafte und Schlichte, mithin auch der kurze einfache Satz, werden in bewußter Abgrenzung zu barocker Überladenheit und einem erstarrten Figurensystem aufgewertet.

Dieser Prozess deutet sich bereits in K. PH. MORITZ' «Vorlesungen über den Stil» (1793/94) an. Danach wird «ein Gedanke, in die wenigsten Worte zusammengefaßt, gerade am *vollständigsten* mitgeteilt [...], weil er sich in einer kürzern Dauer auf einmal der Seele darstellt.» [19] In diesem Kontext müssen auch SCHOPENHAUERS Ausführungen gelesen werden, der im L. geradezu den «Ahnherr jeden Schriftstils» sieht: ein Vorbild für alles Geschriebene, das mit dem negativ besetzten «*style empesé*» (preziöser Stil) positiv kontrastiere. «Wer «preziös» schreibt, gleicht dem, der sich herausputzt, um nicht mit dem Pöbel verwechselt und vermengt zu werden – eine Gefahr, welche der Gentleman auch im schlechtesten Anzug nicht läuft. Wie man daher an einer gewissen Kleiderpracht [...] den Plebejer erkennt, so am preziösen Stil den Alltagskopf.» [20] Trotz des referierten ästhetischen Wertewandels bleibt das Wissen um das bewußt steuerbare Funktionieren von Sprache und mithin auch um die persuasiven Möglichkeiten des L. erhalten. [21] TACITUS figuriert als Gewährsmann: Sein L. «repräsentiert den römischen Charakter [...]. Sein ganzes Werk ist ein Epitaphium seines Volkes» [22], er schreibe «in kurzen Hammer- und Meißelsätzen, als grabe er in Stein.» [23]

III. 20. Jh. Daß der mit dem Prestigeverlust der Rhetorik einsetzende Paradigmenwechsel bis heute fortwirkt, belegen Sätze P. HANDKES, der Poesie als einen «sozusagen [...] aus der Natur» abgelesenen «Urtext» begreift. In diesem Verständnis erscheint Rhetorik als das im negativen Sinne «Gemachte»: «René Char ist halt in keinem Moment rhetorisch, er ist immer lakonisch [...] Ich meine, das ist ja immer ein Ehrgeiz, daß man das so schafft, diese Lapidarität und zugleich dieses Sanfte; lapidar allein, das ist tricky.» [24] In Handkes Roman «Die Wiederholung» (1986) ist das Lapidare gleichsam poetisches Programm des Protagonisten Filip Kobal: Vorbild für sein Schreiben und ein sowohl der Tradition verpflichtetes wie auch zu modifizierendes Verbindungsglied zu denen, die vor ihm schrieben. «Letter um Letter, Wort für Wort, soll auf dem Blatt die Inschrift erscheinen, in den Stein gemeißelt seit altersher, doch erkennbar und weitergegeben erst durch mein leichtes Schraffieren. Ja, meine weiche Bleistiftspur soll sich verbinden mit dem Harten, dem Lapidaren, nach dem Vorbild der Sprache meiner Vorfahren.» [25]

Für die eingangs erörterten Stileigenschaften werden heute freilich gern andere, neuzeitlichen Entwicklungen angepaßte Termini verwendet, z.B. der *Telegrammstil*. [26] Dieser Begriff zeigt exemplarisch den Einfluß von Technologien auf rhetorische Formen; er weist ferner auf die Korrelation von finanziellem Aufwand und Information, auf die «Beziehung zwischen Bits und Bucks [...] [Deshalb] zählen wir unsere Wörter schon, während sie noch erzählen.» [27] Im Zeitalter binärer Datenströme und eines damit einhergehenden Bedeutungsschwunds des Parameters Material („Stein“) verwundert der relativ seltene zeitgenössische Gebrauch des «L.» als Stilterminus nicht.

Der Begriff des L. begegnet auch in Diskursen, deren Objekt nicht die geschriebene Sprache ist. Für die gesprochene, zumal die Alltags-Sprache, finden sich Beispiele in großer Zahl („antwortete X lapidar“, ein „lapidarer Kommentar“, etc.). Als Attribut der Ton-Sprache verwendet das Lapidare etwa ADORNO, wenn er sagt, das Hauptthema von A. BERGS Klaviersonate op. 1 stehe zu Beginn der Exposition «lapidar geschlossen als Motto». [28] Diese Präzisierung gilt freilich nur kontrastiv zur variierenden und amplifizierenden Wiederaufnahme des Themas in der musikalischen Durchführung (Takt 57ff.), ist also wie beim literarischen Pendant eine kontextuell abhängige Variable (vgl. Anm. 9). Allerdings begegnet auch in der Musikwissenschaft das Lapidare nicht als eigentlicher, etablierter Fachterminus.

Seine eher beiläufige Verwendung in den verschiedensten Bereichen weist ihn als einen fächerübergreifenden, sozusagen vorwissenschaftlich verankerten (dabei durchaus wissenschaftlich verwendbaren) Begriff aus, der in ein allgemeinsprachlich-topisches Verständnis eingegangen ist.

Anmerkungen:

1 z.B. Goethes Inschriften für das Portal des botanischen Gartens in München im Brief vom 31. 1. 1812 an Schlichtegroll (mit Anm.), in: Goethes Werke, WA IV. Abt., 22. Bd. (1901) 254; 478. – 2 vgl. R. W. Ketton-Cremer: *Lapidary Verse*. Warton Lecture on English Poetry, in: *Proceedings of the British Academy* 45 (1959) 237–253. – 3 vgl. S. A. Larrabee: *English Bards and Grecian Marbles. The Relationship between Sculpture and Poetry especially in the Romantic Period* (Port Washington, N. Y. 1964). – 4 zu seiner engen Verwandtschaft mit dem Epitaph vgl. Th. Verwey, G. Witting: Art. «Epigramm», in: *HWRh* Bd. 2 (1994) 1273–1283. – 5 vgl. Curtius 295ff. (Kap. „Epigramm und

Pointenstil“ – 6 vgl. B. Lamy: *La Rhétorique ou l'Art de Parler* (Paris 1688) 275 und É. Littré: *Dictionnaire de la langue française*. Tome 4 (o. O. 1962) 1450. – 7 vgl. F. Schulz von Thun: *Miteinander reden: Störungen und Klärungen. Psychol. der zwischenmenschlichen Kommunikation* (1981) 150ff. und I. Langer et al.: *Sich verständlich ausdrücken* (1981) – 8 vgl. W. Schneider: *Deutsch für Kenner. Die neue Stilkunde* (1987) 129f. – 9 Wilhelm Schneider: *Stilistische Dt. Grammatik. Die Stilwerte der Wortarten, der Wortstellung und des Satzes* (Freiburg/Basel/Wien 1967) 437. – 10 Petronius Arbitrator: *Cena Trimalchionis*, mit dt. Übers. und erkl. Anm. von L. Friedlaender (Amsterdam 1960) 154f. – 11 U. Eco: *Il nome della rosa* (Mailand 1980) 450. – 12 Hildegard von Bingen: *Das Buch von den Steinen*. Übers. und erl. v. P. Riethe (Salzburg 1979) 54f. – 13 Scaliger Bd. III (1995) 272f. (Hervorh. vom Verf.). – 14 z. B. bei W. L. Wekhrlin (Anselmus Rabiosus): *Reise durch Oberdeutschland* (erläut. u. m. e. Nachw. vers. von J. Mondot, Textbearb. von H. Hollmer [1778; ND 1988] 39f.); vgl. auch Art. *lapidar* in: W. Pfeifer (Hg.): *Etymolog. Wtb. des Dt.* (1993). – 15 vgl. Art. *lapidary* in: *The Oxford English Dictionary*. Second Edition (Oxford 1989). – 16 vgl. Art. *lapidaire* in: *Dictionnaire étymologique de la langue française*. Par O. Bloch, W. v. Wartburg (Paris 1960). – 17 für weitere Belege vgl. auch Art. *«Sculpture and Poetry»*, *Preminger* 1134 und den Art. *«Parnassians»* in: J. Myers, M. Simms: *Longman Dictionary and Handbook of Poetry* (New York/London 1985) 224f. – 18 vgl. C. Ottmers: *Aus der Gesch. der rhet. Stiltheorie*, in: ders.: *Rhetorik* (1996) 205–211. – 19 K. Ph. Moritz: *Vorlesungen über den Stil*, in: *Werke*, hg. von H. Günther, 3. Bd. (1981) 585–756; 621f. – 20 A. Schopenhauer: *Über Schriftstellerei und Stil*, § 283, in: *Parerga und Paralipomena*. Kleine philol. Schr. II, Bd. 5 (1994) 614. – 21 vgl. z. B. K. Gutzkow: *Die Ritter vom Geiste*, 3. Bd. (1852) 234. – 22 E. Frh. v. Feuchtersleben (1806–1849): *Aphorismen*, in: ders.: *Ausgew. Werke*. Fünf Teile in einem Bd., hg. v. R. Guttman (o. J.) 109f. – 23 E. Engel: *Dt. Stilkunst* (Wien/Leipzig 1919; zuerst 1912) 272; vgl. auch L. Reiners: *Stilkunst: ein Lehrbuch dt. Prosa*. Völlig überarb. Ausg. (1991) 248 und E. Hagenbichler: Art. *«Brachylogie»*, in: *HWRh II* (1994) 50–53. – 24 P. Handke: *Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen*. Ein Gespräch, geführt von Herbert Gampfer (Zürich 1987) 197 und 218f. – 25 ders.: *Die Wiederholung* (1992; zuerst 1986) 219. – 26 so z. B. bei Reiners [19]. – 27 F. Kittler: *Im Telegrammstil*, in: H. U. Gumbrecht, K. L. Pfeifer (Hg.): *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements* (1986) 360–367. – 28 Th. W. Adorno: *Berg. Der Meister des kleinsten Übergangs*, in: ders.: *Die musikalischen Monographien*, hg. v. G. Adorno u. R. Tiedemann (1994) 382.

A. Hettiger

→ Aphorismus → Brachylogie → Brevitas → Ellipse → Epigramm → Epitaph → Lakonismus → Motto → Parataxe/Hypotaxe → Pointe → Sentenz → Stil

Lasswell-Formel

A. Im Rahmen seiner Studien zur Distribution von Aufmerksamkeit, zur Propaganda und zur Diffusion politischer Ideen in einer Gesellschaft entwickelte H. D. LASSWELL, Politikwissenschaftler und Soziologe, ein fünfgliedriges heuristisches Frageschema (Fragenkatalog), das unter der Bezeichnung *«Lasswell-Formel»* in kommunikationswissenschaftliche Forschungen und Diskurse einging. Mit der Beantwortung der Schemafragen lassen sich – nach Lasswell – einige Eigenschaften des Kommunikationsprozesses beschreiben.

Die Vorbereitung und Beschreibung von kommunikativen Abläufen, Eigenschaften, Strukturen und Inhalten mit dem heuristischen Mittel eines Frageschemas ist in der Tradition der Rhetorik fest verankert. Wenn auch auf theoretisch-systematischer und fachlicher Ebene gewichtige Unterschiede zwischen L. und antiker Rhetorik bestehen, so sind solche Frageschemata in ihrer inventorischen Funktion durchaus vergleichbar. Neben

der äußeren Ähnlichkeit kann auch eine innere Verwandtschaft angenommen werden.

Den rhetorischen Schemata nahe sind auch die sechs *W* – Fragen der modernen Publizistik (wer, wann, was, wo, warum, wie), die strukturierende Funktion für alle gut formulierten Berichte besitzen.

Die Fragen der Rhetorik nach Umständen und Merkmalen von Sachverhalten (*circumstantia/περίστασις*, *peristasis; quaestio, causa*), nach Redner, Thema und Publikum sind der Statuslehre und Topik zuzuordnen und dienen der *inventio, dispositio und divisio der materia*. So findet sich ein Kanon von Bestandteilen für die ordentliche Schilderung von Geschehnisabläufen (*elementa narrationis*) bei QUINTILIAN [1] und in seinem Kommentar zu Ciceros Rhetorik entwirft M. VICTORINUS ein Schaubild zu den Fragen der *narratio*. [2] Formelfragen treten auch in BOETHIUS' Kommentar zu Ciceros Topik auf sowie in der *«Ars versificatoria»* des MATTHAEUS VON VENDÔME. [3]

Anmerkungen:

1 Quint. IV, 2, 55. – 2 Victorinus I, 21, in: *Rhet. Lat. min.* 206ff. – 3 Matth. v. Vend. I, 116.

G. Kalivoda

B. Nach der Arbeit *«Prussian Schoolbooks and International Amity»* [1] promovierte H. D. LASSWELL (1902–1978) mit *«Propaganda Techniques in the World War»* [2]. Er lehrte an der Universität Chicago und leitete während des 2. Weltkrieges zwei Untersuchungen zur Kriegspublizistik (Library of Congress und Stanford University). Zuletzt war er Professor an der *«School of Law»* der Yale-Universität. [3]

In Europa wurde Lasswell v. a. wegen einer Formel zur Kenntnis genommen, mit der er den Projektaufsatz *«The structure and function of communication in society»* einleitete: *«A convenient way to describe an act of communication is to answer the following questions: Who, says what, in which channel, to whom, with what effect?»* (Ein geeignetes Beschreibungsverfahren für kommunikative Akte ist die Beantwortung folgender Fragen: Wer, sagt was, in welchem Kanal, zu wem, mit welcher Wirkung?). [4] Diese kommunikationstheoretischen Fragen zu Kommunikator, Aussage, Medium, Rezipient und Effekt wurden als L. bekannt und sind nach ihrem systematischen Stellenwert, nach ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung und nach ihren rhetorischen Implikationen zu befragen.

I. Systematik und Funktion. Die von Lasswell nie so bezeichnete fünfgliedrige Inventionsformel kann die Erforschung von Kommunikationsprozessen leiten, d. h. die Untersuchungsfelder der *control analysis* (wer), der *content analysis* (was), der *media analysis* (Kanal), der *audience analysis* (zu wem) und der *effect analysis* (Wirkung) erschließen. [5] Allerdings ist Lasswell weniger daran interessiert, *«den Kommunikationsakt zu unterteilen, als ihn als ganzen in Beziehung zu sehen zum gesamten sozialen Prozeß»* und seinen Funktionen: *Physikalische und soziale Umwelt, Reaktion gesellschaftlicher Gruppen auf die Umwelt, Tradierung des sozialen Erbes*. [6] Diese Funktionen sind jedoch mit der L. nicht zureichend analysierbar. Zum besseren Verständnis der L. verweist Lasswell auf die von ihm zusammen mit anderen erarbeitete Bibliographie *«Propaganda, Communication, and Public Opinion»*. [7] Dort schreibt der Co-Autor B. L. SMITH, es seien Titel ausgewählt, die Antwort gäben auf eine Frage, *«die für das wissenschaftliche Studium*

des Kommunikationsprozesses von zentraler Bedeutung ist: *Welche Resultate* liegen vor, wenn *wer, was, über welchen Kommunikationskanal* (Medium) zu *wem* sagt und wie kann *gemessen* werden, was gesagt wurde und welche Ergebnisse vorliegen?» [8]

Außer diesem Vorläufer wird von einem weiteren berichtet: Lasswell selbst habe den kleinen Fragekatalog 1947 in einem Vortrag benutzt, woraus zu schließen sei, daß das Schema «[...] zur Formel erstarrt, inzwischen einen gewissen Modellcharakter angenommen [...]» habe. [9] Während Pranke meint, die Formel habe es zu «[...] einer gewissen Berühmtheit gebracht [...]» [10], nennt Luthe sie eine «Zauberformel, die nicht oft genug nachgebetet und zitiert werden kann.» [11]

Lasswell ersetzt schon in einer Fassung von 1952 den «Weg der Kommunikation» (*channel*) durch das «Wie» (*how*) [12], eine wohl keineswegs «geringfügige Umformulierung». [13] In dieser vierten Formel fehlt also der Medien-Kanal bereits wieder, den es auch in den beiden ersten Fassungen nicht gab. 1934 heißt es: «Politikwissenschaft ist das Studium des: *wer, bekommt was, wann und wie?*» [14] und 1936: «Politische Analyse ist z.T. beschäftigt mit der Erforschung des: *wer, handelt wie, unter welchen Umständen, mit welchem Erfolg?*» [15] (Hervorh. H. G.) Die Untersuchung, in der dieser Gedanke systematisch entwickelt wurde, trägt den bezeichnenden Titel «Politics: Who gets what, when, how».

Als L. etabliert hat sich die dritte Variante des Frage-schemas, mit der jedoch weder die Situation der Kommunikation, noch die Einstellung der Hörenden oder gar Feedback-Prozesse erfaßt werden können und in der die Summenkategorie *effect* als selbständige insinuiert wird. [16]

II. Wissenschaftsgeschichte. Es ist anzunehmen, daß die in jener Zeit beginnende Medienwirkungsforschung von der Kanal-Metapher fasziniert wurde, die es erlaubte, die L. dem behavioristischen *stimulus-response*-Modell einzuverleiben. Die aus der allgemeinen Rhetorik hervorgegangene Publizistik sah sich damals nicht mehr nur den Erzeugnissen der Print-Medien gegenüber, sondern in zunehmendem Maße denen der elektronischen Medien: Rundfunk, Fernsehen, Tonfilm. Damals bewies zudem C. SHANNON in «The Mathematical Theory of Communication» [17] die Funktion eines rauschfreien, ungestörten Kanals für die Übertragung von Impulsen zwischen Sender und Empfänger (*receiver*). «Kanal» heißt eine «[...] Nachrichtenübertragungsstrecke [...], die in der Lage ist, in jeder Sekunde eine bestimmte Anzahl von Ja-Nein-(Ein-Aus-) Impulsen zu übertragen [...]» [18] Dieses mathematische Modell, verstärkt durch die zeitgleiche «Kybernetik» N. WIENERS [19], führte zu einem informationstheoretischen Modell, das in der Publizistik ebenso widerstandslos adaptiert wurde wie in der Linguistik, obwohl darin die übermittelten Bedeutungen so bedeutungslos waren wie die zu Sender und Empfänger funktionalisierten Menschen in ihrer lebensweltlichen Beziehung. Die depersonalisierten *receiver* wurden zu «Rezipienten», der Unterschied zwischen *perception* (Trägerinformation) und *apperzeption* (mentale Verarbeitung der Sekundärinformationen) wurde ausgeschaltet. Bei H. PRAKKE finden sich Lasswellsche Analyseschritte in folgender Version wieder: *control analysis* wird zu «Kommunikatorforschung», *content analysis* zu «Aussageforschung», *media analysis* bleibt «Medienforschung», *audience analysis* wird zur «Rezipientenforschung» und *effect analysis* zur «Wirkungsforschung». [20]

Für Lasswell war jedoch *channel* keineswegs eingeschränkt auf die Massen-Medien. Als mit Freud vertrauter Politologe [21] beschreibt er «libidinal channels» und «ego channels» [22]. Revolutionäre Ideen würden durch die «vertrauten Kanäle» geleitet: «Kinderschwester, Lehrer, Pfleger und Eltern entlang der akzeptierten Ausdruckskanäle». [23] Propaganda suche immer «die zur Auslösung der gewünschten gemeinsamen Handlung geeigneten symbols and channels» [24], z.B. auch «public discussion [...] debate [...] oratorical technique». [25] Sogar bei den massenmedialen Kanälen interessiert ihn nicht der Transport, sondern der Inhalt: durch sie mache «die Aufklärung Fortschritte», lieferten sie doch vielfältige «Formen psychologischer und sozialer Erklärung menschlichen Verhaltens [...] und spornten das einzelne Mitglied des Publikums (audience-member) an zu größerer und klarerer Selbsterkenntnis.» [26] Bei Lasswell finden sich weder reduzierte Auffassungen von «Kanal» oder *audience*, es gibt auch die in der «Formel» vermißte Auseinandersetzung mit der «Situation», die er bestimmt als «a pattern of actors-in-an-environment» (Verhaltensmuster von Handelnden in einer sozialen Umgebung). [27] Er fordert, daß Situationen nach Kultur, sozialer Schicht, Krisenanfälligkeit und innerhalb des gesamten Bezugsrahmens untersucht werden müssen. [28]

Aus all dem ist zu folgern, daß für Lasswell das Frage-schema schon gar nicht in seiner *Kanal*-Fassung von entscheidender Bedeutung war. In der Kommunikationsforschung fehlen seither auch die L. bei der Darstellung verschiedener Modelle [29], sie werden durch das von Gerbner [30] oder das von Hymes ersetzt [31], das «limited model» Lasswells wird erweitert [32] oder das «popular concept» [33] wird explizit zurückbezogen auf die Beziehung der Kommunizierenden in ihren situativen Kontexten: «Kontextfaktoren werden zu den wichtigsten Determinanten der Hörerreaktion, nicht die Bedeutungen.» [34] Nicht einmal in der Festschrift für Lasswell (1969) wird die Formel erwähnt. [35] «Daß die adopter der L.-Formel die eigentliche Intention – [“Abkehr von der deskriptiven Beschreibung und Hinwendung zur funktionalen Analyse“] – so vollkommen und so lange erfolgreich vernachlässigen konnten, mag [...] auf eine Art der Irrationalität damaliger (und heutiger?) Kommunikationsforschung hinweisen [...]» [36] K. MERTEN erklärt die Adaption der 48er-Formel mit «Ideologie in der Kommunikationsforschung»: Neben der wissenschaftlichen Reputation des Autors sei ausschlaggebend «die Affinität der Formel zum praktischen Journalismus» [37], der schon lange «Folgen von Fragepronomina als Ordnungsschemata» verwende, der «Stand der Kommunikationswissenschaft in den USA», vor allem aber weniger das theoretische als das «vermarktungsorientierte Erkenntnisinteresse». [38] Gerade diesem sei die L. «dienlich gewesen. Hier wird die massive ideologische Einfärbung damaliger Kommunikationsforschung manifest.» [39] Entsprechendes gilt übrigens für das politische Vermarktungsinteresse der Wirkungsforschung z.B. in der ehemaligen DDR. [40]

Die in Mertens Kritik genannten Gründe für die Rezeption der L. sind zeittypisch bis auf die journalistischen Frageschemata. Während von Rhetorischem bislang eher implizit die Rede war, bieten diese Schemata explizit einen rhetorischen Zugriff.

III. L. und Rhetorik. Wird «[...] in der sophistischen Rhetorik des fünften vorchristlichen Jahrhunderts die erste wissenschaftliche Kommunikationstheorie [...]»

gesehen [41], in der «Redner, Gegenredner und Zuhörer, Thema und Rede [...] als System betrachtet» wurden [42] und wird versucht, die Faktoren des Systems mit Hilfe von Fragepronomen zu erschließen (Wer zu Wem, Was, Wie), dann ist das erste rhetorische Frageschema gebildet. Hundert Jahre später kommt bei Aristoteles zu Redner, Rede und Hörer noch das Ziel (τέλος, télos) hinzu, von dem er in wiederholender Verstärkung sagt: «und das Telos liegt bei diesem – ich sage [ausdrücklich] beim Hörer». [43] Da Telos nicht nur Ende, Ziel bedeutet, sondern auch Hauptzweck, Erfüllung, Vollendung, läßt es sich ohne semantische Überanstrengung auch als *kommunikative Wirkung* umschreiben, als *Kommunikationseffekt*, von dem Aristoteles bekanntlich die drei Redegattungen ableitete. [44] Freilich scheint folgende Meinung fragwürdig: «Der traditionelle Standpunkt von Aristoteles enthält den Kern von Lasswells häufig zitiertes Formulierung der Hauptelemente von Kommunikation.» [45] Lasswell hat sich um die «rhetorischen Ahnen» seiner Formeln nicht gekümmert. Praxke (1965) und Merten (1974) lassen die Ahnenreihe erst mit QUINTILIAN beginnen, der bei der Ausarbeitung der *inventio* für *probatio* und *narratio* zu beachten fordert: «*personam, causam, locum, tempus, instrumentum, occasionem*, d.h. «Person, Sache, Ort, Zeit, Werkzeug und Gelegenheit». [46]

Im 4. Jh. faßt VICTORINUS die Kategorien in eine Frageformel und veranschaulicht den Zusammenhang graphisch [47]:

quis	quid	cur	ubi
I	I	I	I
persona	factum	causa	locus
quando	quemadmodum	quibus	adminiculis
I	I	I	I
tempus	modus	facultas	

Abb. 1

Schließlich prägt MATTHAEUS VON VENDÔME 1170 den durch die Schulrhetorik überlieferten «Inventionshexameter»: «quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando». [48]

Zu Beginn des 20. Jh. breiten sich dann im Journalismus unterschiedliche Frageformeln aus für Recherche und Formulierung von Nachrichten, z. B. «Who, What,

When, Where, Why» (Warren 1934) [49] oder «Who communicates what by what medium under what conditions with what effect» (Waples 1942). [50] Bei der Entwicklung der *hard news* aus militärischen Funktionen ist eine Frageformel für die Meldung üblich: «Wer, was, wann, wo und was tue ich weiter». [51]

In dieser Reihe tauchen dann zwischen 1934 und 1952 die Lasswellschen Formeln auf, die z. T. in der Folgezeit ergänzt werden (z. B. Braddock 1958) [52]; es gibt aber auch Frageschemata ohne jeden Bezug auf Lasswell (z. B. Davison 1952, Ruesch 1953, Gerbner 1956). [53] Merten stellt die Reihe von Quintilian bis Praxke zunächst fortlaufend dar [54], gibt dann aber eine Synopse (vgl. Abb. 2). [55]

Es fehlen nicht nur die Anfänge bei den Sophisten und Aristoteles, sondern auch Weiterentwicklungen, die weder mit Lasswell etwas zu tun haben noch mit Publizistik. In der «Ethnography of speaking» sagt z. B. DELL HYMES (1962): «[...] Die systematischen Fragen "Wer sagte es?", "Zu wem sagte er es?", "Welche Wörter benutzte er?", "Telefonierte oder schrieb er?", "Äußerte er sich in Englisch?", "Worüber sprach er?" und "Wo sagte er es?" scheinen mir sämtlich auf derselben Theorie- und Beschreibungsebene zu liegen.» [56] Bei GEISSNER (1971) wurden die neun Fragewörter eines Situationsmodells zu «Konstitutionsfaktoren» von Sprechen und Verstehen: «Wer spricht/liest Was, Wo und Wann, Wie (sprecherisch und sprachlich), Warum und Wozu, auf welche Weise (direkt oder medial), mit oder zu Wem, bzw. für Wen. [...] Im Sinnverstehen kommen aber zugleich formal reziproke, konkret jedoch veränderte Konstituentien zur Geltung: Wer versteht Was, Wo und Wann, Wie (sprecherisch und sprachlich), Warum und Wozu, auf welche Weise (direkt oder medial), mit oder von Wem.» [57] VARWIG (1982) schlägt für den Argumentationsprozeß folgende Fragekette vor: «Wer? Was? Wo? Wann? Wie? Wodurch? Warum? Wieviel jeweils?» [58]

Lasswell hat die neue Rhetorik beeinflusst, wenn auch nicht durch seine Formeln. «Die rhetorische Tradition wurde in den Vereinigten Staaten im 20. Jh. dreimal wiedergeboren.» [59] Die erste Phase, im 1. Weltkrieg, war ein Neo-Aristotelismus, geprägt von C. WOOLBERT [60], die zweite, in den zwanziger Jahren, prägte H. WICHELNS. [61] Die dritte Phase führt im 2. Weltkrieg mit

Element der Analyse	Quintilian (35–86 n. Chr.)	Victorinus (4. Jh.)	Mathieu de Vendôme (1170)	Warren (1934)	Waples (1942)	Lasswell (1948)	Back-Festinger (1950)	Davison (1952)	Ruesch (1953)	Gerbner (1956)	Braddock (1958)	Thayer (1962)	Praxke (1968)
Kommunikator	Persona	Quis	Quis	Who	Who	Who	Who	Who	Who	Someone	Who	Who	Quis
Situation	Locus, Tempus	Ubi, Quando	Ubi, Quando	When, Where	What Conditions	–	What are the Determinants	What Circumstances	Context, Limitations	In a Situation and a context	What Circumstances	When, What Circumstances	Ubi, Quando
Motivation	Occasio	Cur	Cur	Why	–	–	–	What Purpose	–	–	What Purpose	–	Cur
Wahrnehmung	–	–	–	–	–	–	–	–	–	Perceives an event	–	–	–
Kanal	Instrumentum	Quibus Adminiculis	Quibus Auxiliis	How	By What Medium	In Which Channel	–	What Medium	What Media of Communication	Through some Means	What Medium	In What Way	Quibus Auxiliis
Aussage	Factum	Quid, Quemadmodum	Quid, Quo Modo	What	Communicates What	Says What	Communicates What	Says What	Saying What, How	Communication in some Forms conveying Content	Says What	Says (or does not say) What	Quid, Quo Modo
a) Form													
b) Inhalt													
Rezipient	–	–	–	–	To Whom	To Whom	To Whom	To Whom	To Whom	(Someone)	To Whom	To Whom	Ad Quem
Wirkung	–	–	–	–	With What Effects	With What Effect	–	With What Effects	What Result	With Some Consequences	With What Effect	With What Effect	Quo Effectus

Abb. 2

dem Schwerpunkt *communication* Psychologen, Soziologen und Politologen zusammen – u. a. LEWIN, LAZARUS-FELD, HOVLAND, BERELSON, LASSWELL – deren Untersuchungen die *New rhetoric* prägen.[62] Als einer der Väter der *content analysis* und der Propagandaforschung[63] hat Lasswell in der Rhetorikforschung der ›Speech communication departments‹ gewirkt; denn für ihn gehörten zu einer freien Gesellschaft – der Kontrast zu dem von ihm beschriebenen ›Garrison State‹[64] – «notwendigerweise Debatte und Differenz»[65]: «Politik muß verhandelbar sein.»[66] «In demokratischen Gesellschaften beruht rationale Wahl auf Aufklärung, die wiederum auf Kommunikation basiert.»[67]

Anmerkungen:

1H. D. Lasswell: Prussian Schoolbooks ..., in: Social Forces (1925) 718–22. – 2ders.: Propaganda Techniques ... (New York 1927). – 3vgl. W. Schramm: ›Harold Lasswell‹, in: Internat. Encyclopedia of Communications 2 (New York/Oxford 1989) 404f. – 4H. D. Lasswell: The Structure and Function of Communication in Society, in: L. Bryson (ed.): The communication of Ideas (New York/London 1948) 37–51; 37. – 5ebd. 37. – 6ebd. 38. – 7ders.: Propaganda, Communication ... (Princeton 1946). – 8ebd. 121, Übers. Red. – 9H. Praxke: Die L. und ihre rhet. Ahnen, in: Publizistik (1965) 10, 285–91; 287. – 10ebd. 289. – 11H.-O. Luthe: Interpersonale Kommunikation und Beeinflussung (1968) 20. – 12H. Lasswell, D. Lerner, I. de Sola Pool: The comparative study of Symbols (Stanford 1952) 12; H. Lasswell: Zeichen, Signale, Symbole, in: O. W. Haseloff (Hg.): Kommunikation (1969) 54–62. – 13K. Merten: Vom Nutzen der L. oder Ideologie in der Kommunikationsforschung, in: Rundfunk und Fernsehen 2 (1974) 143–165; 143 Anm. 1. – 14H. D. Lasswell: World Politics and Personal Insecurity (New York 1934) 3 (Übers. Red.). – 15ders.: Politics: Who gets what, when, how (New York [1936] 1950) 214 (Übers. Red.). – 16Zur Kritik vgl. Merten [13] passim; R. Burkart: Kommunikationswiss. (1995) 464ff. – 17C. Shannon, W. Weaver: The mathematical theory of communication (Urbana 1949). – 18J. R. Pierce: Phänomene der Kommunikation (1961, dt. 1965) 120. – 19N. Wiener: Kybernetik (1948; dt. 1963); ders.: Mensch und Menschmaschine (1950; dt. 1952). – 20Praxke [9] 285. – 21vgl. H. D. Lasswell: Psycho-pathology and Politics (Chicago 1930). – 22ders. [15] 193. – 23ders. [15] 38. – 24ders. [15] 38; vgl. D. Breuer: Einf. in die pragmatische Texttheorie (1974) 210ff. – 25H. D. Lasswell: Power and Personality (New York 1948) 18; 126; 145. – 26ebd. 199. – 27ders., A. Kaplan: Power and Society (1950) 4. – 28Lasswell [25] 107. – 29R. S. Ross: Fundamental Processes and Principles of Communication, in: K. Brooks (Hg.): The communicative Arts and Sciences of Speech (Columbus 1967) 107–128; H. Paschen: Kommunikation (1974). – 30Ross [29] 119. – 31D. Baacke: Kommunikation und Kompetenz (1973) 94f. – 32J. D. McCroskey: An Introduction to Rhetorical Communication (Englewood Cliffs 1968) 8. – 33ebd. – 34W. C. Fotheringham: The study of persuasion, in: Brooks [29] 149–165; 159. – 35A. A. Rogow (ed): Politics, Personality, and Social Science in the Twentieth Century. Essays in Honor of H. D. Lasswell (Chicago 1969). – 36Merten [13] 160. – 37ebd. 161. – 38ebd. 162. – 39ebd. 163. – 40E. M. Krech u.a.: Sprechwirkung (1991), vgl. Rez. H. Geißner, in: Rhet. 12 (1993) 152–155. – 41O. A. Baumhauer: Die sophistische Rhet. (1986) 11. – 42ebd. 205. – 43Arist. Rhet. 1358b 1–2. – 44ders. 1358a 36–37. – 45E. P. Bettinghaus: Communication Models, in: J. Ball, F. C. Byrnes: Research, Principles, and Practices in Visual Communication (Washington 1960) 17 (Übers. Red.). – 46Quint. IV, 2, 55. – 47Victorinus I, 21; in: Rhet. Lat. min. p. 207; Lausberg Hb. 183. – 48vgl. Matth. v. Vend. I, 116. – 49Merten [13] 146. – 50ebd. 146. – 51vgl. H. Geißner: Art. ›Fünfsatz‹, in: HWRh 3 (1996) 486. – 52R. Brad-dock: An Extension of the Lasswell Formula, in: J. of Communication (1958) 8, 88–93. – 53Merten [13] 146. – 54ebd. 146, Anm. 6. – 55ebd. 144. – 56D. Hymes: Ethnography of Speaking [1962] (dt. 1979) 94, Anm. 7. – 57H. Geißner: Anpassung oder Aufklärung. Zur Theorie der rhet. Kommunikation [1971], zuletzt in: J. Kopperschmidt (Hg.): Rhet. (1991) 2, 202f. – 58F. R. Varwig:

Der Gebrauch von Toulmins Schema, in: SuS 8 (1982) 126. – 59W. B. Pearce: Communication and Human Condition (Carbondale 1989) XIX (Übers. Red.). – 60ebd.; vgl. H. Cohen: The History of Speech Communication (Annandale 1994) 49ff. – 61Pearce [59]; vgl. Cohen [60] 161ff. – 62N. Maccoby: Die neue „wissenschaftliche“ Rhet., in: W. Schramm: Grundfragen der Kommunikationsforschung (1963; dt. 1964) 55–70. – 63H. Reimann: Kommunikations-Systeme (1968) 25; K. Merten: Inhaltsanalyse als Werkzeug der Erforschung politischer Kommunikation, in: U. Saxe (Hg.): Politik und Kommunikation (1983) 117–128; J. Volmert: Politikerede als kommunikatives Handlungsspiel (1989) 15, Anm. 6. – 64H. D. Lasswell: The Garrison State, ed. and introduction by J. Stanley (1996). – 65Lasswell, Kaplan [27] 126. – 66Lasswell [4] 49. – 67ebd. 51 (Übers. Red.).

Literaturhinweise:

H. D. Lasswell: The Psychology of Hitlerism, in: Political Quarterly 4 (1933) 373–384. – H. D. Lasswell, R. D. Casey, B. L. Smith: Propaganda and Promotional Activities. An Annotated Bibliography (Minneapolis 1935). – A. A. Rogow (Hg.): Politics, Personality, and Social Sciences in the Twentieth Century. Essays in Honor of Harold D. Lasswell (Chicago 1969). – D. Marvick (Hg.): Harold D. Lasswell on Political Sociology (Chicago/London 1977).

H. Geißner

Feedback → Inventio → Journalismus → Kommunikations-
theorie → Massenkommunikation → Presse → Publizistik →
Statuslehre → Suchformel → Wirkungsforschung

Latinismus (engl. latinism; frz. latinisme; ital. latinismo)

A. L. nennt man eine vom Lateinischen beeinflusste Ausdrucksweise innerhalb einer nichtlateinischen Sprache. Ein L. entsteht durch Übernahme (Transferenz) von lateinischen Wörtern oder Imitation syntaktischer oder stilistischer Eigenheiten des Lateinischen, die der nichtlateinischen Sprache ursprünglich fremd sind.

B. 1. Als Verstoß gegen die rhetorische *virtus* der Sprachreinheit (*puritas*) ist der L. nach strengen Maßstäben ein *vitium*, es sei denn, daß er bereits in das nichtlateinische Sprachsystem integriert oder durch Bezeichnungsnote und Lizenz entschuldigt ist.[1] FONTANIER behandelt den L. unter *imitation*; GAYNOR und DUPRIEZ subsumieren ihn einerseits als Normwidrigkeit unter *barbarism* bzw. *barbarisme*, andererseits als fremdsprachliches Element unter *foreignism* bzw. *pérégrinisme*. [2]

2. Linguistisch ist der L. als Interferenzphänomen deutbar. [3] Viele L., die zunächst im System der Empfängersprache ein fremdes Element darstellten, wurden freilich mit der Zeit vollständig in das Sprachsystem integriert und verloren dadurch das Definitionsmerkmal der Normabweichung (so die Lehnwörter, viele Fremdwörter und Syntagmen wie «zu lesend» als Übersetzungsäquivalent des lat. Gerundivs). Hier ist die Klassifizierung als L. nur mit Bezug auf das Sprachsystem zum Zeitpunkt der Entlehnung berechtigt. Dagegen ist die vom lat. Partizip beeinflusste Wendung «nach gestillter Blutung» (Carossa) auch nach der Norm der heutigen Standardsprache eindeutig als L. zu werten. – Zitate lateinischer Sentenzen (z.B. der Rechtsregel: *in dubio pro reo*) und lateinische Passagen in Texten mit lateinisch-deutscher Sprachmischung sind linguistisch gesehen keine L., da sie kein Element des nichtlateinischen Sprachsystems bilden; hierfür ist die Erklärung als ›Kode-Umschaltung‹ (*code switching*) angemessener. [4]

3. Im L. manifestiert sich der Einfluß, den das Latein zunächst im direkten Sprachkontakt mit Römern bzw. romanisierten Galliern (horizontaler oder arealer Trans-

fer), dann als Sprache von Kirche und Verwaltung, Wissenschaft und Technik über die lateinsprechenden Bildungsträger und höheren Schichten (vertikaler Transfer) auf das Deutsche ausgeübt hat. Hinzu kommt indirekter Transfer über das Französische und Englische. [5] – Im Bereich des Wortschatzes tritt der L. auf als lexikalische (Fremd-, Lehnwort) oder als semantische Entlehnung (Lehnübersetzung, Lehnbedeutung); selten sind Kombinationen deutscher Wörter mit lateinischen Morphemen (z.B. *Sammelsurium*, *Schwulität*). Auch Mehrfachentlehnungen kommen vor: auf lat. *palatium* gehen zurück *Pfalz* (durch direkten Transfer), *Palast* (über die ma. Ritterkultur) und *Palais* (über das Frz. im 17. Jh.). – Syntaktisch-stilistische L. begegnen oft in Übersetzungen aus dem Latein infolge unbewußter Übernahme, aber auch bewußter Nachahmung des als vorbildlich empfundenen Lateins (Humanistendeutsch). NIKLAS VON WYLE überträgt (von 1461 an publizierte) genuin lateinische Syntaxstrukturen ins Deutsche, weil er überzeugt ist, «daz ein yetklich tütsch, daz usz güttem zierlichen vnd wol gesetzten latine gezogen vnd recht vnd wol getransferyeret wer, ouch güt zierlich tütsche vnd lobes wurdig haissen vnd sin müste vnd nit wol verbessert werden möcht». [6] ICKELSAMER rät mit Blick auf das Latein zu häufigerer Verwendung von Partizipien im Deutschen wegen der «feinen lieblichen kürzte». [7] Infolgedessen begegnen syntaktische L. bis ins 17. Jh., z.B. der A.c.I. («ich red on spot, mich gewesen sein in großer Not»; THEUERDANK) oder die relative Verschränkung («Der Name der mir folgt ist meiner sorgen Lohn. Welchen namen wenn die Poeten nicht zue gewarten hetten, würden viel derselben [...] abgeschreckt werden»; OPITZ). [8] – Die soziale Markiertheit von Latein und Volkssprache kann freilich im 16. Jh. in satirischer oder polemischer Absicht auch dazu benutzt werden, um lateinische *elegantia* gegen deutsche *barbaries* oder umgekehrt volkssprachliche Gemeinverständlichkeit gegen lateinische Esoterik auszuspielen; Beispiele liefern der KARSTHANS oder die Polemik zwischen den Verfassern lateinischer und volkssprachlicher medizinischer Fachbücher. [9] – Das Latein beeinflusst auch die Anfänge der deutschen Grammatik, indem deutsche Übersetzungsäquivalente zu genuin lateinischen Formen von den ersten Grammatiken als «Ablative» (*von dem Hause*), «Optative» (gebildet mit *wolt Gott das, o das u.ä.*), «Supina» (*zu loben*) und «Gerundia» (*im loben, vom loben, zum loben*) in die deutschen Flexionsparadigmen übernommen werden. [10]

4. Soziolinguistisch betrachtet sind L., soweit sie nicht in die Gemeinsprache eingegangen sind, charakteristisch für gruppenspezifische Soziolekte: Als Elemente des Fachwortschatzes sind sie konstitutiv für die Sprache bestimmter Berufsgruppen; als Bestandteil des Bildungswortschatzes sind sie symptomhafte Signale für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht und können so dazu dienen, das soziale Prestige des Sprechers zu unterstreichen.

5. Für die sprachpflegerische Bewertung des L. ist wie für die des Fremdworts überhaupt eine synchronische Betrachtung am angemessensten, die darauf achtet, «von wem ein Wort benutzt wird, gegenüber welchem anderen Sprachteilhaber, in welcher Sprech- oder Schreibsituation, mit welchem Sachbezug, in welchem Kontext, mit welcher Stilfärbung und vor allem mit welcher Bedeutung im Verhältnis zu den Bedeutungen der anderen Wörter des Wortfelds, in dem das entlehnte Wort seinen Platz gefunden hat». Zu kritisieren ist nur der Mißbrauch, wenn «sich ein Sprecher solcher Wörter nur

bedient, um Anderen mit Wortklängen zu imponieren, sie zu täuschen oder sie zu verführen». [11]

Anmerkungen:

1 Quint. I, 5, 12. 55–64. – 2 Fontanier 288; M. A. Pei, F. Gaynor: A Dictionary of Linguistics (New York 1954) 26. 75; Dupriez 89f., 336f. – 3 J. Juhász: Interferenzlinguistik, in: LGL² 646–652; E. Oksaar: Prinzipien u. Methoden d. sprachlichen Interferenz- u. Transferenzforschung, in: W. Besch, O. Reichmann, S. Sonderegger (Hg.): Sprachgesch. Ein Hb. zur Gesch. d. dt. Sprache u. ihrer Erforschung (1984) 662–669. – 4 Oksaar [3] 663. – 5 vgl. H.-F. Rosenfeld: Klass. Sprachen u. dt. Gesamtsprache, in LGL² 653–660; R. Drux: Lateinisch/Deutsch, in: Besch u. a. [3] 854–861 mit weiterer Lit.; F. Blatt: Latin influence on European syntax, in: CeM 18 (1957) 133–178. – 6 Translationen von Niclas von Wyle, hg. von A. v. Keller (1861, ND 1967) 9. – 7 V. Ickelsamer: Teütsche Grammatica [um 1534], hg. von H. Fechner: Vier seltene Schriften des 16. Jh. (1882, ND 1921) S. Aij; vgl. M. Rössing-Hager: Konzeption u. Ausführung der ersten dt. Grammatik, in: L. Grenzmann, K. Schackmann (Hg.): Lit. u. Laienbildung im Spätmittelalter u. in der Reformationszeit (1984) 534–556. – 8 Opitz, Kap. III. – 9 G. Objartel: Dt. Literatursprachen in der frühen Neuzeit. Latinität und Volkssprache, in: LGL² 713; H. Kästner: Der Arzt u. die Kosmographie, in: Grenzmann, Schackmann [7] 515; N. Henkel, N. F. Palmer: Lat. u. Volkssprache im dt. MA 1100–1500, in: dies.: (Hg.): Lat. u. Volkssprache im dt. MA 1100–1500 (1992) 1–18; M. Rössing-Hager: «Küchenlatein» u. Sprachpurismus im frühen 16. Jh., ebd. 360–386. – 10 vgl. M. Jelinek: Gesch. d. nhd. Grammatik, Bd. 1 (1913) 21. 36ff.; Bd. 2 (1914), 191. 313. 322ff. 339. 412ff. 414. – 11 P. v. Polenz: Fremdwort u. Lehnwort sprachwiss. betrachtet, in: Mu 77 (1967) 72. 80.

Literaturhinweis:

B. Kytzler, L. Redemund: Unser tägliches Latein: Lex. des lat. Spracherbes (1992).

K. Schöpsda

→ Barbarismus → Etymologie → Fremdwort → Gräzismus → Neologismus → Perspicuitas → Purismus → Sprachkritik → Sprachrichtigkeit → Wortschatz.

Latinität, Goldene und Silberne

A. Def. – B. Begrenzung der Epochen, politisch-sozialgeschichtlicher Hintergrund und Hauptvertreter und –charakterzüge. – I. Goldene L. – II. Silberne L.

A. Mit den Begriffen «Goldene» und «Silberne L.» bezeichnet man über Jahrhunderte hinweg die beiden hervorragenden Epochen der lateinischen Kunstsprache. Heute versteht man unter «Goldener L.» in der Regel die Literatur der späten Republik (ca. 80 v. Chr.) bis zum Ende der Regierung des Augustus (14 n. Chr.); die «Silberne L.» umfaßt das Prinzipat vom Regierungsantritt des Tiberius bis etwa 120 n. Chr.

Der Ursprung des klassizistischen Verfallsmodells – Silber ist von geringerem Wert als Gold – ist unbekannt, doch muß es sich um eine nachantike Setzung handeln, die die lateinisch schreibende Antike schon in der Retrospektive sehen konnte. Der früheste Beleg für diese Vorstellung stammt – mangels Gegenbeweisen – aus der Humanistenzeit: Es handelt sich dabei um eine noch nicht terminologische Äußerung des ERASMUS im Vorwort zu seiner Ausgabe der Werke Senecas von 1529, wo er dessen stilistische Eigenheiten, die auch andere Autoren des 1. Jh.s zeigten, denen Ciceros gegenüberstellt: «Proinde fortasse non ab re fuerit, si studiosae iuventuti paucis indicem, quae sint in hoc auctore fugienda, quae sequenda. Primum habet voces suas, velut in hoc affectatas, ut dissimilis sit Ciceroni: quamquam hoc illi cum Quintiliano Pliniisque communis, et haud scio an cum

toto illo seculo, quod Ciceronis, velut argenteum aureo successit» (Es wird daher vielleicht nicht unpassend sein, wenn ich die lernbegierige Jugend darauf hinweise, was an diesem Schriftsteller zu vermeiden und was nachzuahmen ist. Zunächst wählt er eigentümliche Wörter, die gleichsam in der Absicht gesucht sind, dem Cicero unähnlich zu sein: Freilich hat er dies mit Quintilian und den beiden Plinius gemein, vielleicht sogar mit jener ganzen Epoche, die auf diejenige Ciceros folgte wie die silberne auf die goldene). Schon in dieser Aussage ist der pädagogische Anspruch erkennbar, mit dem die Metapher der Metallskala – aber auch das damit konkurrierende Modell von den Lebensaltern der Lateinischen Sprache[1] – besonders in der Antibarbarus-Literatur des 17. und 18. Jh. verwendet wurde, die bestimmte Autoren sowohl der lateinischen Prosa als auch der Dichtung zur stilistischen Nachahmung empfahl. [2] Dies hatte auch eine Auswirkung auf die Stilmodelle der modernen Sprachen.

Die Popularität der Begriffe «Goldene» und «Silberne L.» speist sich aus der Verdichtung verschiedener Bedeutungsebenen, die aus der Junktur von «Metall» und «Latinität» resultieren. Mit «Latinität» (*latinitas*) bezeichnet man einen Purismus der lateinischen Sprache, der sich am entsprechenden Phänomen der griechischen, dem Hellenismus [3], orientierte und gerade den Autoren der Goldenen L. als Vorbild diente. Seine Referenzpunkte sind die obersten Stilqualitäten Sprachrichtigkeit (*puritas*), Deutlichkeit (*perspicuitas*), Angemessenheit an Inhalt und Zweck der Rede (*aptum, decorum*), der Redeschmuck (*ornatus*) und die Vermeidung alles Überflüssigen (*brevitas*). [4] Schon in der Antike, etwa im zehnten Buch von QUINTILIANS «*Institutio Oratoria*», wurden die Werke bestimmter Autoren als geradezu kanonische, gleichwohl nach subjektiven Vorlieben und Geschmackskriterien ausgewählte Stilmodelle empfohlen. Es dürfte kein Zufall sein, daß es sich hierbei gerade um die Autoren handelt, die später als *exempla* für die Goldene und Silberne L. propagiert wurden.

Das Idealbild der *latinitas* wird in der Vorstellung einer Silbernen und Goldenen L. mit dem seit Hesiod in zahlreichen Versionen [5] überlieferten Mythos von den Weltaltern verbunden, in dem die Entwicklung der Menschheit als beständige Deteriorisierung vom Goldenen zum Eisernen Zeitalter beschrieben wird. Die Verbindung zwischen Metall und Sprache könnte durch die Assoziation von Worten mit Münzen, deren stilistischer Wert mit Metallen bezeichnet wird, gestiftet sein. [6] Dazu könnte die Tatsache treten, daß die berühmteste Ausformung des Zeitaltermythos, die «Metamorphosen» Ovids [7], gerade aus der Zeit stammt, die gemeinhin – und zwar schon von den zeitgenössischen Autoren, als Wiederkehr des Goldenen Zeitalters galt: die friedliche Regierungszeit des Augustus nach Jahrzehnten des Bürgerkriegs. [8] Auch in der kaiserzeitlichen Literatur des ersten nachchristlichen Jh. lassen sich mit einem Herrscher in Verbindung zu bringende Evokationen des Goldenen Zeitalters finden, wenngleich schon mit der Konnotation des nicht erreichbaren Wunschbildes [9] – auch hier ein deutlicher Abstieg. Es bot sich deshalb an, diese Vorstellung von der graduellen Verschlechterung auch auf die Sprache der Epochen zu übertragen. Auch hierfür gibt es antike Gewährsleute, denn in der nachantiken Junktur des Mythos der Zeitalter mit dem Begriff der L. sind die bei TACITUS, SENECA und VALERIUS MAXIMUS faßbaren Klagen über den stetigen Verfall der Redekunst nach dem Ende der römischen Republik [10] und

die Unvollkommenheit des zeitgenössischen Redestils lediglich in eine metaphorische Ausdrucksweise gebracht. In der Humanistenzeit wird das Verfallsmodell – wie es das Weltaltermodell anbietet – um weitere, meist nicht besonders aussagekräftige Stufen der Verschlechterung erweitert. Man findet vielfach eine viergliedrige Metallskala [11], die dem Gold und Silber noch die Bronze und das Eisen hinzufügt.

Betrachtet man insbesondere die reichhaltige Literatur und Kultur der Silbernen L. so scheint es, daß die nachantiken Kritiker die Aussagen der antiken Gewährsleute in unreflektierter Weise zu ernst genommen haben [12]: Klagen über die Dekadenz der eigenen Zeit sind nämlich *Topoi*, wie man sie in der römischen Literatur schon vor dem Prinzipat finden kann, ja möglicherweise tauchen sie in jeder Generation in unterschiedlicher Weise auf. Dies heißt allerdings nicht, daß diese Zeiten nicht doch bedeutende Kunstwerke hervorgebracht oder in anderer Hinsicht innovativ gewirkt hätten. [13]

Obwohl die Begriffe «Silberne» und «Goldene L.» sich ursprünglich nur auf eine Bewertung des in diesen Zeiten prävalenten, als nachahmenswert geltenden Stils bezogen, setzten sie sich in den Jahrhunderten nach dem Humanismus auch in der prinzipiellen Kanonisierung der lateinischen Literatur durch. Als Konsequenz dieser Bewertung fielen bestimmte Autoren der Silbernen L. auch in der literaturgeschichtlichen Betrachtung der *damnatio* als «schwülstig», «unklassisch», ja – Gipfel der Verurteilung – als «rhetorisch» anheim. Aufgrund dieser intrikaten Bedeutungsebenen kann man nicht von einer Rezeption der Goldenen und Silbernen L. in dem Sinne sprechen, sondern nur von einer höchst komplexen Tradierung klassizistischer Normen, die in den Prädikaten «Silberne» und «Goldene» eine einprägsame Formel fanden. Diese Kanonisierung wirkte im Laufe der Zeit einengend, da Autoren, die nicht dem Stilideal entsprachen, nur begrenzt als Schulaufgaben gelesen wurden und eine entsprechend geringere Verbreitung erfuhren. Dies manifestiert sich etwa im Lateinunterricht der verschiedenen Jahrhunderte und in den Stilübungen des universitären Lateinstudiums, in denen weiterhin Cicero und Caesar die überragenden Stilmodelle bleiben. [14]

Verschiedene Insuffizienzen des klassizistischen Verfallsmodells führen jedoch dazu, daß man heute in der Regel «sogenannt» vor die entsprechenden Begriffe setzt, auch wenn man wegen ihrer Griffigkeit offensichtlich nicht gerne auf sie verzichten mag: Zum einen ist ganz allgemein die Legitimität solcher mit einer Wertung verbundenen Periodisierungen fragwürdig, zum anderen stellt sich die Frage, ob speziell diese Epochensetzung überhaupt geeignet ist, die stilistischen Eigenheiten und Qualitäten der einzelnen Autoren in angemessener Weise zu beschreiben, ja ob der Stil als Epochenkriterium überhaupt ausreicht. Legte man etwa – möglicherweise mit größerer Legitimation – die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse oder gar die literarische Gattung als Maßstab an, so würden Cicero und Vergil nicht in dieselbe Kategorie der Goldenen Latinität fallen. [15] Gleichwohl zeigen sich in der Prosa Ciceros und in der Dichtung Vergils ähnliche Sprachphänomene. Andererseits zeichnen sich die beiden zweifellos differierenden Epochenstile in bezug auf die Sprachsubstanz, den Wortschatz und die Grammatik durch eine erstaunliche Kontinuität aus. [16] Die Silberne L. unterscheidet sich von der Goldenen eher auf der inhaltlichen Ebene, durch den Kulturpessimismus und das fast durchweg vermittelte endzeitliche Lebensgefühl, wozu ein abweichendes

des, aber keineswegs als minderwertig zu klassifizieren. Das Literaturverständnis tritt. Die Manierismus-Debatte konnte in dieser Hinsicht klärend wirken.[17] Zudem scheint es wenig sinnvoll, die sehr heterogene Literatur des ersten Prinzipatsjahrhunderts als Einheit aufzufassen, obwohl sich ähnliche Schwierigkeiten selbst für die relativ homogenere Goldene L. stellen. Dazu tritt die Tatsache, daß das geschriebene Latein als Kunstsprache ein Eigenleben jenseits der Epochengrenzen führt: AUGUSTINUS und LACTANZ etwa schreiben ein an Cicero orientiertes, klassizistisches Latein, würden aber in diesem epochenfixierten Schema entweder nicht oder im falschen Raster berücksichtigt. Dieses Phänomen wird statt mit <Goldener L.> o.ä. treffender mit <Ciceronianismus> bezeichnet. Zunehmend beginnt man, die Begriffe <Goldene und Silberne L.> auch in literaturgeschichtlicher Hinsicht aufzugeben und an deren Stelle eine nach Möglichkeit nicht normative Beschreibung zu setzen, in der auf die Klassik Ciceros und Vergils die manieristische, barocke Epoche der Nachklassik folgte. Dies geht mit einer Rehabilitierung der sog. Silbernen Latinität Hand in Hand, in der jenseits eines starren Klassizismus neue Ausdrucksformen und sprachliche Potentiale, etwa der Umgangssprache, erschlossen wurden.

B. Die große Bedeutung der Sprache sowie des vollendeten sprachlichen Ausdrucks und Vortrags, und das daraus resultierende hohe stilistische Niveau in beiden Epochen ist nur aus dem politischen und sozialgeschichtlichen Hintergrund verständlich.

I. *Goldene L.* Die Zeit, in der die *aurea latinitas* zur Blüte kam, kann man geschichtlich gesehen in zwei Phasen aufteilen. Die erste Phase (ca. 80–43) ist geprägt von starken innenpolitischen Auseinandersetzungen, die nicht nur in heftigen Redegefechten im Senat, sondern auch in Straßenschlachten oder gar Bürgerkriegen kulminierten.[18] Trotz dieser Eskalationen ist eine hohe, vielleicht nie wieder erreichte Kultur des politischen (Meinungs-)Streits zu beobachten, die Redegewandtheit und Differenziertheit des Denkens und der Argumentation fordert. Die Zeit der späten Republik sieht deshalb nicht zufällig das Aufkommen der Rhetorik und des Berufspolitikers. Über die privat- und staatsrechtlichen *causes célèbres* auf dem Forum kann man zu Bekanntheit und politischem Einfluß gelangen. Jeder, der sich auf der Bühne der Politik behaupten will, muß Routine in der schnellen Abfassung größerer, sprachlich beeindruckender und argumentativ wirksamer Textmengen haben. Dies rückt freilich die Sprache als Mittel der Demagogie ins Zwielicht. So stößt denn die Einbürgerung der Rhetorik in Rom als unseriöse Kunst zunächst auf erbosten Widerstand bestimmter konservativer Kreise[19], erlangt dann aber schnell eine zentrale Position im Pflichtkanon der Ausbildung. Im Vordergrund steht zur Zeit Ciceros die Ausrichtung auf die Praxis auf dem Forum und bei Gericht. Die Sprachkompetenz eröffnet ungeahnte Möglichkeiten: Bildung, insbesondere das <Gut sprechen>, wird zum Schlüssel gesellschaftlichen Aufstiegs. Die soziale Mobilität weicht langsam die starre Verkrustung der staatstragenden Adelschicht auf. Cicero, die exemplarische Gestalt des Redners und Stilisten, ist als *homo novus* aus Arpinum hierfür das beste Beispiel. Insgesamt läßt sich in dieser Zeit ein hohes Bewußtsein für die eigene Sprache beobachten. Die Entwicklung, die schließlich im Klassizismus der lateinischen Sprache kulminiert, wird von einer intensiven Auseinandersetzung mit der griechischen Sprache und ihren bevorzugten Stilmodellen, die man schlagwortartig mit

<Asianismus> versus <Attizismus> charakterisieren kann, vorangetrieben. In dieser Aneignung, die auch eine Überwindung der kulturellen Minderwertigkeitsgefühle der Römer gegenüber den Griechen war, vollzog sich eine strikte Trennung von Kunstsprache und gesprochener Sprache, von der Sprache der Stadt Rom, in der sich diese Entwicklung konzentriert vollzog, und dem Land, der <Provinz>.[20] Angestrebt wird im Geiste des Attizismus eine größtmögliche Eleganz der Sprache und des Stils, *latinitas* und *urbanitas*: Dies bedeutet eine Ausmusterung von umgangssprachlichen Worten, eine Reglementierung der Flexionsformen, Normierungen der Aussprache; ferner eine Vermeidung von Gräzismen, die durch treffende lateinische Worte ersetzt werden, bei gleichzeitiger Verurteilung von wilden Neologismen. Die Autoren, die später Inbegriff des Stilideals der Goldenen L. werden sollten, aber auch schon in der Antike vielgelobte Stilmodelle repräsentierten, Caesar, Cicero und Sallust, sind alle drei, wenngleich auf unterschiedliche Weise, sowohl in die Politik der Zeit als auch in die stiltheoretische Diskussion verwickelt. An dem Gegensatzpaar CAESAR – CICERO, die auch in politischer Hinsicht Opponenten waren, läßt sich beobachten, wie sich der Wille zu einer virtuosen Sprachbeherrschung in ganz unterschiedlichen Phänotypen niederschlagen konnte.

CAESAR (100–45 v. Chr. [21]) kam – wie Cicero – früh in Kontakt mit Männern, die sich um den genauen sprachlichen Ausdruck bemühten. Unter diesen waren neben seinem Onkel IULIUS CAESAR STRABO der Grammatiker M. ANTONIUS GNIPHO, dessen Schüler auch Cicero war. Caesar war in der Antike eher als Redner denn als Schriftsteller geschätzt. Trotz seiner starken Belastung als Berufspolitiker zeigt er ein großes theoretisches Interesse an der aktuellen Sprachdiskussion: 55 oder 54 v. Chr. verfaßt er während eines Alpenübergangs die stilprogrammatische Schrift <De analogia>, von der Fragmente erhalten sind.[22]

Die Hochschätzung der <Commentarii> [23] ist ein nachantikes Phänomen, mag auch Cicero ihnen das Lob nicht versagen, der sie als *nudi* (<nackt>, i.e. im höchsten Maße schmucklos) bezeichnet.[24] Sie zeichnen sich in der Tat durch scheinbar emotionslose Schlichtheit aus, die durch die nur vorgetäuschte Objektivität (etwa Erzählung in der dritten Person) letztlich aber um so stärker im Sinne ihrer Intention – Selbstdarstellung und -rechtfertigung – manipulieren kann. In ihnen ist ein am griechischen Attizismus orientierter Purismus als oberstes Stilprinzip erkenntlich, und zwar sowohl hinsichtlich der grammatikalischen Konstruktionen und des Redeschmucks als auch der Wortwahl.[25] Dies ist die von Quintilian – wenn auch bezug auf die Reden – viel gelobte *κῦριολογία*, *kūriologia*, die *elegantia Caesaris* [26]. Dennoch bleibt das Verhältnis von Schrift- und Umgangssprache ungeklärt. Caesar verwendet einen Wortschatz von ca. 1300 Wörtern. Dieser *delectus verborum* [27] steht in Übereinstimmung mit seinem in seiner Schrift <De analogia> formulierten Rat, ein nicht gebräuchliches Wort wie eine Klippe zu meiden.[28] Caesar vermeidet Variation um der Variation willen: Selbst wenn Synonyma zur Verfügung stehen, wählt er nur ein Wort dafür (z.B. *flumen*, aber nicht *fluvius* oder *amnis*). Caesars Purismus führt keineswegs zu einer Minderung der sprachlichen Ausdruckskraft. Gerade die gezielte Verwendung von Ablativus Absolutus-Konstruktionen, die an Stelle von komplizierteren Perioden treten, ermöglicht es, Nebenumstände in größtmöglicher Kürze in den Satz zu integrieren.[29]

CICERO (106–43 v. Chr. [30]), der als überzeugter Anhänger einer gemäßigten Senatsherrschaft in der Tagespolitik – etwa im Falle der Catilinarischen Verschwörung – meist ein Gegner Caesars war, ist auch in stilistischer Hinsicht ein Gegenmodell. Seine Werke sind das unübertroffene Stilmodell der Goldenen L., um das kleinere Trabanten wie der Geschichtsschreiber LIVIUS kreisen; schon in der Antike gilt er als *exemplar* von Sprachbeherrschung und Ausdruckskraft, was zu einem regelrechten Ciceronianismus führte. Von Cicero ist bei weitem das größte Œuvre eines römischen Autors überliefert: Reden, philosophische Werke, rhetorische Abhandlungen, ein wenig Dichtung und zahlreiche Privatbriefe [31], die ein wichtiges Zeugnis für die Sprachdiskussion der Zeit sind. Der Stil all dieser heterogenen Werke zeigt zwar unverkennbar die Handschrift Ciceros, aber auch die meisterhafte Anpassung an die unterschiedlichen *genera dicendi* und Gattungen. Aufgrund dieser Heterogenität wird man kaum von einem Stil des Cicero schlechthin sprechen können, zumal sich auch eine stilistische Entwicklung vom Früh- zum Alterswerk ausmachen läßt.

Auch wenn Cicero einen Mittelweg zwischen der asiatischen Beeindruckungsrhetorik und der attizistischen Sachlichkeit gefunden hat, ist bei ihm der Sprachpurismus – etwa durch die konsequente Schöpfung einer lateinischen Terminologie der Philosophie und Rhetorik – nicht minder ausgeprägt, freilich mit gattungsbedingten Unterschieden. Zweifellos ließen ihn sein Temperament und seine angeborene Redegabe eine größere Affinität zum Asianismus mit seiner affektiven Rhythmisierung entwickeln. Cicero liebt lange, hypotaktische, konzinnere Perioden, denen er den Vorzug vor den knappen Partizipalkonstruktionen gibt. Dazu tritt der gezielte, nie exuberante Einsatz von Redeschmuck und eine Vorliebe für Personifikationen und metaphorische Redeweise. Auch in der Dichtung bahnt Cicero den Weg in der kunstvolleren, flexibleren Handhabung des Hexameters. Nicht minder prägend wirkte er in der Evokation eines Rednerideals, in dem die Rhetorik und die Philosophie eine enge Symbiose eingehen, so daß zum stilistischen Ideal auch das persönliche Vorbild tritt.

Die Werke des SALLUST (86–35/34 v. Chr. [32]) stellen das dritte große Stilmodell der Kunstprosa der Goldenen L. dar. Wenngleich auf niedriger Ebene war auch Sallust als Parteigänger Caesars in die politischen Auseinandersetzungen der Zeit verwickelt. Aber er überlebte durch seinen Rückzug aus der Politik nach dem Tode des Caesar – anders als Cicero – noch den Kollaps der römischen Republik. Die überlieferten historischen Schriften stammen aus der Zeit des Rückzugs: *Coniuratio Catilinae* (ca. 42 v. Chr.); *Bellum Iugurthinum* (ca. 40 v. Chr.); *Historien* (in den letzten Lebensjahren). Auch er war als Redner hervorgetreten; seine Reden las Seneca d. Ä. aber nur noch um der Geschichtswerke willen. [33] In Stil und Inhalt hat sich Sallust an THUKYDIDES orientiert. Dazu treten aber als zweites, römisches Modell die Geschichtswerke des älteren CATO, was sich u. a. in der Satznenhaftigkeit, der Vorliebe für Alliterationen und der archaischen, oft poetischen Tönung der Sprache [34] niederschlägt. Dies darf aber nicht mit Alltagslatein verwechselt werden: Sallusts Sprache ist die Manifestation eines bewußten, hart erkämpften Stilwillens. [35] Anders als bei Caesar ist seine *brevitas* mit einer großen *varietas* des sprachlichen Ausdrucks verbunden; von Cicero hingegen trennt ihn die Vorliebe für Inkonzinnität und Parataxe. [36]

Die zweite Phase der Goldenen L. bis 14 n. Chr. ist die von Octavian-Augustus geprägte Zeit, in der unter dem Deckmantel des Alten die römische Republik demonstriert wurde. Trotz dieser auch schmerzlichen politischen Veränderungen, die zu einer kaschierten Alleinherrschaft führten, war diese Zeit, nachdem mit der Schlacht bei Actium (29 v. Chr.) die Bürgerkriege beendet waren, von einem Gefühl der Dankbarkeit getragen. In diesen Jahren erfolgt phasenverschieben zur Prosa eine von den früheren Dichtern LUKREZ und CATULL vorbereitete Hochzeit der Dichtung, die von einem teils privaten, teils kaiserlichen Mäzenatentum gefördert wird. Sie orientiert sich einerseits verstärkt an Modellen der frühgriechischen Dichtung (so insbesondere HORAZ), kann aber – etwa im Epos – schon an die eigene römische Tradition anknüpfen. In der Elegie, die ein Lebensideal jenseits des Staates propagiert (GALLUS, PROPERZ, TIBULL, OVID), und der gesellschaftskritischen Satire werden zwei der römischen Literatur eigene Gattungen etabliert.

VERGIL schafft in der *Æneis* das römische National-epos, das von den Zeitgenossen keineswegs schon als das große klassische Vorbild anerkannt wird. [37] Insgesamt lassen sich in den Werken Vergils ähnliche stilistische Phänomene wie in der Prosa der Goldenen L. beobachten: eine Erhöhung der Alltagssprache im einfachen und würdevollen Sprechen, Vermeidung griechischer Wörter und allzu auffällig eingesetzter Archaismen, einfache Grammatikkonstruktionen, realisiert in einem gleichmäßigem Fluß des Hexameters.

HORAZ gelingt in seinen *Öden* und *Epoden* die höchste Integration von Form und Inhalt. Er schafft in den Satiren, den *Sermones*, aber auch ein Modell des *sermo cotidianus*. OVID hingegen, bei dem der lateinische Hexameter die höchste Perfektion erreicht, zeigt stilistisch und inhaltlich Merkmale der Goldenen und der Silbernen L.

II. Silberne L. (14 bis 120 n. Chr.). Die Zeit der Silbernen Latinität sieht die endgültige Etablierung des Prinzipats, zuerst unter dem julisch-claudischen (27–68), dann unter dem flavischen Kaiserhaus (69–96) und schließlich unter den Adoptivkaisern (ab 96). Obwohl Rom das kulturelle und politische Zentrum bleibt, erreichen auch die Provinzen des Reiches einen hohen Kulturstandard. Trotz der geänderten politischen Verhältnisse bleiben Praxis und Theorie der Rhetorik das Kernstück in der Ausbildung der jungen Römer, mag sich auch das praktische Betätigungsfeld geändert haben. Wichtigster Bezugspunkt sind nicht mehr die lebenden Vorbilder auf dem zur politischen Schaubühne entwerteten Forum, sondern es gewinnen die Rhetorenschulen an gesellschaftlicher Bedeutung. Trotz eines relativen Verlustes der Redefreiheit, für die das Forum in der Republik stand, gibt es im Beamtenapparat der Reichsverwaltung weiterhin ein großes Betätigungsfeld für die rhetorisch geschulten Funktionselemente, die nicht mehr selbstverständlich Angehörige der Mittel- und Oberschicht, sondern auch gebildete Freigelassene sind: die Nähe zum Princeps wird für jeden individuell definiert. Es ist insofern bezeichnend, daß als einzige Rede aus dieser Zeit nur der *Panegyricus* PLINIUS' d. J. auf Kaiser Trajan überliefert ist. Der von den Autoren der Zeit immer beklagte Verfall der Redekunst zugleich mit dem der *res publica* führt dazu, daß man das weiterhin hohe Niveau und Ansehen der Rhetorikausbildung auch heute übersieht oder negativ bewertet. Zudem erlangt das Reden eine neue gesellschaftliche, vordergründig zweifelhafte Position: Anders als noch zur Lebenszeit Ciceros entwick-

kelt sich etwa mit dem Beginn der augusteischen Zeit das Deklamieren [38] von der reinen Schulübung zum öffentlichen oder doch halböffentlichen Freizeitvergnügen von erwachsenen Männern der gebildeten Mittel- und Oberschicht. Dieser entpolitisierte Gebrauch der Sprache befreite die Redner vom Zwang einer stichhaltigen Argumentation; virtuose, affektbezogene Beeindruckungsrhetorik und Pointenstil beherrschten das Feld – eine ausgezeichnete Vorübung für literarische Betätigung. In der Tat hat sich durch diese keineswegs geistlose Vorschule, die der Vorstellung des nüchternen Römers geradezu widerspricht, der Charakter der römischen Literatur gegenüber der späten Republik und der augusteischen Zeit verändert: OVID, der von SENECA D. Ä. als hoffnungsvoller Schüler der rhetorischen Ausbildung beschrieben wird [39], könnte man in dieser Hinsicht als Autor des Übergangs bezeichnen, der Charakteristika beider Zeitstile zeigt: Pointenzwang und *latinitas*.

Mag sich das römische Imperium dieser Zeit für seine Bürger als Garant des Friedens und Wohlstands darstellen, so herrscht im unmittelbaren Umfeld des Hofes, zu dem auch die unter dem Patronat der Kaiser stehenden, vielfach schon aus den Provinzen stammenden Literaten gehörten, Dekadenz, Willkür und Machtmißbrauch. Zwar gibt es insgesamt ein – nicht zuletzt durch das private Interesse der Kaiser, besonders Neros und Domitians – eher literaturfreundliches Klima, doch schlägt das Mäzenatentum häufig in das Gegenteil um, wie etwa das Beispiel des Dichters LUCAN zeigt, der von Nero mit einem Veröffentlichungsverbot belegt wurde. Diese Fragilität der intellektuellen Existenz schlägt sich in der neronischen Literatur in einem fast durchweg pessimistischen, ja zynischen Ton der Literatur, der sich auch als Resignation und Duldsamkeit tarnen kann, und in einem sprachlichen und inhaltlichen Manierismus [40] nieder, einem vom *indignatio* und Apostrophen geprägten Affektstil, der sich in einem ständigen Gestus der Überbietung [41] gerade von den später als klassisch empfundenen Sprachkunstwerken abzuheben sucht. Sicher kann man dies auch als kalt und blutleer empfinden, aber es ist genaugenommen das Gegenteil der Fall, nämlich der Versuch, den Überschwang des Gefühls und des Affekts auch sprachlich zu vermitteln. Auch verwundert es nicht, daß in dieser Zeit die Literaten bevorzugt zu Formen jenseits der großen Gattungen, nämlich zur Satire (IUVENAL und PERSIUS), Fabel (PHAEDRUS), dem Schelmenroman (PETRON), dem Epigramm (MARTIAL) oder dem Brief (SENECA, PLINIUS) griffen.

Doch läßt sich auch die Gegenbewegung, ein Klassizismus, der hinsichtlich Stil, Form und Gehalt in epigonaler Anbetung der Tradition verharrt, beobachten (z.B. der Epiker SILIUS ITALICUS oder im gewissen Sinne auch PLINIUS). Der Rhetoriklehrer QUINTILIAN, ein gemäßigt konservativer Kritiker des Zeitstils, stellt die Werke der späten Republik, allen voran Cicero, als weiterhin gültige Stilmodelle für den römischen Nachwuchs vor, ohne selbst diesen Kriterien völlig zu entsprechen. Insbesondere die Schriftsteller, die aus der spanischen Familie der Annaei stammen und vornehmlich zur Zeit Neros wirken, Seneca d.J., selbst Sohn eines an Rhetorik interessierten Polyhistor, und sein Neffe, der Epiker Lucan, finden bei Quintilian nur beschränkte Zustimmung.

Der Vergleich der Stile von L. ANNAEUS SENECA (ca. 4–65 n. Chr.) [42] und etwa Cicero ist deshalb schwierig, weil von Seneca – außer den Tragödien – vornehmlich philosophische Schriften, aber z.B. keine Reden, überliefert sind. [43] Seneca vertritt, insoweit der Vergleich mit

Cicero, über den er sich kritisch, ja spottend äußert [44], trägt, ein geradezu antiklassisches Stilmodell. Während Quintilian seinen Stil tadelt [45], wird er heute gar als Vorläufer eines modernen Prosastils gesehen: kurze Sätze, kunstvoller Prosarhythmus, formal und inhaltlich pointiert, mit großer Liebe zur Sentenzenhaftigkeit, die manchmal den Vorrang vor einer stringenten Argumentation hat. Umgangssprachliche Elemente, zu denen auch hie und da Poetismen treten, entsprechen dem persönlichen Ton der Werke, aber bezüglich des Wortschatzes ist Senecas Latein aufs Ganze gesehen überraschend rein, ja konservativ. [46] In dieser Hinsicht unterscheiden sich auch die Tragödien nicht eklatant von der Prosa, worüber aber der Inhalt und die evozierte Atmosphäre des Grauens hinwegtäuschen können. Auch in ihnen hält er sich weitgehend an den Wortschatz der augusteischen Dichter. Prosa und Dichtung können jedoch nur auf dem Hintergrund der rhetorischen Praxis, die den Zeitgeschmack prägt, verstanden werden.

Etwas anders verhält es sich mit dem Epos seines Nefen M. ANNAEUS LUCANUS (39–65 n. Chr. [47]), dem *«Bellum civile»*, dessen Stil man mit gutem Recht als manieristisch bezeichnet. Nicht nur in dieser Hinsicht ist er ein Kontrapost zur klassischen *«Aeneis»* Vergils, der er ein hyperbolisches, fast expressionistisch zu nennendes Gemälde der römischen Dekadenz entgegensetzt. Dies zeigt sich auch auf der stilistischen Ebene, etwa in seinem Mut zu kunstvollen Wortneuschöpfungen, zur gehäuften Verwendung von Stilmitteln (die aber niemals um ihrer selbst willen verwendet werden), in der Sentenzenhaftigkeit und pointierten, oft seziermesserscharfen Zuspitzung von Sätzen, strategisch eingesetzten Wortwiederholungen und Apostrophen, bewußten, von Vergil gemiedenen Phasenverschiebungen von Satz- und Versende, die bei Lucan zur *«Herstellung eines ununterbrochenen Stroms des dichterischen Bewußtseins»* [48] führt, der das Zerfallen der Darstellung in einzelne, brillante Sätze vermeidet und dem Text lyrische Qualitäten verleiht.

Man schätzte als erlesenes Stilmodell der Silbernen L. auch die urbane Prosa der Briefe des zur Zeit des Domitian und Trajan schreibenden jüngeren PLINIUS (C. Plinius Secundus, ca. 61– vor 117 [49]), der einerseits dem zur Grandiosität neigenden Asianismus huldigte, diesen aber mit einer knappen (attizistischen) *brevitas*, die seine Briefe zu Epigrammen in Prosa werden läßt, verbinden konnte. Dies – wie auch die Tendenz zu umgangssprachlichen Ausdrücken – ist zum Teil aber auf die Gattungsgepflogenheiten des literarischen Briefes zurückzuführen. Sein *«Panegyricus»*, eine epideiktische Rede, ist hingegen ganz der asianischen Beeindruckungsrhetorik, der Fülle und dem Affektüberschwang, verpflichtet. Plinius' Episteln sind eines der wichtigsten Zeugnisse über den Literaturbetrieb der Zeit und die immer noch virulente Sprachkritik, über die er insbesondere mit seinem Freund P. CORNELIUS TACITUS (ca. 55–ca. 117/120 n. Chr. [50]) – wie er der politischen Elite angehörig – diskutierte, der zwar als Historiker Ruhm erlangte, aber von Haus aus Redner war. [51] Dessen *«Dialogus»* ist selbst eines der hervorragendsten Dokumente über den *«Verfall der Beredsamkeit»* nach dem Ende der Republik, der – den Gattungsgepflogenheiten des von Cicero geprägten rhetorischen Dialogs verpflichtet – im *«Œuvre»* des Tacitus durch seinen eher ciceronischen Stil hervorsteicht. In seinen Geschichtswerken, den *«Annalen»* und den *«Historien»*, und in geringerem Maße in den kleinen Schriften *«Agricola»* und *«Germania»* manifestiert sich

jedoch der für Tacitus als typisch empfundene, manchmal bis zur Verrätselung knappe Stil. Dazu tritt ein exquisiter Wortschatz, in dem Gräzismen (oder auch Germanismen, die es aufgrund des Inhalts in der «Germania» durchaus geben könnte) fehlen, worin er Affinitäten zum strengen Purismus etwa Caesars und Sallusts zeigt. Tacitus vermeidet geläufige Wort- und Satzverbindungen (mit einer Vorliebe für Zeugmen, Inkonzinnität und Ellipsen), so wie er seine Leser durch ungewöhnliche Wortstellung und die Verlagerung der Hauptgedanken auf Nachträge (etwa in Form hintangestellter Ablativi absoluti) fordert. Trotz der relativen Kontinuität des Wortschatzes mit dem der Autoren der Goldenen L. unterscheidet sich Tacitus von diesen durch die völlig andere Darstellungsform, in der er gerade durch das, was er nicht offen, sagt, sondern nur nahelegt, eine komplexe Interaktion mit dem Leser aufbaut, ja eine psychologische Strategie zu verfolgen scheint. Es dürfte die Mischung aus sprachlicher Knappheit, Suggestivität der Schilderung und psychologischer Demagogie sein, die Tacitus bis in die Neuzeit zum stilistischen Vorbild vieler Historiker und Essayisten hat werden lassen. [52]

Abschließend ist festzuhalten, daß die Begriffe «Goldene» und «Silberne L.» in einer deskriptiven und denominativen Verwendung durchaus taugen, bezeichnen sie doch in der Tat Literaturepochen mit unterschiedlichen stilistischen Merkmalen und einem markant gewandelten soziopolitischen Hintergrund. Ihr normativer Einsatz allerdings erscheint nicht länger als legitim.

Anmerkungen:

1 dazu S. Döpp: Nec omnia apud priores meliora, in: Rheinisches Museum 132 (1989) 77ff. – 2 Beispiele bei U. Klein: «Gold-» und «Silber-»Latein, in: Arcadia 2 (1967) 248–256; W. Ax, Quattuor linguae Latinae aetates. Neue Forsch. zur Gesch. der Begriffe «Goldene» und «Silberne» Latinität, in: Hermes 124 (1996) 220–240. – 3 dazu Norden, Bd. 1. – 4 dazu Ueding/Steinbrink 213–226, 283–286. – 5 dazu B. Gatz: Weltalter, goldene Zeit und sinnverwandte Vorstellungen (1967); K. Kubusch: Aurea Saecula. Mythos und Gesch., Unters. eines Motivs der antiken Lit. bis Ovid (1986). – 6 vgl. H. Weinrich: Münze und Wort. Unters. an einem Bildfeld, in: H. Lausberg, H. Weinrich (Hg.): Romanica. FS G. Rohlf (Halle 1958) 508–521. – 7 Ovid, Metam. I, 5ff. – 8 z. B. Verg. Aen. I, 292–296; VI, 791–974; Horaz, Carmina IV, 5; Carmen saeculare. – 9 Döpp [1] 76f. – 10 K. Heldmann: Antike Theorien über Entwicklung und Verfall der Redekunst (1982). – 11 dazu Ax [2] 223ff. – 12 etwa F. Arnaldi: La crisi morale dell'et <argentea>, in: Vichiana N.S. 1 (1972) 3–67. – 13 vgl. zu diesem Phänomen Döpp [1]. – 14 vgl. etwa G. Maurach: Lateinische Stilübungen. Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht (1997) 1–4. – 15 zu diesem Problem insgesamt: M. Fuhrmann: Die Epochen der griech. und der röm. Lit., in: B. Cerquiglini, H. U. Gumbrecht: Der Diskurs der Lit.- und Sprachhistorie. Wissenschaftsgesch. als Innovationsvorgabe (1983) 537–556; M. Fuhrmann: Die Gesch. der Literaturgeschichtsschreibung von den Anfängen bis zum 19. Jh., ebd., 49–72. – 16 dazu M. Landfester: Einf. in die Stilistik der griech. und lat. Literatursprachen (1997) 45f. – 17 vgl. etwa E. Burck: Vom römischen Manierismus (1971). – 18 R. Syme: The Roman Revolution (Oxford 21951; dt. Die römische Revolution 1957); Ch. Meier: Res publica amissa. Eine Studie zu Verfassung und Gesch. der späten Republik (1980). – 19 zu diesem Prozess insgesamt Heldmann [10]. – 20 vgl. Cic. De or. III, 42ff. – 21 Ch. Meier: Caesar (1982). – 22 H. Dahlmann: Caesars Schrift über die Analogie, in: Rheinisches Museum N.F. 84 (1935) 258–275; G.L. Henderson: The De analogia of Julius Caesar. Its Occasion, Nature and Date, with Additional Fragments, in: Classical Philology 1 (1906) 97–120. – 23 Commentarii de bello Gallico (ca. 52/51 v. Chr.) und das vielleicht unvollendete Bellum Civile (47 v. Chr.); Übersicht über die anderen Werke: M. v. Albrecht: Gesch. der röm. Lit. (21994) Bd. 1, 328–331. – 24 Cic. Brut. 262. – 25 E. Mensching: Caesars Bellum Gal-

licum. Eine Einf. (1988) 79–85. – 26 Quint. X, 1, 114. – 27 vgl. Cic. Brut. 253. – 28 Aulus Gellius I, 10, 4 bzw. Grammaticae Romanae Fragmenta, hg. von H. Funaioli (1907) I, 146. – 29 v. Albrecht [23] Bd. 1, 335. – 30 M. Fuhrmann: Cicero und die römische Republik (München/Zürich 31991). – 31 Werkübersicht bei v. Albrecht [23] Bd. 1, 416–427. – 32 K. Büchner: Sallust (21982); R. Syme: Sallust (Berkeley 1964; dt. 1975); v. Albrecht [23] Bd. I, 347–370. – 33 Sen. contr. III praef. 8. – 34 W.L. Lebek: Verba prisca. Die Anfänge des Archaisieren in der lat. Beredsamkeit und Geschichtsschreibung (1970). – 35 Quint. X, 3, 8. – 36 ebd. X, 1, 102; zur Nachwirkung in der Antike A.D. Leeman: Orationis ratio (Amsterdam 1963) Bd. 1, 204. – 37 vgl. die Kritik des Asinius Pollio in der Vergilvita des Aelius Donatus, 185. – 38 vgl. Sen. Contr. I praef. 12. – 39 ebd. II, 2, 8. – 40 dazu: Burck [17] und M. Fuhrmann: Die Darstellung grausiger und ekelhafter Motive in der lat. Dichtung, in: Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen, Poetik und Hermeneutik Bd. 3 (1968) 23–66. – 41 Kritik daran z. B. schon bei Petron, Satyricon 1–4 und auch vom Kaiser Caligula (Sueton. Gaius 34, 2; 53, 3). – 42 A. Setaioli: Seneca e lo stile, in: ANRW II 32, 2. (1985) 776–858; A. Traina: Lo stile «drammatico» del filosofo Seneca (Bologna 21978); A. Setaioli: Elementi di sermo cotidianus nella lingua di Seneca prosatore, in: Studi italiani di filologia classica 52 (1980) 5–47; M. Fuhrmann: Seneca und Kaiser Nero (1997). – 43 Werkübersicht bei v. Albrecht [23] Bd. 2, 921–930. – 44 vgl. aber Seneca, Ep. 100, 7. – 45 Quint. X, 1, 125. – 46 v. Albrecht [23] Bd. 2, 938–939 – 47 ebd. 723–737, zum Stil bes. 729f; U. Hübner: Stud. zur Pointentechnik in Lucans Pharsalia, in: Hermes 103 (1975) 200–211. – 48 v. Albrecht [23] Bd. 2, 729. – 49 ebd. 909–917. – 50 R. Syme: Tacitus, 2 Bde. (Oxford 1958). – 51 vgl. etwa Plinius, Ep. I, 20 und V, 8. – 52 von Albrecht [23] Bd. 2, 904–905.

Chr. Walde

→ Antike → Deklamation → Dichtung → Enzyklios paideia → Geschichtsschreibung → Hellenismus → Kanon → Klassik, Klassizismus → Kunstprosa → Manierismus → Poeta → Poetik → Politische Rede → Schulrhetorik → Verfall der Beredsamkeit

Laudatio (dt. Lobrede; engl. eulogy, laudations; frz. éloge; ital. elogio)

A. Def. – B.I. Röm. Antike. – II. Mittelalter. – III. Renaissance bis 18. Jh.

A. In den rhetorischen Lehrbüchern bezeichnet die L. meist die Gesamtheit der epideiktischen Redegattung (*genus demonstrativum*) [1], obwohl auch die Tadelrede (*vituperatio*) dazugehört. Der spezielle Terminus «L.» vertritt also den Oberbegriff, was bereits Cicero bemerkt hat. [2] Um die Aufgabe des Lobes zu benennen, wird meist *laus* oder *laudare* benutzt. Nicht von ungefähr wird die Redegattung von da an als «Lobrede» (*genus laudativum*) bezeichnet. [3]

Wesen und Zwecke des Lobes (*laus*) lassen sich besonders gut nach den Hinweisen Quintilians und nach dem Abschnitt «De laude» aus Priscians «Praeexercitamina» rekonstruieren. [4] Gegenstand des Lobes können Götter, Menschen, belebte Wesen, Dinge (z. B. Orte, Städte, Sachen) sein. Das Lob auf Menschen wird – aufgrund der Angaben Quintilians – nach einem chronologischen Schema vorgetragen, das zunächst Informationen aus der vorgeburtlichen Zeit umfaßt (Geburtsort bzw. Vaterland, Familie), dann die Lebenszeit selbst (Charaktermerkmale, Tugenden) und schließlich (gegebenenfalls) die Zeit nach dem Tod (Schicksal, Hinterlassenschaft). Diese Angaben finden sich auch schon in den griechischen Traktaten über die Lobrede (ἑγκώμιον, enkōmion). [5]

Interessant ist, daß bereits die griechische Rhetorik neben dem sozusagen «vollgültigen» Lob auf bedeutende Menschen und Dinge auch das «uneigentliche» Lob auf

Geringfügiges und Unwertes kannte. ARISTOTELES etwa unterschied das ernsthafte vom 'uneigentlichen' Lob (ἐγκώμιον μετὰ bzw. χωρὶς σπουδῆς, enkōmion metá bzw. chōris spūdés). [6] Nach diesen beiden Möglichkeiten entwarf MENANDER RHETOR eine vollständige Theorie des Lobes und unterschied ernsthafte (ἐνδοξα, éndoxa), uneigentliche bzw. unwürdige (ἄδοξα, ádoxa), ambivalente (ἀμφίδοξα, amphídoxa) und paradoxe (παράδοξα, parádoxa) Lobreden. Die entsprechende Stelle seines Werks ist allerdings nicht gesichert nach Wortlaut und Aussage, so daß die Typen der Lobrede auch manchmal auf drei reduziert sind (éndoxa, amphídoxa, parádoxa). [7] Das 'uneigentliche' Lob spielte vor allem in der griechischen Rhetorik, etwa in der ersten und zweiten Sophistik, eine Rolle, wenn es dem Redner darum ging, seine Kunst zu zeigen. Es taucht auch in den lateinischen Lobreden des Mittelalters und der Renaissance wieder auf.

B.1. Römische Antike. Ein im römischen Strafrecht gut belegter Brauch ist die *laudatio iudicialis*, eine mündliche oder schriftliche, zusätzlich zu den Zeugenaussagen abgegebene Erklärung zugunsten des Angeklagten, die dessen vorbildliches Verhalten, seinen untadeligen Charakter und seine Verdienste unterstreichen soll. [8] In der rednerischen Praxis tritt als einzige römische Form der Epideiktik die *laudatio funebris* auf, die eine Urform darstellt, wie bereits POLYBIOS und DIONYSIOS VON HALIKARNASSOS betonen. [9] Die *laudatio funebris* ist die Lobrede auf einen Verstorbenen, der fast immer einer adeligen Familie (*gens*) angehört. Sie wird auf der Tribüne des Forums, *pro rostris*, seltener am Grab selbst, *ad sepulchrum*, gehalten, und zwar vom Sohn oder einem engen Familienangehörigen bei der Bestattung im Familienkreis, bzw. von einer Persönlichkeit des öffentlichen Lebens beim Staatsbegräbnis. [10] Darin zeigt sich deutlich der Unterschied zur griechischen Redeform, dem λόγος ἐπιτάφιος, *lógos epitáphios*, der von einem offiziellen Redner während der jährlich von der Stadt veranstalteten kollektiven Feier für die Kriegsgefallenen gehalten wird. [11]

In der «Rhetorica ad Herennium» ist dem in *laus* und *vituperatio* unterteilten *genus demonstrativum* trotz seiner Nennung an erster Stelle der vorhergehenden Dreigliederung der Redegattungen [12] nur ein ziemlich beschränkter Raum im dritten Buch am Ende der Abhandlung über die *inventio* bemessen: die *laus* kann Äußerlichkeiten sowie physische oder moralische Eigenschaften, *res externae*, *corpus* und *animus* [13], einbeziehen. In einer ähnlich kurzen Bemerkung zählt CICERO die Topoi der Lob- und Tadelreden in «De inventione» in analoger Gliederung auf. [14] Wenig mehr Raum gewährt er schließlich dem *genus laudationum* in «De oratore» [15], nachdem er diese Redegattung, die er als vielleicht nützlich, aber nicht unbedingt notwendig beurteilt, zu Beginn nahezu ausgeschlossen hatte. [16] Wesentlich positiver fällt sein Urteil in den «Partitiones oratoriae» aus: die Lobrede auf berühmte Männer ist zusammen mit dem Tadel der Unfähigen die fruchtbarste und dem Staat dienlichste Redeform, in der die Kenntnis der Tugenden und Laster am besten zum Ausdruck kommt. [17] Es folgen die Regeln für die Lobrede, die nicht nur im Hinblick auf eine gute Rede, sondern auch für ein tadelloses Leben zu beachten sind. [18] Schließlich kommt Cicero im «Orator» auf das *genus laudationum* zurück, wo er dessen Umfeld definiert und die Anwendung bei den Griechen umreißt. [19] Trotz der relativen Kürze bietet das Kapitel, das QUINTILIAN dem

genus demonstrativum widmet, Einzelheiten, die davon zeugen, wie gebräuchlich diese Redegattung nunmehr in Rom geworden ist. [20] In der Tat betrachtet und lehrt Quintilian verschiedene Formen der Lobrede: in erster Linie solche auf Götter und Menschen, aber dann auch auf Städte, Orte und Sachen. [21] Seine Abhandlung beginnt mit einer Gegenüberstellung, die den Unterschied zwischen der griechischen und der römischen Lobrede verstehen hilft. [22] In Griechenland war diese Redegattung unabhängig von jedem praktischen Bezug und diente allein der Unterhaltung der Zuhörer. In Rom dagegen fällt auch der epideiktischen Rede eine konkrete Rolle im öffentlichen Leben zu, im Justizbereich und vor allem in Form der *laudatio funebris*, die Quintilian an die oberste Stelle setzt. [23]

Die wichtigste Darstellung zum konkreten Kontext der *laudatio funebris* und ihrer ermahnenen, erzieherischen Funktion liefert uns in der Mitte des 2. Jh.v.Chr. POLYBIOS mit seiner berühmten Beschreibung des eindrucksvollen römischen Adelsbegräbnisses. [24] Der meistens in aufrechter Haltung getragene Verstorbene wird vom Trauerzug, dessen Hauptteilnehmer Wachmasken und die Insignien der Vorfahren tragen, bis zum Forum bei der Rednerbühne (*rostra*) begleitet. Dort lassen sich die Verwandten in einer Reihe auf elfenbeinernen Sesseln nieder, und während das Volk sich um die sterbliche Hülle schart, steigt der Sohn oder der nächste Verwandte auf die Tribüne und beschreibt zunächst die Tugenden des Verstorbenen und die von ihm vollbrachten Taten, danach, mit dem Stammvater beginnend, die Erfolge und Unternehmungen der Vorfahren. [25]

In der Frage der Ursprünge der *laudatio funebris* stellt die Forschung den Zusammenhang mit der Grablitanei, der *nenia*, und mit dem Trauergesang, den die *praefica* (Klageweib) anstimmt, heraus. [26] Man neigt jedoch dazu, den Zeugnissen, die die *laudatio funebris* mit dem Beginn der Republik zusammenfallen lassen, keinen unbedingten Glauben zu schenken. [27] Dionysios von Halikarnassos erwähnt die Grabrede von Konsul P. Valerius Publicola für seinen Kollegen L. Iunius Brutus schon im ersten Jahr der Republik [28], und TRIVS LVIUS erinnert an jene des Konsuls M. Fabius Vibulanus für seinen Bruder Quintus und seinen Kollegen Cn. Manlius im Jahre 480 v.Chr. [29]

Die erste *laudatio funebris*, die zuverlässig bezeugt ist, wurde im Jahre 221 v.Chr. für L. Caecilius Metellus von dessen Sohn QUINTUS CAECILIUS METELLUS gehalten. [30] PLINIUS gibt daraus einen langen Ausschnitt zwar in indirekter Rede, aber sicherlich wortgetreu wieder. [31] An erster Stelle steht die Aufzählung der öffentlichen Ämter, *honores*, mit der anschaulichen Darstellung der im prunkvollen Triumphzug geführten Elefanten, dann folgt in zehn Punkten die Schilderung der vollbrachten Leistungen, *res gestae*: der Verstorbene war ein ausgezeichnete Soldat, ein hervorragender Redner, ein vollkommener General, der die größten militärischen Erfolge errungen hat, mit den höchsten Ehren ausgezeichnet wurde, mit übergroßer Weisheit begabt war, den höchsten Rang im Senat innehatte, auf ehrliche Weise ein stattliches Vermögen verdient hatte, mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet ist, kurzum er war der erste Mann in der Stadt. Dieser Abschnitt ist mit seinem schmucklosen, aber gelehrten Stil sehr wirkungsvoll [32] und berücksichtigt gleichzeitig das ethische und lebenspraktische Ideal des vollkommenen römischen Bürgers. [33] Dank Polybios' Bericht, der Plinius-Stelle sowie anderer dürftiger Belege ist es möglich, die *lauda-*

tiones funebres der ersten Zeit zu charakterisieren. Sie waren sich wohl untereinander mit ihrer Gliederung in *honores* und *res gestae* ähnlich, wie bereits Cicero feststellt [34], aber sie unterschieden sich sicher in inhaltlichen Einzelheiten und im Stil. [35]

Ein chronologischer Sprung über eine Epoche hinweg, die nur teilweise Belege wie den Hinweis auf die *laudatio funebris* aus dem Jahre 152 v. Chr. von M. CATO NEPOS für seinen Vater Licinianus [36] und das Fragment der Grabrede für Scipio Aemilianus von seinem Neffen Q. FABIVS MAXIMVS nach einem Text von Laelius aus dem Jahre 129 v. Chr. [37] aufweist, führt uns zu den *laudationes funebres* der Zeit zwischen dem 1. Jh. v. Chr. und dem 1. Jh. n. Chr. Die Angaben sind zahlreich, aber bis auf wenige Ausnahmen sind uns die Reden nur in Form von spärlichen Fragmenten erhalten. Sie werden nun nicht mehr nur auf Bestattungen im Familienkreis gehalten, sondern vor allem auf Staatsbegräbnissen oder für verstorbene Mitglieder der kaiserlichen Familie [38], und sie sind nun auch Frauen gewidmet.

Die für berühmte Männer gehaltenen *laudationes funebres* reichen von der Grabrede für Sulla im Jahre 78 v. Chr. [39] bis zu jener für L. Verginius Rufus von TACITUS, *laudator eloquentissimus* und wohl zu der Zeit Konsul [40], aus dem Jahre 97 n. Chr. Daneben gibt es die geschriebenen, aber nie gehaltenen *laudationes funebres* von CICERO [41] und BRUTUS [42] und, nicht zu vergessen, die berühmte Grabrede des Konsuls M. ANTONIVS im März des Jahres 44 v. Chr. für Julius Cäsar. [43] Die zahlreichen Trauerfälle in der kaiserlichen Familie veranlaßten deren Mitglieder ebenfalls häufig zu einer *laudatio funebris*. AUGUSTUS hielt außer auf seine Großmutter und seine Schwester auch eine Lobrede auf seinen Neffen Marcellus im Jahre 23 v. Chr. [44], auf seinen Schwiegersohn Agrippa im April des Jahres 12 v. Chr. [45], und auf den Sohn Livias, Drusus, im Jahre 9 v. Chr. [46] Aber auch TIBERIUS mußte seinem Vater im Jahre 33 v. Chr. die Ehre erweisen [47], später vielleicht dem Drusus zusammen mit Augustus im Jahre 9 v. Chr. [48], schließlich dem Augustus im Jahre 14 n. Chr. zusammen mit seinem Sohn DRUSUS [49] und dem Drusus selbst im Jahre 23 n. Chr. [50]. CALIGULA hielt 37 n. Chr. die *laudatio funebris* für Tiberius [51], NERO im Jahre 54 n. Chr. diejenige für Claudius nach einem Text von Seneca [52], DOMITIAN im Jahre 81 n. Chr. die Grabrede für Titus. [53] Auch in der Folgezeit ist dieser Brauch belegt, so z. B. im Jahre 161 n. Chr., als MARK AUREL mit LUCIVS VERUS die Lobrede auf den verstorbenen Vorgänger Antoninus Pius hält [54], bis ins Jahr 193 mit der *laudatio funebris* von SEPTIMIUS SEVERUS für Pertinax. [55] Aber der einzige uns überlieferte Text von größerem Umfang ist das Fragment einer griechischen Übersetzung der *laudatio funebris* des Augustus für Agrippa, das auf einem Papyrus entdeckt wurde. [56] Augustus wendet sich darin in direkter Form an den Verstorbenen [57] und zählt, nach der alten Tradition, dessen Ämter und errungene Erfolge in lobendem Stil auf.

Die erste *laudatio funebris* für eine Frau ist, wie Cicero erwähnt [58], jene von Q. LUTATIVS CATVLVS für seine Mutter Popilia, die er wahrscheinlich im Jahre 102 v. Chr., dem Jahre seines Konsulats, gehalten hat. [59] Im Jahre 69 v. Chr. verfaßt dann JULIVS CÄSAR selbst eine Leichenrede für seine Tante väterlicherseits, Julia, die Witwe von Marius, aus der ein berühmter Abschnitt erhalten ist [60], und eine weitere für seine Gemahlin Cornelia. [61] Auch für seine Tochter Julia und seine Schwester gleichen Namens werden in den Jahren 54

v. Chr. [62] bzw. 51 v. Chr. ebensolche Reden gehalten, die zweite von seinem noch sehr jungen Adoptivsohn Octavian, dem späteren Augustus [63]. Nach Cäcilia, die vielleicht von ihrem Sohn T. POMPONIUS ATTICVS im Jahre 42 v. Chr. geehrt wurde [64], setzt sich die Reihe der berühmten Verstorbenen, an deren *laudationes funebres* die Geschichtsschreiber zumindest das Andenken bewahren, noch lange fort. Es folgen Leichenreden im Jahre 11 v. Chr. für Octavia von Augustus und von Drusus [65], dann im Jahre 22 n. Chr. für Junia, die Schwester des Brutus und Gemahlin des Cassius [66], im Jahre 29 n. Chr. für Livia, die Witwe des Augustus, von dem späteren Kaiser Caligula [67], im Jahre 38 n. Chr. für Julia Drusilla, die Schwester des Caligula, von ihrem Gatten AMILIVS LEPIDVS [68], im Jahre 66 n. Chr. für Poppäa Sabina von ihrem Gatten Nero [69], und schließlich für Plotina, die Gemahlin Trajans, die möglicherweise im Jahre 121 n. Chr. durch HADRIAN geehrt wurde. [70] Aber umfangreichere Fragmente sind nur auf epigraphischem Wege überliefert. So sind etwa dreißig Zeilen der *laudatio funebris* für Murdia überliefert, die ihr Sohn aus erster Ehe in augusteischer Zeit gehalten hat [71], nicht ganz vierzig meist stark beschädigte Zeilen der *laudatio funebris* für Matidia, die Nichte Trajans, die ihr Schwiegersohn Hadrian im Jahre 119 n. Chr. verfaßte. [72] Vor allem konnte ungefähr die Hälfte der sogenannten <L. Turiae> [73] aufgrund eines wahren Inschriftenpuzzles wiederhergestellt werden, die nicht später als 9 v. Chr. zu datieren ist. [74] Es handelt sich hier um die Rede eines Ehemannes auf seine Frau [75], die in den verschiedenen Abschnitten eines nicht leichten Lebens zunächst ihren Gatten aus großer Gefahr gerettet, dann die Mörder der Eltern verfolgt, das Familienerbe verteidigt und alles in allem eine lange Reihe von Tugenden unter Beweis gestellt hat, von der Scham bis zum Gehorsam, vom Fleiß im Herstellen der Wolle bis hin zur *pietas* und zur Großzügigkeit. [76] Aufgrund der überlieferten Zeugnisse und Fragmente läßt sich behaupten, daß die *laudatio funebris* für eine Frau trotz des ihr eigenen und ganz selbstverständlichen Fehlens von *honores* und *res gestae* im engeren Sinne doch einen narrativen Abschnitt bewahrt hat, der auf unterschiedliche Weise das Bild zumindest teilweise traditioneller weiblicher Tugenden malt. [77]

Erst im 4. Jh. n. Chr. entstehen mit dem Sieg der Kirche die großen *christlichen* Grabreden. Ein herausragender Vertreter derselben ist AMBROSIVS, Bischof von Mailand, von dem wir die umfangreichen Grabreden für seinen Bruder Satyrus besitzen, sowie für die Kaiser Valentinian II. und Theodosius. [78] Auch AUGUSTINVS, Bischof von Hippo Regius, ehrte die Bischöfe von Karthago Cyrus und Restitutus sowie den Bischof Florentius in Leichenreden. [79]

Dem Urteil Ciceros folgend [80] wurden der *laudatio funebris* lange literarische Qualitäten und Spuren rhetorischer Gelehrsamkeit abgestritten. [81] Zwar ignorieren die lateinischen Lehrwerke, abgesehen von einigen gelegentlichen cursorischen Hinweisen, größtenteils die *laudatio funebris*, wahrscheinlich weil sie nicht Teil der griechischen Tradition war, auf der solche Lehrwerke aufbauten. [82] Aber auf der Grundlage einer aufmerksamer Bewertung ist die Kritik heute zu der Erkenntnis gelangt, daß auch die *laudatio funebris* eine Entwicklung durchlief und daß sie vom 1. Jh. v. Chr. an, was den Stil, die Themen und den Aufbau angeht, immer stärker von den Regeln der rhetorischen Lobrede beeinflusst wurde [83], in Verbindung mit verwandten literarischen Erzeugnissen wie der Grabinschrift in Versen (*elogium*)

bzw. der Trostschrift (*consolatio*), der panegyrischen Dichtung in Prosa oder Versen, der Dankrede der Konsuln (*gratiarum actio*) oder der Biographie. [84]

Anmerkungen:

1z.B. Cic. Top. 91f.; De or. I, 141 und III, 109. – 2 Cic. Part. 3, 10; s. auch 20, 70; zur L. bei Tacitus (Dial. 31, 2) s. L. Pernot: La rhétorique de l'éloge dans le monde gréco-romain (Paris 1993) 106 sowie D. Bo: Le principali problematiche del «Dialogus de oratoribus» (Hildesheim/Zürich/New York 1993) 295. – 3s. z.B. zu *laus* Auct. ad Her. I, 2, 2 und III, 6, 10; Cic. De inv. I, 5, 7; Quint. II, 4, 21; II, 21, 18; III, 4, 4 und III, 4, 11; zu *laudare* Cic. De or. I, 141; Quint. III, 4, 3 und III, 4, 7. – 4 Quint. III 7, 6–22; vgl. J. Adamietz: M.F. Quintiliani Institutionis oratoriae Liber III (1966) 154–169; Priscianus, Praeexercitamina 7, p. 556, 10–557, 18, Rhet. Lat. Min.; vgl. auch Hermog. Prog. 7, p. 14, 17–18, 14 Rabe. Zum *genus laudativum* s. Quint. III, 4, 12–13 und Emporius L. 567, 4, Rhet. Lat. min.; vgl. L. Calboli-Montefusco: Consulti Fortunatiani Ars rhetorica (Bologna 1979) 261 f. – 5 vgl. M. Vallozza: Art. «Enkomion», in: HWRh, Bd. 3. – 6 Arist. Rhet. I, 9, 1366 a 23–32. – 7 Menander Rhetor, Peri epideiktikon, in: Rhet. Graec. Sp., Bd. 3, p. 346, 9–19; dazu D.A. Russell, N.G. Wilson: Menander Rhetor (Oxford 1981) 248f., anders Pernot [2] 539; eher zustimmend M. van der Poel: Paradoxon et adoxon chez Ménandre le Rhéteur et chez les humanistes du début du XVI^e siècle, in: R. Landheer, P.J. Smith: Le paradoxe en linguistique et en littérature (Genève 1996) 199–220, bes. 203–211. – 8 Th. Mommsen: Röm. Strafrecht (1899) 411, 441 f.; G. Lafaye: Art. «L.», in: Daremberg-Saglio (Hg.): Dictionnaire des antiquités grecques et romaines III 2 (Paris 1904) 995–998, bes. 995 f.; E. Weiss: Art. «L.», in: RE XII 1, Sp. 992. – 9 Polybios VI, 53, 1; Dionysios von Halikarnassos, Antiquitates Romanae V, 17, 12. – 10 s. F. Vollmer: Laudationum funebrium Romanorum historia et reliquiarum editio, in: Neues Jb. f. Philol., Suppl. 18 (1891) 445–528; O. C. Crawford: L. funebris, in: Class. J. 37 (1941/42) 17–27; M. Durry: L. funebris et rhétorique, in: Revue Philologique 16 (1942) 105–114, erneut in: Éloge funèbre d'une matrone romaine (Paris 1950, ND 1992); W. Kierdorf: L. funebris. Interpret. und Unters. zur Entwicklung der röm. Leichenrede (1980); H. I. Flower: Ancestor Masks and Aristocratic Power in Roman Culture (Oxford 1996) 128–158. – 11 s. F. Vollmer: Art. «L. funebris», in: RE XII 1, Sp. 992–994, bes. 992; M. von Albrecht, Art. «Ἐπιτάφιος», in: KIP, Bd. 2, Sp. 329; N. Loraux: L'invention d'Athènes (Paris/La Haye/New York 1981) 42–44. – 12 Auct. ad Her. I, 2, 2. – 13 Auct. ad Her. III, 6, 10–8, 15. – 14 Cic. De inv. II, 177 f.; s. auch I, 34–36 und II, 28–31; s. dazu G. Calboli: Cornifici Rhetorica ad C. Herennium (Bologna 1993) 65 f., 209 f., 257–261. – 15 Cic. De or. II, 341–349. – 16 Cic. De or. II, 43–47. – 17 Cic. Part. 69. – 18 Cic. Part. 70–82. – 19 Cic. Or. 37–42 und 65. – 20 Quint. III, 7, 1–28; s. auch Adamietz [4] 154–169; Pernot [2] 106 f. – 21 Quint. III, 7, 7–9; III, 7, 10–25, mit dem Tadel; III, 7, 26–28. – 22 Quint. III, 7, 1–2. – 23 s. Cic. De or. II, 43–44 und II, 341. – 24 Polybios VI 53, 1–54, 3; s. F. W. Walbank: A Historical Commentary on Polybios, Bd. 1 (Oxford 1957) 737–740. – 25 vgl. J. M. C. Toynbee: Death and Burial in the Roman World (London 1971, ND 1996) 43–48. – 26 vgl. Kierdorf [10] 96–105, dagegen W. Eisenhut: Einf. in die antike Rhet. und ihre Gesch. (1994) 47; vgl. auch E. De Martino: Morte e pianto rituale nel mondo antico: dal lamento pagano al pianto di Maria (Turin 1977) 289–315, bes. 314 f. – 27 Eisenhut [26] 47 f.; Kierdorf [10] 94 f. – 28 Dionysios von Halikarnassos, Antiquitates Romanae V, 17, 2. – 29 Livius II, 47, 11; vgl. F. Münzer: Art. «Manlius 19», in: RE XIV 1, Sp. 1157. – 30 bzgl. der Identität des Redners s. E. Malcovati: Per una nuova edizione degli Oratorum Romanorum Fragmenta (ORF) in: Athenaeum NF 43 (1965) 209–216, bes. 211–213 und Addenda in 3ORF 535. – 31 Plinius, Naturalis historia VII, 139 f. = 6 I 2/3 4ORF; s. Durry [10] XLI f.; Eisenhut [26] 49; Kierdorf [10] 10–21; Flower [10] 136–142. – 32 Malcovati [30] 212; Durry [10] XLII. – 33 W. Steidle: Sueton und die antike Biogr. (1951) 121 f.; vgl. A. Dihle: Die Entstehung der hist. Biogr. (1987) 22–27. – 34 Cic. Brut. 61. – 35 Kierdorf [10] 106–111. – 36 vgl. E. Malcovati: Una laudatio funebris recuperata (Addendum zu ORF⁴ Nr. 41), in: Athenaeum NF 69 (1981) 185–187, ND in: E. Malcovati: Florilegio critico di filologia e storia (Como 1990) 149–154; anders W. Kier-

dorf: Art. «Laudatio funebris», in: DNP VI, Sp. 1186. – 3720 V 22 4ORF; vgl. E. Malcovati: Tre frammenti di oratori romani, in: Athenaeum NF 63 (1975) 364–367, ND in: Malcovati: Florilegio [36] 135–139; Kierdorf [10] 21–33. – 38 Toynbee [25] 55–61; G. Wesch-Klein: Funus publicum (1993) 6–38 und 91–101. – 39 Appianus, Bella Civilia I, 500. – 40 Plinius, Ep. II, 1, 6; vgl. Kierdorf [10] 147. – 41 Cicero Frg. G und H² Puccioni. – 42 158 IV 23 4ORF 6; 158 VI 27–28 4ORF. – 43 Kierdorf [10] 150–158. – 44 Augustus, Or. XI–XIV Malcovati. – 45 ders., Or. 7 XV Malcovati. – 46 ders., Or. 9 XVII–XIX Malcovati. – 47 Sueton, Tiberius 6, 4. – 48 Cassius Dio LV, 2, 2. – 49 Sueton, Augustus 100, 3; vgl. Kierdorf [10] 154–158. – 50 Tacitus, Annales IV, 12, 1. – 51 Sueton, Caligula 15, 1; Cassius Dio LVIII, 28, 25 und 59, 3, 8. – 52 Tacitus, Annales XIII, 3, 1; Sueton, Nero 9. – 53 Cassius Dio LXVII, 2, 6. – 54 Scriptores Historiae Augustae, M. Ant. phil. 7, 11. – 55 Cassius Dio LXXIV, 5, 1. – 56 veröffentlicht nach L. Koenen: Die laudatio funebris des Augustus für Agrippa auf einem neuen Papyrus, in: Zs. f. Papyrol. und Epigraphik 5 (1970) 217–283 durch B. Kramer, PKöln I 10, mit Bibliogr. – 57 N. Horsfall: Some Problems in the «Laudatio Turiae», in: Bull. Inst. Class. St. Univ. London 30 (1983) 85–98 und Tafeln 9–15, bes. 89. – 58 63 I 5 4ORF. – 59 s. Vollmer [11] 993. – 60 121 IV 29 4ORF = Caes. Or. 5 fr. 7 Klotz; s. Durry [10] XVIII; Kierdorf [10] 114 f.; M. von Albrecht: Meister röm. Prosa (1983) 75–80. – 61 121 V 30 und 31 4ORF = Caes. Or. 6 test. 1–2 Klotz; s. Durry [10] XVIII. – 62 Cassius Dio XXXIX, 64; s. Kierdorf [10] 138. – 63 Augustus, Or. 1 I Malcovati; vgl. auch Quint. XII, 6, 1; Nicolaus Damascenus, Vit. Aug. 3, FGrHist 90 F 127. – 64 auf der Grundlage von Cornelius Nepos, Atticus 17, 1; s. Vollmer [10] 483. – 65 Augustus, Or. 8 XVI Malcovati. – 66 Tacitus, Annales III, 76, 2. – 67 ebd. V, 1, 4; Sueton, Caligula 10, 1. – 68 Cassius Dio LIX, 11, 1. – 69 Tacitus, Annales XVI, 6, 2. – 70 Cassius Dio LXIX, 10, 3a. – 71 Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) VI 10230; vgl. D. Flach: Die sogenannte L. Turiae (1991) 15 u. Fußn. 38. – 72 CIL XIV 3579. – 73 CIL VI 1527, 31670 u. 37053. – 74 vgl. Flach [71] 5 f. – 75 vgl. ebd. 1–4. – 76 s. L. Peppe: Posizione giuridica e ruolo sociale della donna romana in età repubblicana (Mailand 1984) 70–78 sowie P. Cutolo: Sugli aspetti letterari, poetici e culturali della cosiddetta Laudatio Turiae, in: Ann. Lettere Univ. Napoli 26, NF 14 (1983/84) 33–65, bes. 60–65. – 77 Kierdorf [10] 112–116. – 78 Ambrosius, De excessu fratris I–II CSEL Bd. 73, 209–325; de obitu Valentiniani (ebd., 329–367) und de obitu Theodosii (ebd., 371–401); s. auch: M. Biermann: Die Leichenreden des Ambrosius von Mailand: Rhet., Predigt, Politik (1995). – 79 vgl. A. Wilmarth (Hg.): Possidius, Indiculus operum Augustini 32 (De depositione Cyri, episcopi Carthaginiensis), 52 (De depositione episcopi Restituti Carthaginiensis) und 143 (De ordinatione diei et depositione episcopi Florenti), in: Miscellanea Agostiniana 2 (Rom 1931) 193, 195 u. 203. – 80 Cic. De or. II, 341; vgl. Cic. Brut. 61 f. und Livius VIII, 40, 4. – 81 vgl. Vollmer [10] 475 f. und Crawford [10] 22 f., vor allem Durry [10] XXXV–XLIII und jetzt Kennedy Rom. 23, 285 und Eisenhut [26] 46. – 82 s. Durry [10] XXXVII. – 83 vgl. Kierdorf [10] 49–93, 133 f.; Horsfall [57] 90; Cutolo [76] 35–54; Pernot [2] 107 f.; Flach [71] 37–43; Flower [10] 133–136. – 84 s. A. Momigliano: The Development of Greek Biography (Cambridge Mass. 1971) 94–100; Dihle [33] 27–64.

M. Vallozza/A. K.

II. *Mittelalter*. In den Poetiken des 12. und 13. Jh. ist die L. ein zentrales Element der Beschreibung (*ekphrasis, descriptio*). Am ausführlichsten wird sie im ersten Abschnitt der «Ars versificatoria» des MATTHAEUS VON VENDÔME behandelt. Danach soll eine Beschreibung die lobenswerten Eigenschaften des darzustellenden Objekts herausstellen. Diese solle man umformulieren, um die besonderen Merkmale zu betonen, die man als Autor zeigen wolle; dadurch werde der Idealtypus klar und wirkungsvoll gezeichnet, den die Person repräsentiere und den die Beschreibung lobte. [1] So «soll man bei der Beschreibung eines Kirchenpastors dessen unerschütterlichen Glauben, sein Streben nach Tugend, seine religiöse Hingabe, seine mildtätigen Werke herausstellen; über seine Gerechtigkeitsliebe solle man sich nicht

genauer äußern, da eine zu starke Betonung der rigorosen Gerechtigkeit des Pastors ihn als Tyrannen erscheinen lassen könnte» (in ecclesiastico pastore fidei constantia, virtutis appetitus, illibata religio et blandimentum pietatis debent ampliari, iustitia siquidem debet restringi, ne ex rigore iustitie pastor ecclesiasticus in tyrannidem videatur emigrare). [2] Bei einem Fürsten oder Kaiser dagegen «solle ein strenger Gerechtigkeitssinn ausführlich behandelt werden; denn wenn auch nur ein leiser Zweifel an seiner Gerechtigkeit angedeutet würde, wäre dies zu seinem Nachteil» (rigor iustitie assignandus est cum augmento, tepor siquidem iustitie aliquantum cum detrimento). [3]

Matthaeus von Vendôme nennt für verschiedene Menschentypen Beispiele charakteristischer lobender Eigenschaften, die deren idealen Charakter bzw. Typ deutlich zum Vorschein bringen und im besten Licht erscheinen lassen. Dazu zählen: der Papst, «Cäsar» als Beispiel für einen Kaiser, «Cartula» als Dichter, usw. Matthaeus zeigt deutlich, daß ihm Lob lieber ist als Tadel: wie er selbst sagt, befassen sich fünf seiner Musterbeschreibungen mit dem Lob, dagegen nur zwei mit dem Tadel. [4] Im Vergleich zu anderen Poetiken sind die Instruktionen des Matthaeus von Vendôme zur Beschreibung die ausführlichsten, gleichzeitig sind sie typisch für die Art von topischen Anweisungen, wie man sie in CICEROS «De inventione» und auch in der «Ars poetica» des HORAZ findet. Neben den Schriften dieser antiken Autoren haben die Anleitungen zum *laus* in Priscians «Praeexercitamina» und in anderen Abhandlungen dazu beigetragen, die L., zum Beispiel als Übungsform im Schulunterricht oder als *praeexercitamen* in der Aufsatzlehre, zu etablieren. [5] Nachahmung und Nachdichtung von Muster-*laudes* sind bei der Weitergabe der *ars* sogar einflußreicher als die mittelalterlichen Abhandlungen, da letztere erst im späten 12. und 13. Jh. verfaßt wurden. [6] *Laudes* dieser Art hatten sich sowohl als Unterrichtsübungen wie auch im Rahmen anspruchsvollerer dichterischer Texte bis in das Mittelalter erhalten. [7]

Ciceros «De inventione», die «Ars poetica» des Horaz und Priscians «Praeexercitamina» [8] räumen den Topoi der Umstände für die Lobrede eine wichtige Rolle ein. [9] Diese Topoi werden nicht nur in den Poetiken, sondern auch in der im Mittelalter neu entstandenen Brief- und Predigtlehre vermittelt. [10] Sie ermöglichen es dem Redner bzw. Autor, eine lobende Beschreibung auszuwählen und den betreffenden Eigenschaften anzupassen, die als lobenswert – das heißt bei bestimmten Gruppen von Menschen, Sachen oder Handlungen für erwünscht bzw. angemessen – erachtet werden. Mit der Aufteilung der Topoi in solche, die sich auf Personen (*personae*), und solche, die sich auf Sachen und Handlungen (*negotia*) beziehen, folgt Matthaeus von Vendôme Ciceros «De inventione». Topoi, die Personen betreffen, sind: Name (*nomen*), Wesen (*natura*), Lebenswandel (*convictus*), Schicksal (*fortuna*), Charakter (*habitus*), Ziele (*studium*), Neigungen (*affectio*), Urteilsvermögen (*consilium*), Glück (*casus*), Taten (*facta*) und Beredsamkeit (*orationes*). Einige dieser Topoi haben noch Untergliederungen wie äußerliche (*extrinsecus*) und innerliche (*intrinsecus*) Eigenschaften, die die Nationalität, bestimmt durch Sprache und durch Vaterland bzw. Geburtsort, umfassen, dazu auch Alter, Familie und Geschlecht. [11] Für Sachen und Handlungen nennt Matthaeus von Vendôme: die zusammenfassende Darstellung der Sache bzw. der Handlung (*summa facti*), deren willkürliche oder rationale und logische Ursache

(*causa facti*), was der Beschreibung der Handlung oder Sache vorausgeht (*ante rem*), was die Handlung oder Sache begleitet (*cum re*), was der Handlung oder Sache folgt (*post rem*), Fähigkeiten oder Mittel, die die Sache oder Handlung ermöglichen (*facultas faciendi*), deren Qualitäten (*qualitas facti*), deren Zeit oder meteorologische Umstände (*tempus*) und deren Platz (*locus*). [12] Diese Topoi werden unter Verwendung von Figuren oder Tropen amplifiziert oder verkürzt, wobei man manche von ihnen für den speziellen Einsatz bei der Amplifikation und Verkürzung herausgreift. [13] Die dazu gewählten Topoi sollen dem Beschreibungsgegenstand angemessen sein. [14]

Die Art, wie Horaz manche dieser Topoi in seiner «Ars poetica» erwähnt, haben mittelalterliche Kommentatoren und Verfasser von Poetiken genutzt, um ihre eigenen Lehren zu legitimieren. [15] Die auf topischer *inventio* beruhende L. geht über den gesellschaftlichen Bereich hinaus; sie befaßt sich besonders im Rahmen von Dichtung und Predigt auch mit Gott, der Jungfrau Maria, den Heiligen und mit Reliquien von Heiligen sowie anderen übernatürlichen Wesen und Gegenständen. [16] Die Kommentartradition zu Ciceros Schriften und der «Ars poetica» des Horaz aus dem 11. und 12. Jh. bereitet geradezu den Weg für spätere Adaptionen der antiken Abhandlungen in die mittelalterliche Aufsatzlehre. Mittelalterliche Neuerungen der Rhetorik wie die Lehrbücher über das Briefeschreiben [17] und das Predigen [18] nehmen entsprechende Anpassungen für ihre spezifische Art des Schreibens vor.

Die Rhetorik wurde von der Antike auch als Epideiktik an das Mittelalter weitergegeben. [19] Matthaeus von Vendôme legt großen Wert darauf, daß die Beschreibung (*ekphrasis, descriptio*) eine epideiktische Funktion habe. Alle Beschreibungen, so behauptet er, «werden entweder zu Lob oder Tadel vorgebracht (ad laudem vel ad vituperium exprimuntur)» [20], wobei die Schmähere als umgekehrtes Lob gelten kann: ein Lob des Häßlichen, Bösen, Abartigen, Verunstalteten oder Lächerlichen. In der Tat sind sowohl eine Fülle an lobenden Attributen wie auch Hyperbeln zur Klarheit und Betonung wünschenswert [21]; ebenso verpflichtet bei der brieflichen Anrede die *captatio benevolentiae* den Schreibenden, den Adressaten mit angemessenen lobenden Epitheta anzusprechen. [22] Denn: «Salutatio est limen epistole, debita ordinatione tam nomina quam merita personarum cum mittentis affectione declarans» (die Begrüßung ist die Schwelle des Briefes; sie nennt in der geforderten Reihenfolge Namen und Verdienste der angesprochenen Personen und drückt zugleich die Zuneigung des Absenders aus). [23] Gegenstand der L. sind die Verdienste (*merita*). Des weiteren ist Lob dem Tadel auch wegen seiner Vorbild-Funktion vorzuziehen. [24] In der Predigt werden die rhetorischen Prinzipien der neuen Zuhörerschaft angepaßt; dies geschieht unter dem Einfluß der Abhandlungen des AUGUSTINUS, vor allem der «Doctrina christiana». Diese Schrift bezeichnet den mittleren Stil als für das Lob angemessen und betont gleichzeitig, daß christliche Prediger die Panegyrik nicht um ihrer selbst willen einsetzen sollten, sondern zum Lob Gottes und zur moralischen Besserung. [25] Die Volkssprachen übernehmen die Kunst der Lobrede von lateinischen Vorbildern. [26]

Es gibt allerdings auch Beschränkungen für die L. Dazu gehört die Tendenz, das Objekt des Lobes einem Typus zuzuordnen. Zum Beispiel soll das Lob eines Kaisers oder Papstes die Charakteristika des Idealtypus und

nicht empirische Kennzeichen herausstellen: «Igitur quod dictum est de summo pontifice vel de Cesare vel de aliis personis que sequuntur, ne nomen proprium preponderet, ceteris personis eiusdem conditionis vel etatis vel dignitatis vel officii vel sexus intelligatur attributum, ut nomen speciale generalis nominis vicarium ad maneriem rei, non ad rem maneriei reducat.» (Daher sollen jene Merkmale, die dem Papst oder Cäsar oder anderen beschriebenen Personen zugesprochen werden, nicht als die besonderen Eigenschaften jener betreffenden Personen, sondern als Charakteristika verstanden werden, die auch für andere Menschen mit demselben sozialen Status, Alter, Rang, Amt oder Geschlecht gelten können. Namen bestimmter Personen werden daher verwendet, um eine ganze Gruppe von Personen zu repräsentieren und nicht, um spezifische Qualitäten lediglich der angeführten Personen anzugeben.) [27] Beschreiben meint daher loben, indem man ins Exemplarische geht: eine schöne Frau ist eine Helena, ein kluger Mann ein Odysseus, usw.

Eine weitere Beschränkung bildet das *decorum*. Ein Lob muß auch der Wahrheit entsprechen; die Wahrheits-treue bestimmt sich allerdings dadurch, daß die Beschreibung dem Idealtypus entspricht. JOHANNES VON GARLANDIA veranschaulicht, wie sich diese Beschränkung auf die Auswahl der Epitheta auswirkt. Karl der Große dürfe gelobt werden als «ecclesie custos, protectio plebis / iusticie cultor, pacis amator» (Hüter der Kirche, Beschützer des Volkes, Förderer der Gerechtigkeit, Freund des Friedens), nicht jedoch als «blandus amator / Vxoris» (zärtlicher Geliebter seiner Frau). [28] Diese Beispiele veranschaulichen die verschiedenen Ebenen des *decorum* der Beschreibung; manche Eigenschaften sind dem Lob, das ausgeteilt wird, angemessen, während andere reduziert oder gar eliminiert werden sollten. [29] «Dieser logisch-schematische Vorgang macht deutlich, daß mittelalterliche Charakterisierung nicht ohne weiteres als historische Realität verpflichtet aufgefaßt werden kann, sondern aus einem präformierten Darstellungsverfahren herrührt.» [30] Er umfaßt die lobende Intention der Beschreibung, wobei die Lobrede selbst durch die Intention des Autors bzw. Redners determiniert ist und durch dessen Auffassung, was ein Lob darstellt, durch das *decorum* und – natürlich bis zu einem gewissen Grad – durch die Eigenschaften, die diejenigen Personen, die der Beschreibungsgegenstand direkt betrifft – zum Beispiel einen Gönner – erfreuen werden.

Sprachlich gesehen befolgt die L. das materielle Stilprinzip des Mittelalters. Bestimmend ist der soziale oder moralische Typus bzw. die Ordnung, dem bzw. der das zu beschreibende Objekt angehört; danach richtet sich das Lob. [31] Entsprechend sollten die für die lobende Amplifikation gewählten Topoi jeden Typus innerhalb dreier weitgefaßter *genera* – Klerus, Adel und Bauernschaft – und darüberhinaus auch in sozialen Untergruppen dieser drei Schichten ansiedeln. [32] Hier gibt es im Laufe der Zeit für bestimmte Arten der L. Spielraum in der Vielfalt und Abwandlung der stereotypen Muster. Besonders auffällig ist dies bei der brieflichen Anrede, wenn der Adressat sowohl im Sinne der Merkmale angesprochen wird, die für seine Rolle bzw. seinen Rang in der Beziehung zum Absender typisch sind, als auch in der Weise, daß seine Umsetzung jener Merkmale gelobt wird. Eine solche Anrede im Brief ist dem Anliegen des Briefeschreibers zuträglich und nennt auf angemessen lobende Art und Weise die Stellung, die der Adressat im Leben innehat. Johannes von Garlandia überträgt die

dichterischen Prinzipien der Lobrede auf die briefliche Anrede, indem er Beispiele für ein Lob angibt, das, wie durch das materielle Stilprinzip festgelegt, den verschiedenen Schichten angemessen ist. «Item imperatori et regi dicimus ‘illustrissimo’, ‘potentissimo’, ‘iustissimo’, ‘nobilissimo’. Comiti uel duci dicimus ‘strenuissimo’, ‘generosissimo’.» (Wenn wir wiederum einen Kaiser oder König anreden, sagen wir ‘erlauchter’, ‘hochmächtigster’, ‘gerechtester’, ‘edelster’. Gegenüber einem Grafen oder Herzog sagen wir ‘tüchtigster’, ‘großzügiger’.) [33] In diesem Zusammenhang ordnet er den Kirchenfürsten andere Epitheta zu; zum Beispiel nenne man einen Bischof «sanctissimus pater ac Dominus, reverendus», oder «reverentissimus» (heiligster Vater und Herr, ehrwürdiger, hochehrwürdigster), einen Diakon «vir prudens» (kluger Mann), einen Abt «vir deuotus» oder «religiosus» (frommer, religiöser Mann) und einen Gelehrten «vir studiosus» oder «socius» (gewissenhafter Mann oder Kollege). Ähnliche Unterscheidungen im Lob gelten auch für die anderen Schichten: ein Bauer ist «laboriosus» (hart arbeitend) oder «lacertosus» (muskulös), eine Frau bzw. Ehefrau «carissima» oder «piissima» (die geliebteste, ergebenste), eine Kurtisane oder Prostituierte «curialis», «formosa» oder «faceta» (höflich, schön, geistreich). Beschreibungen passen die Person in das idealisierte Bild des Typs ein, den sie repräsentiert; sie können auf biblischen, literarischen oder historischen Vorbildern beruhen, die wiederum selbst in das Lob einbezogen werden. [34] Dies ist ein Charakteristikum der Nachahmung, ein außerordentlich wichtiger Faktor der mittelalterlichen *inventio* und damit auch der L. [35] Echte Briefe sind oft Dokumente aus dem praktischen Leben, die beim Lob das *decorum* wahren müssen, während die literarische L. von derartigen sozialen Zwängen weniger stark bestimmt ist und sich so mithilfe von Ironie, Satire und Parodie dem Lob spielerischer widmen kann.

Die L. umfaßt daher die vier schon in der Spätantike unterschiedenen traditionellen Gegenstände des Lobes: positive bzw. eindeutig lobenswerte Themen (*endoxa*), zwiespältige Themen, die nicht eindeutig gut oder schlecht sind (*amphidoxa*), paradoxe, minderwertige oder ungewöhnliche Themen (*paradoxa*) und niedere oder unwürdige Themen (*adoxo*). [36] Die Ekphrasen ist zwar bei unabhängigen Texten und bei der beschreibenden Amplifikation in mittelalterlichen Meisterwerken einer der Hauptmodi [37], doch manches sind paradoxe oder unwürdige Gegenstände für ein Lob. Zum Beispiel verfaßt MARBOD VON RENNES ein Lobgedicht auf den Tod, HUCBALD VON ST.-AMAND preist die Kahlheit und ein anonymes Werk die Bärte. [38] Ein Lob kann auch subtile Ironie enthalten. Bei der «Ecloga de calvis» HUCBALDS VON ST.-AMAND handelt es sich um ein paradoxes Enkomion, das zweifellos zum Ziel hat, eine tonsurtragende Zuhörerschaft zu erheitern; und doch schreibt er MILOS VON ST.-AMAND «De sobrietate» um, worin Karl der Kahle gelobt wird, und unterminiert den Text auf humorvolle Weise. [39] Die Scheinlaudatio kommt gelegentlich auch in Briefen vor. [40]

Im Laufe des Mittelalters werden die unterschiedlichsten topischen Themen eingesetzt, um tatsächlich zu loben – zum Beispiel Jahreszeiten, Blumen, Vögel, Tiere, Prophezeiungen, menschliche Sitten und Umgebungen wie Gebäude, Landschaften oder Städte sowie die Verstorbenen. Sogar Akrostichen wurden zum Loben eingesetzt. [41] Solche Beschreibungen werden als «Purpurlappen» in viele Werke eingearbeitet. Diese Purpurlappen

haben sich von ihrer negativen Konnotation in der Poetik des Horaz gelöst und eine positivere Bedeutung als erfolgreiche Beschreibungen gewonnen, wobei sie allerdings voll und ganz in das neue Werk eingepaßt werden müssen. [42] Eine solche Integration erfordert Souveränität in der Wahl der lobenden Epitheta für die Beschreibung; sie müssen sozusagen in der korrekten Beziehung zum dargestellten Typus stehen. Wie Johannes de Garlandia es formuliert: Karl der Große ist als König ein hervorragender Herrscher, kein liebevoller Ehemann. Gedichte, die kirchliche und weltliche Fürsten und Adlige loben, findet man natürlich überall. Sie sind dem Lob von Helden und Heldinnen aus der Vergangenheit in den Chroniken und Werken der Dichtung verwandt.

Die neueste Forschung hat gezeigt, daß es sich bei der L. der mittelalterlichen Texte nicht allein um Panegyrik handelt. Die Lobrede dient politischen Absichten oder der moralischen Belehrung, indem ein Herrscher oder mächtiger Geistlicher auf die Implikationen seiner Stellung für die politischen und kirchlichen Gegebenheiten seiner Zeit hingewiesen wird. Ambivalente Themen tauchen gelegentlich im Streitgedicht auf, das zum Beispiel verschiedene Arten von Frauen [43], Liebende oder sexuelle Vorlieben [44] beschreibt; es kommt vor, daß Texte, die scheinbar ein Lob aussprechen, in Wirklichkeit einen Rivalen kritisieren oder eine mächtige Person durch Scheinlob ermahnen. [45] Paradoxes Lob kann in Liebesbriefen vorkommen, nicht nur in Abhandlungen, wenn sie Brief- und Streitmodi enthalten, wie zum Beispiel ANDREAS CAPELLANUS' *De amore*. [46] Negatives Lob grenzt an die Schmähung, wenn etwa die häßlichen oder abnormen Merkmale einer Person gelobt werden.

Es gibt daher eine wechselseitige Beziehung zwischen demjenigen, der gelobt wird, und dem Enkomiasen, die in verschiedenen, an Gönner gewandte Formen der L. ihren Ausdruck fand. Die Lobrede ist öffentliche Dichtung. [47] Sie dient sozialen Zwecken und nicht der persönlichen Äußerung. Sie kann zum Beispiel die vorgeschlagenen Themen in *praeexercitamina* nutzen, sie kann aber auch um der Kritik willen ironische Wirkung anstreben und durch Inversion, die zur Satire führt, das Große klein und das Kleine groß machen. [48] Auch im Mittelalter verwirklicht die L. also ein tradiertes rhetorisch-poetisches Ziel: Unterhaltung und Belehrung.

Anmerkungen:

1Matth. v. Vend. I, 44, 59, 63. – 2ebd. I, 65. – 3ebd. I, 66; vgl. E. Kleinschmidt: Herrscherdarstellung (1974) 50ff. – 4ebd. I, 59. – 5Faral 99–103; H. Brinkmann: Zu Wesen und Form ma. Dichtung (1928) 40–42; A. Georgi: Das lat. und dt. Preisgedicht des MA (1969); P. Klopsch: Einf. in die Dichtungslehren des lat. MA (1980) 40–47; E. C. Lutz: *Rhetorica divina* (1984); M. C. Leff: The Topics of Argumentative Invention in Latin Rhetorical Theory from Cicero to Boethius, in: *Rhetorica* 1 (1983) 23–44. – 6Georgi [5]; A. Cizek: *Imitatio et tractatio* (1994) 208–210, 212f., 250f.; vgl. P. von Moos: Zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit, in: *Frühma. Stud.* 25 (1991) 305–307. – 7B. Harbert (Hg.): *Thirteenth-Century Anthology of Rhetorical Poems* (Toronto 1975); für Bsp. der L. siehe die Gedichte 11–13, 23, 27, 34, 40 und 44; C. Ratkowsch: *Descriptio picturae* (Wien 1991). – 8R. Copeland: *Rhetoric, Hermeneutics, and Translation in the Middle Ages* (Cambridge 1991); M. Camargo: A Twelfth-Century Treatise on *Dictamen* and Metaphor, in: *Traditio* 47 (1992) 161f.; J. O. Ward: *Ciceronian Rhetoric in Treatise, Scholion and Commentary* (Turnhout 1995); C. Villa: *Per una tipologia del commento mediolatino: l'ars poetica di Orazio*, in: O. Besomi, C. Caruso (Hg.): *Il commento ai testi* (Basel/Boston/Berlin 1992) 19–43; K. Friis-Jensen: *Horace and the Early Writers of Arts of Poetry*, in: S. Ebbesen (Hg.): *Sprachtheorien in Spätantike und MA* (1995) 360–401; A. Cizek: *Der <Charakter-*

rismos> in der *<Vita Adalhardi>* des Radbert von Corbie, in: *Rhetorica* 7 (1989) 191–193. – 9siehe Faral 77–79; Cizek [6] 294–315. – 10Murphy RM 237f., 276, 323; M. G. Briscoe: *Artes praedicandi* (Turnhout 1992) 47; C. B. Faulhaber: The *<Summa dictaminis>* of Guido Faba; M. Jennings: The *<Ars componendi sermones>* of Ranulph Higden, jeweils in: Murphy ME 106 und 111, bzw. 123; Lutz [5]. – 11Matth. v. Vend. I, 77–92; zur weiteren Illustration s. Cizek [8] 195–204; vgl. C. D. Lanham: *Salutatio Formulas in Latin Letters to 1200* (1975) 90. – 12Matth. v. Vend. I, 93–113. – 13D. Kelly: *Arts of Poetry and Prose* (Turnhout 1991) 76–78. – 14Matth. v. Vend. I, 64–71. – 15siehe Galfrid von Vinsauf, *Documentum de modo et arte dictandi et versificandi* II, 3, 138–139 [Kurzfassung] in Faral II, 138, und allg. die *Poetria nova* V. 1842–1852 in Faral; Friis-Jensen [8] 375–78; zu ihrem Gebrauch als Topoi der L. in der Langfassung des *Documentum* siehe M. Camargo: *Toward a Comprehensive Art of Written Discourse: Geoffrey of Vinsauf and the Arts Dictaminis*, in: *Rhetorica* 6 (1988) 187–189. – 16Cizek [6] 207; s. z. B., wie Matthäus von Vendôme Gott preist (Matth. v. Vend. IV, 51); vgl. auch B. H. Jaye: *Artes orandi* (Turnhout 1992) 85; Lutz [5]. – 17M. Camargo: *Ars dictaminis, ars dictandi* (Turnhout 1991) 19; Faulhaber [10] 95f.; Camargo [15] 167–194; Camargo: *«Si dictare velis»: Versified Artes dictandi and Late Medieval Writing Pedagogy*, in: *Rhetorica* 14 (1996) 265–288; Lutz [5] 28–46. – 18Briscoe [10] 27; Lutz [5] 69–75; W. M. Purcell: *Eberhard the German and the Labyrinth of Learning*, in: *Rhetorica* 11 (1993) 107–114. – 19Curtius 78, 164–168, 184–186; Ward [8] 52–56. – 20Matth. v. Vend. I, 74; Galfrid von Vinsauf versteht seine Bsp. für Beschr. als L., siehe seine *Poetria nova* V. 554–667, in: Faral. – 21Matth. v. Vend. I, 63, 114. – 22Lanham [11] 109–118; vgl. G. A. Kennedy: *Classical Rhetoric and Its Christian and Secular Tradition* (Chapel Hill 1980) 187. – 23G. C. Alessio (Hg.): *Bene of Florence: Candelabrum* (Padua 1983) 95. – 24Matth. v. Vend. I, 59; vgl. Georgi [5] 30. – 25Aug. Doctr. IV, 38 und 54–57; s. Copeland [8] 59–61; F. J. Tovar Paz: *La teoría retórica de Augustín de Hippone y su producción homilética*, in: *Rhetorica* 14 (1996) 1–13. – 26Brinkmann [5], Georgi [5], Kleinschmidt [3], Lutz [5], C. Croizy-Naquet: *Thèbes, Troie et Carthage* (Paris 1994). – 27Matth. v. Vend. I, 60; I, 69. – 28Joh. v. Garl. 86; für weitere Bsp. s. P. Godman: *Poets and Emperors* (Oxford 1987) Kap. 2 u. H. Brinkmann: *Wege der epischen Dichtung im MA*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Lit.* 200 (1964) 404f.; Faulhaber [10] 95. – 29Matth. v. Vend. I, 64. – 30Kleinschmidt [3] 13; zum Kontrast zw. idealisierter Lobrede und individueller Realität s. T. Latzke: *Der Fürstinnenpreis*, in: *MlatJb* 14 (1979) 25–30. – 31Zum materiellen Stilbegriff s. F. Quadbauer: *Antike Theorie der genera dicendi im lat. MA* (Graz/Wien 1962); für Bsp. für die Abwandlung u. Adaption von Stereotypen s. A. Cizek: *Das Bild von der idealen Schönheit in der lat. Dichtung des Frühma.*, in: *MlatJb* 26 (1991) 4–35. – 32Joh. v. Garl. 10; vgl. 36–50; zum Verhältnis von Stillage und Ges. siehe G. Duby: *Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme* (Paris 1978); Siehe auch F. Quadbauer: *Optimus Orator/Perfecte Eloquens: zu Ciceros formalem Rednerideal und seiner Nachwirkung*, in: *Rhetorica* 2 (1984) 111–119. – 33Joh. v. Garl. 62; vgl. Camargo [8] 201–208. – 34P. von Moos: *Gesch. als Topik* (1988); außerdem K. M. Wilson: *Antonomasia as Means of Character-Definition in the Works of Hrotsvit of Gandersheim*, in: *Rhetorica* 2 (1984) 45–53. – 35Kleinschmidt [3] 23; für antike und biblische Vorbilder siehe Joh. v. Garl. 42; für Vorbilder für die Briefkunst siehe Camargo [17] 36f. – 36Cizek [6] 198–202. – 37s. Ratkowsch [7]. – 38Cizek [6] 213. – 39Godman [28] 179–81. – 40Camargo [17] 44. – 41vgl. Godman [28] 56–58. – 42Quadbauer: *Purpureus pannus*, in: *MlatJb* 15 (1980) 1–32; vgl. Cizek [8] 190. – 43Latzke [28] 22–65; Georgi [5] 74–86; Cizek [6] 216f.; Cizek [31] 31–34. – 44Cizek [6] 217. – 45Godman [28] 52–55, 68–70, 78–82; zum paradoxen Gegenstand im Streitgedicht siehe Cizek [6] 212, 220–25, Curtius 423–425. – 46vgl. Cizek [6] 201f.; E. Ruhe: *De amasio ad amasium* (1975); Faulhaber [10] 96f.; J. Purkart: *Boncompagno of Signa and the Rhetoric of Love*, in: Murphy ME 319–331; Lutz [5] 42–46. – 47Godman [28] 11f. zu *carmina publica*, und Cizek [6] passim zu *publica materies*. – 48Cizek [6] 202–204, 213–221.

D. Kelly/L. G.

III. Renaissance bis 18. Jh. Die L. (oder *laus*) spielt eine bedeutende Rolle in der neulateinischen Literatur und Kultur. Sie nimmt einen wichtigen Platz als Übungsstoff im rhetorischen Unterricht an der lateinischen Schule ein. Außerdem fällt die L. größtenteils mit der in der Regel zum *genus demonstrativum* (*laus* und *vituperatio*) gehörenden Gelegenheitsrede zusammen, die ein charakteristisches Phänomen der lateinischen Kultur der Neuzeit ist. Daneben hat die L. ihren Platz in der neulateinischen Prosaliteratur und Dichtung. Zusammen mit ihrer praktischen Rolle im Unterricht sowie in der Literatur und Kultur wird die L. ausführlich in den rhetorischen Lehrbüchern behandelt, und zwar in den traditionellen allgemeinen Theorien der Beredsamkeit, den Künsten des Briefeschreibens, den Predigtlehren und den Dichtkünsten. Im Zeitalter des Barocks tritt sie stärker in den Vordergrund als in der Renaissance, besonders in der Literatur (*joco-seria*). Tatsächlich gibt es jetzt Rhetoriklehrbücher, die nur die L. behandeln, zum Beispiel das Werk von F.A. POMEY, S.J.: *«Dissertatio de nobilissimo dicendi genere, hoc est, de panegyrico seu laudatione»*, 3. Teil des *«Candidatus rhetoricae»* (Erstausg. 1655; mehrere Editionen und zahlreiche Drucke bis um 1755).

1. Theorie. Die neulateinischen Theoretiker greifen auf die antike Theorie des *genus demonstrativum* zurück, und zwar sowohl auf Gesamtrhetoriken, wie die von ARISTOTELES und QUINTILIAN, in denen die Epideiktik im Rahmen des ganzen Bereiches der Rhetorik besprochen wird, als auch auf praktische Kompendien mit einführenden Übungen (die *«Progymnasmata»* oder *«Praeexercitamenta»* des HERMOGENES, THEON und APHTHONIUS), in denen die L. ebenfalls behandelt wird. Obwohl inzwischen einige nützliche bibliographische Verzeichnisse von Rhetoriklehrbüchern dieser Periode vorhanden sind[1], ist eine umfassende Übersicht der neulateinischen Theorie des *genus demonstrativum* nicht möglich, weil es weder eine kritische Gesamtbibliographie der zahllosen lateinischen Rhetoriklehrbücher dieser Periode gibt noch repräsentative Gesamtstudien oder gar eine repräsentative Anzahl von Einzeluntersuchungen. Die folgende Übersicht basiert auf einer kleinen Anzahl von Lehrbüchern, und zwar traditionellen Rhetorikübersichten wie auch Handbüchern des Briefeschreibens, Predigtlehren und dazu Lehrbüchern, die eine Kombination traditioneller und neuzeitlicher Elemente bieten. Die ausgewählten Lehrbücher sind chronologisch verteilt über die ganze Epoche; ihre Bedeutsamkeit wird belegt durch zahlreiche Auflagen. Außerdem werden einige dieser Lehrbücher von D.G. MORHOF im *«Polyhistor literarius»* als besonders wichtig hervorgehoben.[2] Dies gilt besonders für G.J. VOSSIUS, den Morhof für den wichtigsten neuzeitlichen Theoretiker der Beredsamkeit überhaupt hält. Außerdem wird J.C. SCALIGER berücksichtigt, der außer den Hymnen (Lobpreisung auf Götter und Halbgötter: Buch 3, Kap. 111–116) auch die L. (die übrigen Lobpreisungen, Kap. 117–120) bespricht.

Im Einklang mit dem fragmentarisch überlieferten Exposé zur Lobpreisung von Alexander, Sohn des Numenius[3], und den Progymnasmata des Hermogenes[4] behandeln einige Theoretiker, zum Beispiel SCALIGER[5] und Vossius[6], auch die verschiedenen griechischen Termini für die L., nämlich *ἔπαινος*, *ἐπαινος* oder *πανηγυρικόν*, *panēgyrikón* auf der einen Seite und *ἐγκώμιον*, *enkōmion* auf der anderen Seite. Die Reihenfolge der drei *genera causarum* ist in den neuzeitlichen Rhetoriklehrbüchern anders als in denen der Antike.

Nur GEORG VON TRAPEZUNT (*«Rhetoricorum libri V»*, 1433/34) setzt wie die antiken Theoretiker das *genus iudiciale* voran und behandelt das *genus demonstrativum* zuletzt. Die übrigen Theoretiker setzen entweder das *genus deliberativum* an die erste Stelle, wie ERASMUS (*«De conscribendis epistolis»*, 1522) und Vossius (*«Commentarii rhetorici sive Oratoriae institutiones»* 31630) oder das *genus demonstrativum*, wie A. 'LIPPO' BRANDOLINI (*«De ratione scribendi libri tres»*, 1498)[7], L.G. TRAVERSAGNI (*«In novam rhetoricam»*, 1478)[8], MELANCHTHON (*«Elementa rhetorica»*, 1519), C. VALERIUS (*«In universam bene dicendi rationem tabula»*, 1556, in späteren Ausgaben mit dem Titel *«Rhetorica»*), Vossius (*«Rhetorica contracta»*, 1621 und *«Elementa rhetorica»*, 1626), N. CAUSSIN, S.J. (*«De eloquentia sacra et humana»*, 1619), M. RADAU, S.J. (*«Orator extemporaneus»*, 1650; Ausg. 1650 und 1651 publ. auf den Namen von G. Becker), J.A. ERNESTI (*«Initia rhetorica»*, 1750). Georg von Trapezunt[9] und Erasmus[10] betonen im Geiste Ciceros und Quintilians[11], daß das *genus demonstrativum* gewöhnlich nicht für sich gebraucht, sondern zusammen mit dem *genus deliberativum* bzw. *iudiciale* verwendet wird.

Die Bedeutung des *genus demonstrativum* für die Rhetorik hängt auf der einen Seite mit der Leichtigkeit dieses *genus* zusammen, wie Vossius betont[12], auf der anderen Seite mit der Tatsache, daß die praktische Rolle des *genus demonstrativum* infolge der Wichtigkeit der Gelegenheitsrede größer war als diejenige der zwei anderen *genera*, wie Erasmus im *«Ciceronianus»* (1528) hervorhebt.[13] In diesem Passus tadelt Erasmus den Brauch, häufig Gelegenheitsreden zu halten, namentlich am päpstlichen Hof, weil sie keine wesentliche Dinge berührten. In einer anderen Schrift treibt Erasmus seinen Spaß mit offiziellen Gelegenheitsreden an Fürstenthöfen, weil die Sprecher einander nur schwer wegen des muttersprachlichen Akzents verstehen könnten, mit dem jeder Redner Lateinisch spreche, und weil der Fürst oder Würdenträger kein oder nur wenig Latein könnte.[14] Im Zeitalter des Barock ist, vor allem unter dem Einfluß der Jesuiten, die Periode der zweiten Sophistik eine wichtige Quelle der Inspiration; entsprechend gewinnt das *genus demonstrativum* an Bedeutsamkeit. N. Caussin bezeichnet es in typischer Weise als Gipfel der Redekunst.[15] Aus dieser Periode stammt die erste, fundamentale Studie über die antike Sophistik, das *«Theatrum veterum rhetorum»* (1620) von L. DE CRESSOLLES.[16] Tatsächlich scheint der Brauch, Gelegenheitsreden zu halten, im 17. und 18. Jh. eher zuzunehmen als abzuflauen. Die Rhetorik wird in dieser Epoche nicht vornehmlich als *ars persuadendi*, sondern als Theorie der Belletristik benutzt. Der Jesuit M. Radau zum Beispiel weist auf die Allgegenwart der Gelegenheitsrede[17] hin und J.A. Ernesti bemerkt in seinen *«Initia rhetorica»*, einem Werk, das lange Zeit eines der wichtigsten Lehrbücher auf Schulen und Universitäten war, daß die Beredsamkeit seiner Zeit mehr auf Unterhaltung als auf Überzeugung zielt.[18]

Im aristotelischen System der *genera causarum* ist die Position des *genus demonstrativum* ziemlich problematisch, weil das Ziel nicht das *persuadere* (mit der Kraft der Argumente die Gültigkeit oder Wahrheit einer These begründen und die des Gegners widerlegen), sondern ausschließlich das *delectare* ist. Einige Theoretiker der Renaissance haben sich im Rahmen der *inventio*-Lehre mit diesem Problem beschäftigt. Georg von Trapezunt akzentuiert in seinen *«Rhetoricorum libri V»* den speziellen Ort des *genus demonstrativum*, indem er ausführlich

darlegt, daß der L. in ihrer reinen Form keine Streitfrage zugrunde liegt und daß sie deshalb auch keine wirkliche *confirmatio* und *confutatio* enthält. Er behauptet, daß die *loci* (Beweisgründe) allein aus der Betrachtung des Themas zum Vorschein kämen; Einwände gegen die Lobpreisung könnten zwar vom Redner besprochen werden, aber nur in kurzgefaßter Form, weil die L. sonst eine Gerichtsrede würde.[19] In gleicher Weise behauptet Melanchthon, daß die Beweisführung im *genus demonstrativum* in einer fortgesetzten *narratio* bestehe, in der dennoch Passagen auftreten können, in denen mit Argumenten und Gegenargumenten disputiert wird.[20] Der Jesuit F. A. Pomey stellt fest, daß in einer reinen Lobpreisung keine *propositio* nötig sei, und daß die *confirmatio* lediglich aus einer Aufzählung von Argumenten bestehe, ohne Anwendung von Beweismitteln, daß das Behauptete tatsächlich wahr sei.[21] R. AGRICOLA dagegen widerlegt in seiner *De inventione dialectica* (1479) die Ansicht derjenigen, die annehmen, daß es in Lobpreisungen keine Streitfrage gebe; vielleicht hat er hier Georg von Trapezunt im Auge.[22] In seiner eigenen Behandlung des *genus demonstrativum* erkennt Agricola an, daß das Ziel dieses *genus* nur das *delectare*, also das unterhalten (nicht das *fidem facere*, überzeugen) sei, betont aber dennoch, daß die Teile der Lobpreisung so präsentiert werden müssen, daß der Glaubwürdigkeit gedient ist.[23]

Dabei ist es wichtig, daß Melanchthon das *genus demonstrativum* mit dem von ihm definierten γένος διδασκαλικόν (Lehrrede) in Beziehung bringt, das den Bereich des *status definitivus* umfaßt und vor allem zur religiösen Unterweisung eingesetzt wird. Er bezeichnet den Hauptteil der epideiktischen Rede als eine «historica narratio» (historische Erzählung), in der die besonderen Auszeichnungen steigernd ausgestaltet werden, um zur Bewunderung und Nachahmung anzuregen[24], und bestimmt, sich an eine alte Tradition anschließend[25], das *genus demonstrativum* als «definitio, sed amplificata ornamentis oratoriis» (Definition, amplifiziert mittels stilistischen Verschönerungen).[26] Auch andere Theoretiker betonen, daß die *amplificatio* im Rahmen der dritten Aufgabe des Redners (des *movere*) zwar ein allgemeines rhetorisches Mittel sei, aber doch als eine Wirkungsweise *par excellence* für das *genus demonstrativum* anzusehen ist: Georg von Trapezunt definiert das *genus demonstrativum* als «Lobpreisung oder Tadel einer Person, durch Amplifikation»[27]; Agricola unterstreicht die Wichtigkeit der *amplificatio* für dieses *genus*[28]; Valerius bemerkt, daß die Argumente darin mehr zum stilistischen Schmuck und zum Amplifizieren als zum Beweisen dienen[29]; Vossius nennt die *amplificatio* das wichtigste Instrument des *genus demonstrativum*[30]; C. SOAREZ S.J. bezeichnet es als *exornatio* und bemerkt wie Valerius, daß seine Argumente mehr auf Schmuck und Amplifikation als auf den Beweis zielen.[31] Manche Theoretiker wie Agricola, Erasmus, Caussin, Vossius und Ernesti besprechen die *amplificatio* als Teil der *inventio* oder im Rahmen der Behandlung der Argumente[32]; L. DE GRANADA behandelt sie in seiner *Rhetorica ecclesiastica* (1576) sogar neben *argumentatio* und *expositio* als separate Redegattung.[33] Vossius unterscheidet acht Sorten von *amplificatio*: (1) das Besprechen der *thesis* im Rahmen der *hypothesis*, (2) das Besprechen eines generellen Themas durch ein oder mehrere Beispiele, (3) die Beschreibung eines Gegenstandes, (4) die Behandlung der Spezies eines *genus* oder Teile eines Ganzen, (5) die Besprechung der *causae*, *effecta* oder

accidentia, (6) die Vergleichung *a simili*, *dissimili*, *pari* oder *impari*, (7) die Ausweitung des Themas durch die Behandlung der *opposita* oder (8) das *testimonium*. [34] Erasmus unterscheidet im *«Ecclesiastes»* (1535) eine *amplificatio* aufgrund der Worte (nach Quint. VIII, 4, 1–29), und aufgrund der Sachen.[35]

In den Predigtlehren steht das *genus demonstrativum* neben dem *genus deliberativum* und dem *genus didacticum* oder διδασκαλικόν, aber eine uniforme Theorie gibt es nicht. Erasmus, dessen *«Ecclesiastes»* Morhof als die wichtigste moderne Predigtlehre empfiehlt[36], ist der Ansicht, daß das *genus demonstrativum* (für die Doxologie, die Danksagung und das Heiligenleben) wie das *genus iudiciale* nur eine sekundäre Rolle spielte.[37] Seines Erachtens gehört jede Predigt zu dem *genus deliberativum*. L. de Granada unterscheidet außer der rein deliberativen Predigt noch verschiedene andere Sorten von Predigten, darunter die zum *genus demonstrativum* gehörende Lobpreisung von Heiligen, in der berühmte Taten und Äußerungen amplifiziert und die Zuhörer zur Nachahmung angehalten werden.[38] Schon Aurelio 'Lippo' Brandolini hatte die spezielle Bedeutung des *genus demonstrativum* für die Predigt hervorgehoben.[39] Melanchthon dagegen verwirft es für die Predigt vollkommen.[40]

Die Autoren der Lehrbücher stellen in ihren Betrachtungen über das *genus demonstrativum* dessen *materia* und im Zusammenhang damit auch die Topik dar. Agricola[41], Scaliger[42] und Vossius[43] betonen, daß seine *Materie* im Prinzip unbeschränkt sei. Vossius[44] und Caussin[45] definieren auf traditionelle Art und Weise das Ziel bzw. das spezifische *argumentum* des *genus demonstrativum* als das *honestum*. Caussin unterstreicht dabei dessen Würde mit der Behauptung, daß dieses *genus* die Beredsamkeit an die Weisheit und das ehrenhafte Vergnügen koppelte, während die zwei anderen *genera* sie mit dem Streit des Forums verbinden.[46] Vossius präzisiert, daß das Ehrenhafte eines Gegenstandes auf drei Weisen belegt werden könne, weil der Gegenstand selbst eine «virtus» (Tugend) sei, weil er eine Ursache oder weil er eine Folge der «virtus» sei.[47] Ernesti unterscheidet mit dem selben Zweck die folgenden allgemeinen Beweisgründe: 1. die *virtus* selbst, 2. die Sachen, die geeignet sind, um die Tugend zu bewirken, zu behalten oder zu vermehren, 3. die Sachen, ohne die die Tugend nicht erfaßt werden kann, und weiter 4. seltsame oder schwierige Sachen, die gemeinhin für wertvoll gehalten werden; Sachen, für die man Belohnungen festzustellen oder zu geben pflegt; Zeichen von ehrenvollen und löblichen Sachen, schließlich 5. gute und nützliche Sachen, die mehr wünschenswert als lobenswert sind.[48] Regelmäßig wird hervorgehoben, daß eine breite Ausarbeitung der epideiktischen Rede erforderlich ist, unter Anwendung von «loci communes» (allgemeine Betrachtungen).[49] Die Gegenstände der Lobpreisung werden meistens in Kategorien aufgliedert; anschließend wird für jede Kategorie erklärt, aus welchen loci die Argumente bzw. einzelnen Teile der Lobpreisung geholt werden können. Dies geschieht auf verschiedene Weise.

Georg von Trapezunt stellt die Lobpreisung und den Tadel des Menschen ins Zentrum. Im zweiten Buch seiner Rhetorik, das eine globale Besprechung des *genus demonstrativum* enthält, folgt er Cicero, der für die loci auf die im Rahmen des *genus iudiciale* belegten «loci a persona» zurückverweist, «natura» (Geburt), «victus» (Lebensweise), «fortuna» (Geschick), «habitus» (Natur-

anlage), < affectio > (Gesinnung), < studia > (Neigungen), < consilia > (Intentionen), < facta > (Taten), < casus > (Schicksale), < orationes > (Reden). [50] Die detaillierte Besprechung der *loci* im vierten Buch folgt Ciceros *De inventione* II, 177–178 auf folgende Weise: < loci ab animo > wie < prudentia > (Vernunft), < fortitudo > (Tapferkeit), < iustitia > (Gerechtigkeit), < temperantia > (Selbstbeherrschung); < loci a corpore > wie < velocitas > (Behendigkeit), < robur > (Kraft), < dignitas > (Achtung), < valetudo > (Gesundheit und ihre Gegenteile) und < loci a rebus externis >, wie < genus > (Geburt), < educatio > (Erziehung), < divitiae > (Reichtum), < potestas > (Befugnis), < gloria > (Ruhm), < affinitas > (Verwandtschaft und ihre Gegenteile). [51] Georg von Trapezunt behauptet, daß diese Topik auch auf die anderen möglichen Gegenstände einer lobenden oder tadelnden Rede angewandt werden könne, wie Pflanzen, Häuser und dergleichen. [52]

Agricola bespricht das *genus demonstrativum* in seiner Dialektik im Rahmen der *dispositio*. [53] Er unterteilt die Gegenstände in zwei Kategorien: 1. Menschliches (wie Georg von Trapezunt folgt auch Agricola der Einteilung der *loci* in *De inventione* II, 177–178). 2. Nichtmenschliches (Gott, das Schicksal, Lebewesen, unbeselte Dinge wie Städte, Häfen, Gegenden, Bäume, Pflanzen und Steine), das gelobt wird aufgrund seines Nutzens für den Menschen (zum Beispiel: Gott wird gelobt als unserer Schirmherr und als Bringer von allem, was unser Glück fördert; Pferde werden gelobt wegen ihres Nutzens als Transportmittel oder Arbeitskraft).

Melanchthon [54] und G. B. Vico [55] betonen, daß es wichtig sei, ob Personen, Handlungen oder Sachen gelobt oder getadelt werden, weil für jeden dieser Bereiche eigene *loci* gelten. Für das Personenlob empfiehlt Melanchthon eine chronologische statt einer thematischen Behandlung und die Verwendung der folgenden Beweisgründe: < patria > (Herkunftsland), < sexus > (Geschlecht), < natales > (Geburt), < ingenium > (Befähigung), < educatio > (Schulbildung), < disciplina > (Beruf), < doctrina > (Kenntnisse), < res gestae > (Taten), < praemia rerum gestarum > (Auszeichnungen), < vitae exitus > (Lebensende), < opinio post mortem > (Nachleben). Für die Lobpreisung von Taten (zum Beispiel Lob eines Fürsten) und Sachen (zum Beispiel Lob der Freien Künste, der Philosophie, der Eloquenz, der Gesetze, der Medizin, des Friedens) verweist Melanchthon auf die Topik oder die Zielsetzung des *genus deliberativum*, nämlich das < honestum > (Ehrenhafte), < utile > (Nützliche), < facile > (Einfache) oder < difficile > (Schwierige). Die individuellen Argumente werden bestimmt aufgrund der Betrachtung der Person oder allgemeiner Argumente wie Ursache oder Ziel.

Vossius bespricht zwei Einteilungen, einerseits die aristotelische Einteilung (Aristoteles, *Rhetorik* I, 9, 2) in vier Kategorien: Götter, Menschen, Tiere, Sachen, und andererseits die oben schon erwähnte Einteilung von Melanchthon in Personen, Handlungen und Sachen. [56] Er nennt die Werte jeder Einteilung und fügt eine große Anzahl von Beispielen (teilweise bezogen aus den antiken Schriftstellern) von Lobpreisungen und Tadeln in jeder Kategorie an [57]: Lobpreisung heidnischer Götter und des wahren Gottes (Kap. 6), Lobpreisung von Engeln (Kap. 7), Lobpreisung und Tadel des Menschen, sowohl im allgemeinen als auch verschiedener Arten von Menschen. Mancherlei Beweisgründe nach der Gliederung in Cicero, *De Inventione* II, 177–178 werden hier besprochen (Kap. 8–31), die Lobpreisung von Tieren (Kap. 32), von Tieren oder Dingen, die einem Gott

geweiht sind (Kap. 33), von fingierten Personen (Kap. 34), von Handlungen (Kap. 35–36), von Pflanzen (Kap. 37), dann Lobpreisungen des Meeres, eines Flusses, einer Quelle, eines Hafens (Kap. 38), einer Gegend, einer Stadt, eines Viertels, eines Hauses, eines Schulgebäudes, eines Bades, eines Gartens, eines Landgutes, eines Berges, einer Brücke (Kap. 39), schließlich die Lobpreisung von Teilen von Sachen (zum Beispiel die Hand als Teil des Körpers) und von kollektiven Sachen (zum Beispiel die Welt), Lobpreisung abstrakter Begriffe (zum Beispiel die Künste und Wissenschaften, die Tugenden, der Landbau) und deren *Accidentien* (Kap. 40). In der *‘Rhetorica contracta’* (1621) und den *‘Elementa rhetorica’* (1626) benutzt Vossius nur die zweite Einteilung. In der *‘Rhetorica contracta’* fügt er Detailliertes über die Art der Gegenstände, die möglichen Behandlungsweisen und die Wahl von Argumenten zu. Das Kapitel über die Lobpreisung von Personen gliedert die Argumente chronologisch, thematisch oder auf kombinierte Weise. Die *loci* der Lobpreisung von Handlungen sind: < honestum > (das Ehrenhafte; aufgeteilt in < decorum >, < legitimum >, < iustum > und < gloriosum >), < utile > (das Nützliche) und < difficile > (das Schwierige); die Lobpreisung von Sachen betrifft < loca naturalia > bzw. < artificialia > (natürliche und artificielle Gegenstände) einerseits und < virtutes dianoëticae > bzw. < morales > (intellektuelle und moralische Tugenden) andererseits. [58] Detaillierte Hinweise zur Lobpreisung bestimmter Gegenstände mit Beispielen aus der klassischen Literatur und den Kirchenvätern findet man auch bei Caussin [59], bei Pomey [60] und bei Radau. [61]

2. *Gelegenheitsrede*. Die Gelegenheitsrede, gekennzeichnet durch große stilistische Sorgfalt, erfüllt eine wichtige zeremonielle Rolle während der ganzen Blütezeit der neulateinischen Kultur. [62] Förmliche Reden werden bei mancherlei Gelegenheiten gehalten; die Themen variieren dementsprechend. Zeitgenössische Theoretiker unterscheiden verschiedene Arten von Gelegenheitsreden. Caussin [63], Radau [64] und Ernesti [65] nennen die folgenden: 1. Reden bei Verlobung, Heirat, Geburtstag [66] (Ernesti faßt diese unter die Kategorie der Gratulationsrede [67]), 2. Dankreden und Gratulationsreden [68], 3. Reden bei Gesandtschaften und dergleichen [69] sowie 4. Grabreden. [70] Radau nennt weiter die Begrüßungs- und Abschiedsrede, die Antrags-, Empfehlungs- und Förderungsrede, die Rede bei der Wahl von Magistratspersonen und die eigentlich zum *genus deliberativum* gehörende Beratungsrede (< modus ferendi votum seu consultatio >). [71] Besondere Erwähnung verdient außerdem die Gelegenheitsrede im religiösen [72] und im akademischen Kontext, zum Beispiel bei Gelegenheit der Eröffnung des akademischen Jahres, zum Anfang eines Kurses oder bei der Erteilung eines Diploms in einer der Fakultäten. Gewöhnlich bildet die Lobpreisung aller oder einer der Künste und Wissenschaften oder eines prominenten klassischen Autors das Thema einer solchen Rede. [73] Zudem ist in der Lateinschule und in der Artisten-Fakultät die *declamatio* eine Standard-Übung im Schreiben und Vortragen einer Rede sowohl öffentlich als auch im Schulzimmer. [74] Schließlich soll hier ebenfalls die durch Kaiser, Fürst oder Universität organisierte Zeremonie der Dichterkronung genannt werden. Der Brauch, einen Dichter auf diese Weise zu ehren, kommt aus dem Mittelalter und ist in Italien und Deutschland bis ca. 1800 üblich. Paradigmatisch ist die Krönung von PETRARCA auf dem Kapitol zu Rom, am 8. April 1341. Die von Petrarca zu diesem

Anlaß vorgetragene Rede über die Natur und Würde der Dichtung wurde später oft imitiert. [75]

Nach dem Vortrag werden die Gelegenheitsreden oft, einzeln oder gebündelt, als Lektüre und Schreibmuster für Studenten und das gelehrte Publikum publiziert. In Bibliotheken und Archiven befinden sich noch unzählige nicht publizierte, in Manuskripten erhaltene Gelegenheitsreden. Diese Kategorie lateinischer Schriften ist äußerst umfangreich und von der Literaturgeschichte noch nicht im Überblick präsentiert und evaluiert worden. Einige zeitgenössische Übersichten könnten einen Ausgangspunkt für eine solche Studie bieten. So gibt Erasmus im *«Ciceronianus»* (1528) eine Aufzählung von prominenten Latinisten seiner Zeit (einschließlich des 15. Jh. und einige des 14. Jh.), von denen zwanzig aus Italien und elf aus Frankreich, Spanien, Deutschland und den Niederlanden stammen. Ein Anzahl von ihnen waren berühmte Autoren wie Petrarca und Melanchthon, deren Schriften bis ins 18., teilweise sogar ins 19. Jh., häufig gedruckt wurden. Eine gleichartige Übersicht bietet D.G. Morhof in seinem *«Polyhistor literarius»*. Er behandelt zuerst die wichtigsten säkularen Redner des 16. und 17. Jh., z. B. J.C. Scaliger, C. Barlaeus, E. Puteanus, J. Vincentius Gravina [76], und anschließend die Kanzelredner. [77] Sammelbände mit lateinischen Gelegenheitsreden werden als Stilmuster bis ins 19. Jh. veröffentlicht, z. B. 1561 in Italien [78] und im 17. [79] und 19. Jh. [80] in Deutschland.

3. *Joco-seria*. Die (par)adoxale Lobrede bezieht sich auf unerwartete Gegenstände, d.h. schlechte oder nichtswürdige Sachen oder Personen. Der Begriff *«paradox»* definiert das Genre aufgrund der Erwartung des Publikums, der Begriff *«adox»* definiert es aufgrund der Natur des Themas. [81] Die (par)adoxale Lobrede bildet ein beliebtes Genre in der neulateinischen Literatur, vor allem am Ende der Renaissance und in der Barockzeit. Es ist ein sehr heterogenes Genre, in dem der Scharfsinn im Argumentieren geübt bzw. demonstriert und die Kenntnis des Altertums gezeigt wird, zeitgenössische Sitten herausgestrichen oder berühmte Zeitgenossen gelobt werden. Ebenso wie die (par)adoxale Lobrede im Altertum [82] kann dieses Genre in der neulateinischen Literatur sehr verschiedene Funktionen haben; es umfaßt sowohl seriöse Abhandlungen mit philosophischem oder konsolatorischem (tröstendem) Inhalt als auch rein sophistische, das heißt nichtseriöse Prosatexte oder Gedichte. Obendrein verwenden Theologen und Philosophen der Renaissance im Anschluß an die mittelalterliche Tradition den Begriff *«paradox»* zur Andeutung rational unergründlicher Glaubenswahrheiten oder Gedanken (siehe zum Beispiel S. FRANCKS *«Paradoxorum ducenta octoginta»*). [83] Das philosophische und theologische Paradox muß unabhängig von dem Genre der (par)adoxalen Lobrede gesehen werden, aber die Trennungslinie wird in der Forschung nicht immer klar gezogen. Die berühmteste (par)adoxale Lobpreisung der neulateinischen Literatur ist Erasmus' *«Lob der Torheit»* (1511), ein komplexer Text, dessen komische Außenschicht eine Darlegung mit tief religiöser und philosophischer Tendenz verbirgt. [84] Andere bekannte (par)adoxale Lobpreisungen des 16. Jh. sind W. PIRCKHEIMERS *«Lob der Gicht»* (1522), eine philosophisch-konsolatorische Darlegung in der Form einer Gerichtsrede [85], und G. CARDANOS *«Lob des Nero»* (1562). [86] Im ersten Teil dieser staatsmännischen Abhandlung stellt Cardano die Kriterien dar, wonach seines Erachtens Machthaber beurteilt werden sollten; der zweite Teil enthält eine Ver-

teidigung Neros, in der Cardano aufgrund der im ersten Teil dargestellten Kriterien anführt, daß Nero der beste denkbare Fürst für seine Epoche war. Häufig werden die bekannten Deklamationen H.C. AGRIPPAS VON NETTESHEIM *«Über die Noblesse und Vorzüglichkeit der Frau»* und *«Über die Ungewißheit und Eitelkeit der Wissenschaften und Künste, und über die Größe des Wortes Gottes»* als sophistische, nicht-seriöse Aufsätze betrachtet. In Wirklichkeit handelt es sich um theologische Traktate in rhetorischer Form, in denen der Autor den Leser zu überzeugen versucht. [87]

Im Lateinunterricht wurden (par)adoxale Themen manchmal als Übungsstoff gewählt [88], aber einige Humanisten des 16. Jh. wie J.L. VIVES und Scaliger meinten, daß diese Themen beiseite gelassen werden sollten. [89] Das Genre der *«joco-seria»* hat seine größte Blüte erst in der Barockzeit. [90] In dieser Epoche dient es auch als Erholungslektüre, wie Radau darlegt: *«Wenn jemand dergleichen Themen seriös behandelt, wird er von vernünftigen Leuten ausgelacht und gebrandmarkt wegen seiner Kindlichkeit.»* [91] Ähnlich bemerkt Morhof über den Sammelband mit *«joco-seria»* von C. DORNAVIUS' *«Amphitheatrum sapientiae Socraticae joco-seriae»* (1619): *«Es gibt vieles hier, das zur anständigen Erholung und mit Vergnügen gelesen werden kann»*. [92] Verschiedene Sammelbände mit scherzhaften Texten und (par)adoxalen Lobpreisungen erscheinen im Laufe des 17. Jh. [93] Der berühmteste und vollständigste dieser Sammelbände ist der soeben erwähnte des C. Dornavius. [94] Er schreibt selber u.a. ein Lob des Käfers, der Lilie, der Eiche, des Obstbaumes und des Heiratskranzes. Der erste Teil seines *«Amphitheatrum»* enthält Lobpreisungen von Tieren, Pflanzen und nichtswürdigen Sachen (zum Beispiel Haar, Bart, Kot, Schatten usw.), der zweite Teil die Lobpreisungen der berühmtesten Personen und schädlichen Sachen. [95] Die Übersetzungen wichtiger lateinischer Texte [96] bescheren der (para)adoxalen Lobpreisung später auch eine Blütezeit in den volkssprachlichen Literaturen des Barockzeitalters.

Anmerkungen:

1H. Schanze (Hg.): *Rhetorik. Beitr. zu ihrer Gesch. in Deutschland vom 16.–20. Jh.* (1974) 221–292; J.J. Murphy: *Renaissance Rhetoric. A Short-Title Catalogue of Works on Rhetorical Theory from the Beginning of Printing to A.D. 1700, with Special Attention to the Holdings of the Bodleian Library* (New York/London 1981). – **2**D.G. Morhof: *Polyhistor litterarius*, B. 6, Kap. 1 (*De scriptoribus rhetoricis*), in: *Polyhistor litterarius, philosophicus et practicus* (1747; ND 1970), Bd. 1, 941–956. – **3**Rhet. Graec. Sp., Bd. 2, 556–558; Bd. 3, 2–4. – **4**Rhet. Graec. Sp., Bd. 2, 11–12. – **5**Bd. 3, 140–142. – **6**Rhetorica contracta sive partitiones oratoriae (Leiden 1640), B. 1, Kap. 4, 21. – **7**J. O'Malley: *Praise and Blame in Renaissance Rome. Rhetoric, Doctrine and Reform in the Sacred Orators of the Papal Court*, c. 1450–1521 (Durham 1979) 45–46. – **8**ebd. 45–46. – **9**Rhetoricorum libri V (Venedig o.J.) [UB Leiden 715 A 10], fol. 48^v–49^r. – **10**Erasmus Conscr. ep., 513. – **11**Cic. De or. II, 341; Quint. III, 7, 2. – **12**Vossius B. 1, Kap. 4, 1, 27. – **13**Erasmus Ciceron., 654–655. – **14**De recta pronuntiatione latini graecique sermonis, in: *Amsterdamer Ausg.*, I-4 (1973) 100–101, Z. 913–941, über eine Gesandtschaft am Hofe Maximilians I. – **15**De eloquentia sacra et humana, B. 10, Kap. 1 (Paris 1623) 576–577. – **16**s. für Cressolles und die lit. Kultur der Barock im allg. das grundlegende Werk von M. Fumaroli: *L'âge de l'éloquence. Rhétorique et «res literaria» de la Renaissance au seuil de l'époque classique* (Genf 1980; ND Paris 1994). – **17**Orator extemporaneus (Amsterdam 1651) 145–146. – **18**Initia rhetorica (Leipzig 1784) 21–23. – **19**Rhetoricorum libri V [9] 49^v–50^r. – **20**Melanchthon Sp. 449. – **21**Novus Candidatus rhetoricae (Maastricht 1755) 391. – **22**Agricola B. 2, Kap. 16, 306, Z. 76ff. – **23**Agricola B. 3, Kap. 13, 526–

527; 528–530. – **24** Melanchthon Sp. 449. – **25** W.J. Ong, S.J.: Ramus, Method and the Decay of Dialogue (Cambridge/London 1958; ND 1983) 156. – **26** Melanchthon, Sp. 421; so auch C. Valerius: In universam bene dicendi rationem tabula (Antwerpen 1568) 29–30. – **27** Rhetoricorum libri V [9], fol. 1^v. – **28** Agricola B. 3, Kap. 13, 526–532. – **29** Valerius [26] 35. – **30** Vossius B. 1, Kap. 5, 5, 50. – **31** De arte rhetorica libri III (1560, Ausg. Antwerpen 1722) 38–39. – **32** Agricola, B. 3, Kap. 3, 444–454; Erasmus Copia, 32; Caussin [15] B. 4–5, 181–302; Vossius, B. 2, Kap. 15, 5, 317–320 und B. 3, Kap. 5, 7, 378–379; Ernesti [18] 19–21. – **33** Rhetorica ecclesiastica (1576) B. 2, Kap. 3, Ausg. Paris 1635, 58–59; siehe auch B. 3, Kap. 1, 138–139, wo Granada nach dem Vorbild Agricolae die *amplificatio* zu der *inventio* rechnet. – **34** Vossius B. 1, Kap. 5, 36, 99–100 und B. 2, Kap. 15, 5, 317–319. – **35** Erasmus Eccl., 48, Z. 882–98, Z. 902, so auch in «De Copia». – **36** Morhof [2] B. 6, Kap. 4, 984–985. – **37** Erasmus Eccl. 268–274, Z. 484–594; s. auch 316, Z. 720–328, Z. 20. – **38** Granada [33], Ausg. Paris 1635, B. 4, Kap. 3, 250–261. – **39** O'Malley [7] 47–48. – **40** De officiis concionatoris (1529), in: Supplementa Melanchthoniana, hg. v. P. Drews, F. Cohrs, Bd. 2 (1929, ND 1968) xxi. – **41** Agricola B. 3, Kap. 13, 528. – **42** Scaliger B. 3, Kap. 110; Bd. 3, 146–149. – **43** Rhetorica contracta [6] 21. – **44** Vossius B. 1, Kap. 5, 4, 49. – **45** Caussin [15] 576. – **46** ebd. – **47** Vossius B. 1, Kap. 5, 4, 49–50. – **48** Ernesti [18] 34ff. – **49** z. B. Georg von Trapezunt [9] fol. 51^r. – **50** Cic. Inv. II, 176–177; I, 34–36 und II, 28–37 für die «loci a persona»; Georg von Trapezunt [9] 14^r. – **51** ebd. fol. 51^r. – **52** ebd. fol. 50^r. – **53** Agricola B. 3, Kap. 13, 526–532. – **54** Melanchthon, Sp. 448–449. – **55** Inst. Or., 102–109. – **56** Vossius B. 1, Kap. 5, 2, 46–49. – **57** ebd. B. 1, Kap. 5, 6–40, 51–111. – **58** Rhetorica contracta [6] 20–40. – **59** Caussin [15] B. 10, Ausg. Paris 1623, 576–641. – **60** Novus candidatus rhetoricae [21] T. 3: Dissertatio de nobilissimo dicendi genere, hoc est, de panegyrico seu laudatione, 330–399. – **61** Radau [17] 146–149. – **62** C.S. Baldwin: Renaissance Literary Theory and Practice. Classicism in the Rhetoric and Poetic of Italy, France and England 1400–1600 (New York 1939) 39–41; D.A. Larusso: Rhetoric in the Italian Renaissance, in: Murphy RE 50 und Anm. 39; J.W. Binns: Intellectual Culture in Elizabethan and Jacobean England. The Latin Writings of the Age (Leeds 1990) 172–173. – **63** Caussin [15] B. 10, Kap. 8–14, 602–614. – **64** Radau [17] 189–473. – **65** Ernesti [18] 118–131. – **66** Caussin [15] B. 10, Kap. 9–11, 605–611; Radau [17] 189–296, 362–379. – **67** Ernesti [18] 123–130. – **68** Caussin [15] B. 10, Kap. 13 (Dankrede), 612–613; Radau [17] 394–427; Ernesti ebd. 123–130 (Gratulationsrede, bei Gelegenheit von Heiraten, Geburtstagen, Amtseinführungen, Regierungs-Antritten, der Ankunft des Fürsten, der Eröffnung von Schul- oder Kirchengebäuden, und sonstigen feierlichen Gelegenheiten). – **69** Caussin [15] B. 10, Kap. 14, 614; Radau [17] 470–472. – **70** Caussin [15] B. 10, Kap. 12, 611–612; Radau [17] 296–362; Ernesti [18] 130–131; s. J. McManamon: The Ideal Renaissance Pope: Funeral Oratory from the Papal Court, in: Archivum Historiae Pontificiae 14 (1976) 9–70. – **71** Radau [17] 379–394; 428–439; 440–460; 461–469. – **72** vgl. O'Malley [7]. – **73** s. M. Campanelli: *l'Oratio e il 'genere' delle orazioni inaugurali dell'anno accademico* in: S. Rizzo (Hg.): Lorenzo Valla. Orazione per l'inaugurazione dell'anno accademico 1455–1456. Atti di un seminario di filologia umanistica (Rom 1994) 25–61, mit zahlreichen Verweisen auf Quellen und Sekundärlit.; C. Trinkaus: A Humanist's Image of Humanism: The Inaugural Orations of Bartolommeo della Fonte, in: Studies in the Renaissance 7 (1960) 90–147. – **74** s. eine Übersicht für das 16. Jh. in: M. van der Poel: De declamatio bij de humanisten (Nieuwkoop 1987) 344–350 (English summary). – **75** s. J.B. Trapp: Dichterkrönung, in: LMA, Bd. 3 (1986). – **76** Morhof [2] B. 6, Kap. 3, 973–983. – **77** ders. [2] B. 6, Kap. 4, 983–1000. – **78** Baldwin [62] 40. – **79** Morhof [2] B. 6, Kap. 3 («de oratoribus recentioribus»), 978–979. – **80** A. Matthias (Hg.): Eloquentiae Latinae exempla (Leipzig 21832), mit 18 Reden von M.-A. Muretus (1526–1585), 9 von I.A. Ernesti (1707–1781), 2 von D. Ruhnken (1723–1798) und 5 von Paolino di San Giuseppe (1681–1754). – **81** M. van der Poel: *Paradoxon et adoxon chez Ménandre le rhéteur et chez les humanistes du début du XVIe siècle*. A propos du «De incertitudine et vanitate scientiarum» d'Agrippa de Nettesheim, in: R. Landheer, P.J. Smith (Hg.): Le paradoxe en linguistique et en littérature (Genf 1996) 203–211. – **82** siehe

A.S. Pease: Things without Honor, in: Classical Philology 21 (1926) 27–42. – **83** van der Poel [81] 214. – **84** siehe M.A. Screech: Erasmus: Ecstasy and the Praise of Folly (London 1980); M. Geraldine, C.S.J.: Erasmus and the Tradition of Paradox, in: Studies in Philology 61 (1964) 41–63 bespricht die wichtigsten Tendenzen und einige Bsp. meist lat. Paradoxien im 16. Jh. – **85** W.P. Eckert, C. v. Imhoff: W. Pirckheimer, Dürers Freund im Spiegel seines Lebens, seiner Werke und seiner Umwelt (1971) 184–218, mit Übers. – **86** Ausg. mit Komm. und Übers. v. N. Eberl (1994). Cardano schrieb auch ein Lob der Gicht, der Geometrie und der Medizin. – **87** s. zum Interpretationsproblem der Deklamationen Agrippas: M. van der Poel: Cornelius Agrippa, The Humanist Theologian and His Declamations (Leiden 1997). – **88** s. z.B.: M. Junius: Methodus eloquentiae comparandae (1591), Ausg. 1609, 160–161. – **89** J.L. Vives: De causis corruptarum artium (1531), in: Opera omnia, Bd. 6 (Valencia 1785; ND London 1962) 359; Scaliger, B. 3, Kap. 117; Bd. 3, 168–169. – **90** s. E.P. Kirk: Menippean Satire. An Annotated Catalogue of Texts and Criticism (New York/London 1980) 93–110. – **91** Radau [17] 4. – **92** Morhof [2] B. 1, Kap. 21, par. 45, 246. – **93** z.B.: Facetiae facetiarum, hoc est ioco-seriorum fasciculum (Leipzig 1600; Frankfurt 1605); Argumentorum ludicrorum et amoenitatum scriptores varii (Leiden 1623); Dissertationum ludicarum et amoenitatum scriptores varii (Leiden 1638, erweiterte Aufl. 1644); Admiranda rerum admirabilium encomia^a (Nijmegen 1666). – **94** Amphitheatrum sapientiae Socraticae joco-seriae, etc., 2 Bde. (Hanau 1619). – **95** s. die Übersicht in: A. Hauffen: Zur Lit. der ironischen Enkomien, in: Vierteljahrsschrift für Literaturgesch. 6 (1893) 161–185. – **96** E.N.S. Thompson: The Seventeenth-Century English Essay (Iowa 1926), Kap. 8: paradoxes and problems, 94–105; A.E. Malloch: The Techniques and Function of the Renaissance Paradox, in: Studies in Philology 53 (1956) 191–203; H.K. Miller: The Paradoxical Encomium with Special Reference to its Vogue in England, 1600–1800, in: Modern Philology 53 (1956) 145–177; Ch.O. McDonald: The Rhetoric of Tragedy. Form in Stuart Drama (Boston 1966) 89–92; Kirk [90]; Th. Verweyen: Apophthegma und Scherzrede. Die Gesch. einer einfachen Gattungsform und ihrer Entfaltung im 17. Jh. (1970).

Literaturhinweise:

K. Müllner: Reden und Briefe ital. Humanisten (Wien 1899; ND 1970). – B. Gibert: Jugemens des savans sur les auteurs qui ont traité de la rhétorique, avec un précis de la doctrine de ces auteurs (1725; = A. Baillet, Jugemens des savans sur les principaux ouvrages des auteurs, Bd. 8; ND Hildesheim/New York 1971), Bd. 4, 160–391. – J.-D. Müller: Dt.-lat. Panegyrik am Kaiserhof und die Entstehung eines neuen höfischen Publikums in Deutschland, in: A. Buck u.a. (Hg.): Europ. Hofkultur im 16. und 17. Jh. (1981) 133–140. – B. Bauer: Jesuit. «ars rhetorica» im Zeitalter der Glaubenskämpfe (1986). – J.M. McManamon: Funeral Oratory and the Cultural Ideals of Italian Humanism (Chapel Hill/London 1989). – F. Slits: Het Latijnse stededicht. Oorsprong en ontwikkeling tot in de zeventiende eeuw (Amsterdam 1990).

M. van der Poel

→ Amplificatio → Byzantinische Rhetorik → Descriptio → Enkomion → Epideiktische Beredsamkeit → Herrscherlob → Inauguralrede → Lobrede → Paradoxe, das → Scherz → Tadelrede

Lautmalerei (griech. ὀνοματοποιία, onomatopoiía; lat. fictio nominis, nominatio; dt. auch Klangmalerei, Onomatopöie; engl. onomatopoeia; frz. onomatopée; ital. onomatopea)

A. Def. – B.I. Antike. – II. Mittelalter. – III. Frühe Neuzeit. – IV. Moderne.

A. Der Begriff «L.» bezeichnet die sprachliche Nachahmung oder lautliche Nachbildung einer nicht-sprachlichen akustischen Sinneswahrnehmung. Er meint sowohl Schallwörter im engeren Sinne als auch die vielfältigen

Formen der sprachlichen Gestaltung von Geräusch- und Klangimitationen im weiteren Sinne. L. umfaßt einerseits Wörter und Wortteile, andererseits Reihen von Wörtern und Wortteilen (zum Beispiel in lautmalenden Alliterationen) und schließt Neuschöpfungen von Wörtern (Neologismen) ebenso ein wie fest lexikalisierte Einheiten. Das lautmalende Imitat stellt eine Nachbildung, nicht aber eine Reproduktion eines akustischen Eindruckes dar; es kann diesen Eindruck aufgrund der Grenzen der menschlichen Artikulationsmöglichkeiten nur bedingt und unvollständig wiedergeben. Insbesondere ist jede onomatopoetische Imitation als interpretativ zu verstehen, wie das berühmte Beispiel des in diversen Einzelsprachen und auf deren differenten Sprachstufen so unterschiedlich nachgebildeten Hahnenschreies belegt [1]; demnach sind lautmalende Nachbildungen abhängig von den sprachlichen und den kulturellen Konventionen und Standards bestimmter Sprechergemeinschaften. L. begegnet in allen Sprachen, allerdings mit stark variierender Häufigkeit je nach Sprechergemeinschaft, Kommunikationssituation, ästhetischen Implikationen und anderen Faktoren mehr. [2] Besonders ausgeprägt und häufig finden sich Formen der L. im frühkindlichen Sprechen, in bestimmten Dialekten und in den Texten spezifischer literarischer Strömungen (zum Beispiel im Dadaismus).

Die vielfältigen Formen der L. lassen sich grob und ohne feste Grenzen in drei Untergruppen aufteilen: 1. Die direkte Wiedergabe eines Geräusches oder Klanges durch eine Reihe von Lauten, die eben dieses Geräusch oder diesen Klang repräsentieren sollen. Hierunter ist beispielsweise die Nachahmung von Tierlauten in Alltagssituationen oder im Drama zu rechnen. 2. Die Benennung einer akustischen Sinneswahrnehmung durch ein Wort, das in seinen Lauten diese Sinneswahrnehmung teilweise oder vollständig imitiert, jedoch nach den sprachüblichen syntaktischen und grammatikalischen Regeln verwendet wird. Dazu zählen unter anderem Verben, die bestimmte Geräusche aus der Natur bezeichnen und gleichzeitig in ihrer Lautgestalt nachahmen. 3. Die vor allem in literarischen Texten praktizierte auffällige Häufung oder Wiederholung bestimmter Laute innerhalb einer Wortgruppe. Ziel der Verwendung dieses onomatopoetischen Verfahrens kann sowohl die Steigerung der Wirkung oder die Hervorhebung eines einzelnen lautmalenden Wortes als auch – eine spezifische Lautsymbolik vorausgesetzt – die Evozierung gewisser Emotionen, sinnlicher oder gar synästhetischer Effekte bei den Rezipienten sein. [3]

In der Rhetorik wird L., je nach begrifflichem Zuschnitt, an verschiedenen systematischen Orten erfaßt und diskutiert. 1. Sie gilt als Tropus, insofern sie das Verfahren benennt, Wörter durch Laute zu ersetzen, die einer akustischen Sinneswahrnehmung angepaßt sind. [4] 2. Ebenfalls im Rahmen des Redeschmucks in den Einzelwörtern wird L. auch als Neologismus kategorisiert, wenn es sich um die Neubildung eines Wortes handelt, mit dem ein akustischer Eindruck imitiert werden soll. [5] 3. Als Wortfigur (Figurenlehre) wird L. hingegen verstanden [6], wenn Geräusche oder Klänge durch Häufung oder Wiederholung bestimmter Laute innerhalb einer Wortgruppe nachgeahmt werden. 4. Gleichfalls im Kontext des Redeschmucks in den Wortverbindungen, und zwar der Wortfügung, wird L. außerdem als eine Form des Homoioprophoron, der häufigen Wiederholung eines Konsonanten oder einer Silbe in einer Wortgruppe,

angesehen (Alliteration). [7] 5. Schließlich erfährt L. als Gestaltungsmittel des sprachlichen Ausdrucks innerhalb der *elocutionis virtutes et vitia* unterschiedliche Bewertung. So wird die Verwendung von Wortneuschöpfungen in der Rede gelegentlich eher zurückhaltend beurteilt [8], strikt abgelehnt [9] oder von der Angemessenheit innerhalb der jeweiligen Textgattung abhängig gemacht. [10]

Besonderen Stellenwert über ihre Bedeutung als rhetorisches und literarisches Stilmittel hinaus besitzt die L. in Diskussionen um den Ursprung der Sprache (Ursprachentheorie). 1. Seit der Antike postulieren Vertreter der sog. phýsei-Lehre immer wieder die Entstehung von Sprache aus der lautmalenden Nachahmung sinnlicher Wahrnehmungen. Zeichen und Bezeichnetes stehen somit in einer inneren, einer onomatopoetischen Beziehung. Die Vertreter der entgegengesetzten thései-Lehre gestehen vereinzelte lautmalende Wortbildungen zu, leugnen aber jenen prinzipiellen Zusammenhang. Die grundsätzlich arbiträr gedachte Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem beruht demgemäß auf Konvention. 2. In einer Modifikation der phýsei-Lehre wiederum wird nicht den ganzen Worten, sondern einzelnen ihrer Laute Signifikanz hinsichtlich des Bezeichneten beigegeben. Einzelne Wortbestandteile, etwa helle oder dunkle Vokale, harte oder weiche Konsonanten, werden – manchmal im Rahmen komplexer lautsymbolischer Systeme – in Zusammenhang mit akustischen oder sogar abstrakten Eigenschaften des Bezeichneten gebracht. [11] 3. Die offenkundigen Probleme der phýsei-Lehre wie auch lautsymbolischer Systeme mit der Empirie werden gelegentlich in einer christlich fundierten Natursprachentheorie aufgefangen: Die Kongruenz von Zeichen und Bezeichnetem war in der adamischen Ursprache noch garantiert, weil der erste Mensch die Sprache der von Gott geoffenbarten Natur verstand und in seinen Namen gebungen vollständig reproduzierte; durch den Sündenfall jedoch wurde diese Beziehung zerrissen. [12]

B.I. Antike. Theoretische Äußerungen zur L. lassen sich, abgesehen von allgemeinen Forderungen nach wohlklingender Gestaltung einer Rede, in Lehrbüchern der Rhetorik nur bis in das 1. vorchristliche Jh. zurückverfolgen. Der Akzent liegt dabei vorwiegend auf onomatopoetischen Neologismen (*nominatio, fictio nominis*), deren sparsame Verwendung zur Benennung von Gegenständen und Vorgängen, für die keine oder keine zutreffende Bezeichnung existiert, unter anderem die ›Rhetorica ad Herennium‹ [13] und QUINTILIAN [14] befürworten. Letzterer hält auch den häufigen Einsatz dieses rhetorischen Verfahrens in der griechischen im Gegensatz zur lateinischen Literatur fest. [15] HORAZ dagegen spricht sich explizit für einen maßvollen Einsatz von Wortschöpfungen auch in der lateinischen Literatur aus. [16] TRYPHON faßt unter dem Tropus ›onomatopoiia‹ sieben verschiedene Formen der Neubildung von Wörtern, auch solche ohne lautmalende Komponente. [17] Seltener wird die L. als gehäufte onomatopoetische Wiederholung einzelner Laute verstanden und tendenziell als Fehler eingestuft. [18] In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten verlagert sich das Schwergewicht der Bedeutung des Begriffs ›onomatopoiia‹ sukzessive von der Wortneuschöpfung zur Klangmalerei. [19] Theoretische Äußerungen zur Lautsymbolik und entsprechende stilkritische Forderungen nach einer onomatopoetischen Übereinstimmung von Zeichen und Bezeichnetem finden sich unter anderem bei DIONYSIOS VON HALIKARNASSOS. [20]

In der griechischen und lateinischen Literatur wird die L. häufig als Stilmittel eingesetzt. Dies gilt sowohl für

onomatopoetische Wortschöpfungen (beispielsweise bei HOMER [21]) als auch für die lautliche Nachbildung oder sprachliche Nachahmung von Tierlauten (etwa der Frösche bei ARISTOPHANES) und von Klängen und Geräuschen (zum Beispiel Fanfarenschall bei ENNIUS [22]). Die klangsymbolische Häufung und Wiederholung spezifischer Laute ist ebenfalls, etwa bei OVID [23] und VERGIL [24], gebräuchlich.

In der antiken Sprachphilosophie nehmen L. und Lautsymbolik als Erklärungen für den Ursprung der Sprache eine zentrale, jedoch höchst umstrittene Stellung ein. PLATON erläutert, ausgehend von vorsokratischen Traditionen [25], in seinem Dialog *«Kratylos»* ausführlich die Konzepte des onomatopoetischen Sprachursprungs und der lautsymbolischen Entsprechung von Zeichen und Bezeichnetem, falsifiziert sie aber anhand konkreter Gegenbeispiele. [26] Doch auch in den folgenden Jahrhunderten wird die phýsei-Lehre immer wieder von wichtigen Gelehrten vertreten, unter anderem von vielen Stoikern [27] und von NIGIDIUS FIGULUS. [28]

II. Mittelalter. Die Rhetorik- und Grammatiklehrbücher des Mittelalters übernehmen die spätantike Verengung des Begriffs *«onomatopoiia»* auf die lautmalende oder lautsymbolische Komposition von Wörtern oder Wortgruppen. Dementsprechend behandeln die meisten Autoren, unter anderem ISIDOR VON SEVILLA, ALKUIN und ALEXANDER VON VILLA DEI, die L. im Kontext der Tropen als den Einsatz klangimitierender Wörter. [29] GERVASIUS VON MELKLEY nennt zwar das Verfahren der onomatopoetischen Wortschöpfung (*inventio nominis a sono*), stellt aber fest, daß es außer Gebrauch gekommen sei. [30] BEDA erweitert die gängigen Belege für L. aus der antiken Literatur um Beispiele aus der Bibel und aus den verbreiteten Glossaren mit Sammlungen von Tierstimmen. [31]

Gelegentliche Verwendung findet die L. in der lateinischen volkssprachlichen Literatur. Auf klangmalende und lautsymbolische Gestaltungsformen greifen zum Beispiel SERLO VON WILTON, CHRÉTIEN DE TROYES und GOTTFRIED VON STRASSBURG zurück. [32] OSWALD VON WOLKENSTEIN und NEIDHART VON REUENTAL imitieren Tierlaute in ihrer Lyrik. [33] DANTE ALIGHIERI reflektiert zu Beginn des 32. Gesanges des *«Inferno»* das Problem, die Schrecknisse des Höllengrundes in angemessener sprachlich-lautlicher Form zu beschreiben; theoretisch klassifiziert er verschiedene Kategorien der Entsprechung von Worten und Dingen in *«De vulgari eloquentia»*. Auf dem Feld der Sprachphilosophie bleibt die Onomatopöie in der mittelalterlichen Fachliteratur zwar präsent, büßt jedoch gegenüber anderen Sprachursprungstheorien an Bedeutung ein. [34]

III. Frühe Neuzeit. Die Rhetoriklehrbücher von Renaissance, Reformation und Barock übernehmen weitgehend die tradierte Einordnung und Definition der L. sowie die klassischen literarischen Beispiele dafür. STURM und VOSSIUS heben, deutlicher als dies bislang formuliert wurde, den Unterschied zwischen bloßen Schallwörtern (wie manchen Partikeln und Interjektionen) und Substantiven oder Verben, die das von ihnen Bezeichnete gleichzeitig klanglich imitieren, hervor. Auch die volkssprachlichen Poetiken des 17. Jh. empfehlen den mäßigen Einsatz des Tropus L. als Stilmittel. [35] ALEXANDER POPE fordert in seinem *«Essay on Criticism»* die Übereinstimmung von Inhalt und Klang in lyrischen Texten und illustriert dies am Beispiel einer Darstellung des Westwindes durch eine Häufung von weichen Konsonanten. [36]

Eine Reihe von Autoren der frühen Neuzeit greift gerne auf die L. zur Imitation von Tierstimmen, Naturlauten und Musikinstrumenten zurück. FISCHART bedient sich dieses rhetorischen Verfahrens so stark und differenziert wie kein anderer deutscher Schriftsteller seiner Zeit. Auch lautsymbolische Gestaltungsformen, vor allem die Häufung explosiver Konsonanten, verwendet beispielsweise LUTHER als sprachlichen Ausdruck für die absolute Allmacht Gottes. Spezifische poetologische Bedeutung jedoch erhält die L. bei einigen deutschen Barockautoren, unter anderem HARSDÖRFFER, SCHOTTELIUS und ZESEN. Das Deutsche zeichnet sich ihrer Ansicht nach durch eine außerordentliche Nähe zur vollständig onomatopoetisch gedachten Ursprache aus. Lautgestalt und Bedeutung der Wörter der deutschen Sprache stehen daher in einem besonders engen Verhältnis, und ihr herausragendes Alter und ihre Würde sollen durch ungewöhnlich klangreiche literarische Texte belegt werden. [37]

IV. Moderne. Seit dem 18. Jh. werden klangmalende und lautmybolische Verfahren vornehmlich innerhalb der Literatur thematisiert und aktualisiert. Im Sturm und Drang und in der Romantik, später auch im Expressionismus, steht die L. im Dienste der Intensivierung von Naturdarstellung einerseits und der Musikalisierung und synästhetischen Übersteigerung von Texten andererseits, so beispielsweise in Balladen GOETHES und in Gedichten des NOVALIS. Eben diese Funktion soll die gesteigert eingesetzte L. bei WAGNER im Rahmen des größeren Konzepts des Gesamtkunstwerks übernehmen. Auch mit lautsymbolischen Gestaltungsformen wird in der deutschsprachigen Literatur des 18. und 19. Jh. immer wieder, teils auf der Grundlage einer magischen oder mystischen Buchstabendeutung, gearbeitet, zum Beispiel von HEINSE und BRENTANO.

Vorbereitet von Texten POES und BAUDELAIRES, in denen auffällige synästhetische und onomatopoetische Effekte eine Entrückung des Rezipienten aus der Alltagswirklichkeit initiieren sollen, bedient sich die symbolistische Dichtung in Frankreich seit den achtziger Jahren des 19. Jh. programmatisch der L. Die intensive Musikalisierung der Lyrik steht bei MALLARMÉ, Valéry, Verlaine und anderen im Zeichen einer Aktivierung der suggestiven Kraft der Worte und der Freilegung ihrer irisierenden Vieldeutigkeit und Vielschichtigkeit sowie der Eröffnung einer geheimnisvollen Dimension der rationalistischen spätbürgerlichen Realität. [38] Im Zuge der außerordentlich breiten internationalen Wirkung des französischen Symbolismus wird L. während der folgenden Jahrzehnte zu einer zentralen literarischen Strategie. [39] Innerhalb des deutschsprachigen Raums nützen beispielsweise GEORGE, HOFMANNSTHAL, RILKE und TRAKL verstärkte Häufungen oder Kontrastierungen bestimmter Vokale oder massive Wiederholungen spezifischer Laute zur Herstellung eines Zusammenhangs zwischen Wortklang und Wortbedeutung. [40] Zu Beginn des 20. Jh. formuliert der Dadaismus die akustische Inszenierung von Texten abseits aller semantischen und syntaktischen Signifikanz sowie die Verabschiedung einer erstarrten und allzu oft mißbrauchten Schriftsprache als Programm. [41] Hier avanciert die L., etwa bei BALL und SCHWITTERS, zu einer elementaren poetischen Strategie. Dieser hohe Stellenwert bleibt in der *«Konkreten und Experimentellen Poesie»*, die sich ebenfalls intensiv mit der Materialität sprachlicher Zeichen auseinandersetzt, erhalten. Akustische Inszenierungen von Texten durch ihre Autoren (etwa Jandl) werden bald

auch über Tonträger vervielfältigt. [42] In der modernen Populärkultur schließlich findet die Lautmalerei als Mittel der Affekterregung, unter anderem in der Trivialliteratur [43] und im Comic Strip, breite Verwendung. [44]

In Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft erhalten klangmalerische und lautsymbolische Konzepte im Rahmen von Sprachursprungstheorien durch HERDER und W. VON HUMBOLDT sowie die Anthroposophie wieder größere Beachtung. [45] Der Streit zwischen phýsei- und thesei-Lehre wird dadurch neu belebt und bleibt bis weit in das 20. Jh. hinein in verschiedenen Modifikationen diskursiv präsent. [46] Seit der breiten Rezeption der These DE SAUSSURES allerdings, daß die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem völlig arbiträr sei, gilt die Theorie des onomatopoeischen Sprachursprungs weithin als unhaltbar.

Anmerkungen:

1 vgl. G. Kahlo: Der Irrtum der Onomatopoeiker, in: *Phonetica* 5 (1960) 37f.; U. Gaier: Form und Information (1971) 20. – 2 vgl. Gaier [1] 23. – 3 vgl. W. Kayser: Die Klangmalerei bei Harsdörffer (1932) 7–11; H. Henzler: Art. ‚Laut- und Klangmalerei‘, in: W. Killy (Hg.): *Lit. Lex.*, Bd. 13 (1992) 502f. – 4 vgl. Quint. VIII, 6, 31; IX, 1, 5. – 5 vgl. Cic. *De or.* III, 38, 154. – 6 vgl. Quint. IX, 1, 3. – 7 vgl. Lausberg *Hb.*, § 975. – 8 vgl. *Auct. ad Her.* IV, 42. – 9 vgl. Quint. I, 5, 72. – 10 vgl. Cic. *Or.* 68. – 11 vgl. E. Fenz: *Laut, Wort, Sprache und ihre Deutung* (Wien 1940) 85ff. – 12 vgl. Gaier [1] 20–22; W.P. Klein: *Am Anfang war das Wort* (1992) 204–216. – 13 vgl. *Auct. ad Her.* IV, 42. – 14 vgl. Quint. VIII, 6, 31–33. – 15 vgl. Quint. I, 5, 72; VIII, 6, 31. – 16 vgl. *Hor. Ars* 47–72. – 17 vgl. Tryphon, *Perí trópn* I, 8; Martin 269. – 18 vgl. *Auct. ad Her.* IV, 18. – 19 vgl. Kayser [3] 95–97. – 20 vgl. *ders.* 91–94. – 21 vgl. *Homer, Ilias* IV, 125; *Odyssee* IX, 394. – 22 vgl. *Ennius, Annales* 140. – 23 vgl. *Ovid, Metamorphosen* VI, 376. – 24 vgl. *Vergil, Aeneis* III, 570–576. – 25 vgl. M. Rubinyi: *Das Problem der Lautnachahmung*, in: *GRM* Bd. 5 (1913) 497f. – 26 vgl. *Platon, Kratylus* 422c–427d; 434c–437d; vgl. J. Derbolav: *Der Dialog ‚Kratylus‘ im Rahmen der platonischen Sprach- und Erkenntnisphilosophie* (1953); R. Schraetter: *Die Sprachursprungsfrage in Platons ‚Kratylus‘*, in: J. Gessinger, W. v. Rahden (Hg.): *Theorien vom Ursprung der Sprache*, Bd. 1 (1989) 42–64. – 27 vgl. Rubinyi [25] 501f. – 28 vgl. *Gellius, Noctes atticae* X, 4. – 29 vgl. Kayser [3] 97–99; U. Krewitt: *Metapher und tropische Rede in der Auffassung des MA* (1971) *passim*. – 30 vgl. Krewitt [29] 377. – 31 vgl. Kayser [3] 98; 212–216. – 32 vgl. Kayser [3] 99; *Arbusow* 44; *Gottfried von Straßburg, Tristan* 1729–34; 1751–54. – 33 vgl. J. Goheen: *Ma. Liebeslyrik von Neidhart von Reuenthal bis zu Oswald von Wolkenstein* (1984) 81f. – 34 vgl. L. Kaczmarek: *Aspekte scholastischer Sprachursprungstheorien*, in: Gessinger, Rahden [26] Bd. 1, 69. – 35 vgl. *Vossius Pars II*, p. 241–244; Kayser [3] 99–114. – 36 vgl. A. Pope: *An Essay in Criticism* (1711/1972) V. 365–372. – 37 vgl. Kayser [3] *passim*. – 38 vgl. z.B. M. Müller: *Musik und Sprache – zu ihrem Verhältnis im frz. Symbolismus* (1983); P. Hoffmann: *Symbolismus* (1987) 121 u. ö. – 39 vgl. z.B. U. Fusen: *Akustische Dimensionen und musikalische Parallelen in der Lyrik der Poeti-Musicisti Eugenio Montale und Giorgio Caproni* (1995). – 40 vgl. z.B. H. Wetzel: *Klang und Bild in den Dichtungen Georg Trakls* (1968) 108–142; M. Melenk: *Die Baudelaire-Übersetzungen Stefan Georges* (1974) 68–83. – 41 vgl. E. Philipp: *Dadaismus* (1980) 184–197. – 42 vgl. C. Scholz: *Unters. zur Gesch. und Typologie der Lautpoesie*, Bd. 1 (1989) *passim*. – 43 vgl. G. Ueding: *Aufklärung über Rhet.* (1992) 90. – 44 vgl. F. Wienhöfer: *Unters. zur semiotischen Ästhetik des Comic Strip unter bes. Berücksichtigung von Onomatopoesie und Typographie* (1979); E. J. Havlik: *Lex. der Onomatopöien, der lautmalenden Wörter im Comic* (1981). – 45 vgl. Rubinyi [25] 504–506; A. Debrunner: *Lautsymbolik in alter und neuester Zeit*, in: *GRM* 14 (1926) 321–338. – 46 A. Wellek: *Witz, Lyrik, Sprache* (1970) 144–200.

Literaturhinweise:

J.-G. Kohl: *Über Klangmalerei in der dt. Sprache* (1873). – T. Curti: *Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des*

Schalles (1885). – A. Stein: *Structures of Sound in Milton's Verse*, in: *The Kenyon Review* 15 (1953) 266–277. – H. Wissemann: *Unters. zur Onomatopöie*, T. 1 (1954). – M. Groß: *Zur linguistischen Problematisierung des Onomatopoeischen* (1988). – J.F. Graham: *Onomatopoeics* (1992). – A. Piette: *Remembering and the Sound of Words – Mallarmé, Proust, Joyce, Beckett* (1996).

R. G. Bogner

→ Alliteration → Figurenlehre → Neologismus → Ornatus → Tropus → Ursprache → Wortschöpfungstheorien

Leerformel (engl. empty formula)

A. Mit dem Begriff ‹L.› werden im wissenschaftstheoretischen Herkunftskontext, dem sozialwissenschaftlichen Neopositivismus, Ausdrücke und sprachlich-gedankliche Schemata bezeichnet, deren Sinn sich empirischer Überprüfung oder eindeutiger Interpretation entzieht, deren philosophiegeschichtlicher oder politischer Erfolg aber gerade darauf beruht. Im allgemeinen Sprachgebrauch dient L. als meist abwertende Bezeichnung, um Schlagwörter, Redensarten, Parolen, Slogans und ähnliche formelhafte Ausdrücke als vage oder inhaltsleer zu charakterisieren.

B. Der Ausdruck L. gehört nicht zum traditionellen Repertoire der Rhetorik. Er wurde in den 50er Jahren des 20. Jh. vor allem durch den Wissenschaftstheoretiker E. TOPITSCH geprägt [1], der damit auf der Grundlage der Sprachkritik des ‹Wiener Kreises› explizit an ähnliche Formulierungen bei H. KELSEN (‹empty formula›) und S. WEINBERG (‹leere Worte›) anknüpft. [2] Die sprachkritische Zielrichtung gilt vor allem zentralen Begriffen und Aussagen der Metaphysik, des Naturrechts und der aus diesen Traditionen gespeisten totalitären Ideologien des 20. Jh. Wörter wie ‹das Absolute› [3], Sätze wie ‹bonum est faciendum et malum vitandum› (Das Gute muß man tun und das Schlechte meiden) [4], auch Schemata der Organisation von Denkgebäuden wie die Dialektik [5] werden von Topitsch und anderen Neopositivisten als L. kritisiert – im Falle der Dialektik wird vor allem die grenzenlose Erweiterung des Begriffs der ‹Negation› für den Leerformelcharakter verantwortlich gemacht. [6]

‹Pseudoempirische L.› [7] haben meist die grammatische Form einer Aussage über die Wirklichkeit, sind aber aufgrund mangelnder Präzision oder auch aufgrund verdeckt tautologischen Charakters nicht empirisch überprüfbar und damit unwiderlegbar, aber ohne greifbaren Sachgehalt. So ist eine empirische Überprüfbarkeit des Satzes ‹Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile› nicht gegeben, solange nicht geklärt ist, welche der vielen Bedeutungsvarianten des Ausdrucks ‹Summe› [8] zugrunde gelegt wird und in welchem Sinne die Ausdrücke ‹Ganzes› und ‹Teile› auf empirische Phänomene und deren interne Relationen unterschiedlichster Art bezogen werden. ‹Pseudonormative L.› [9] haben die Form einer Handlungsanweisung, entbehren aber der Eindeutigkeit und Konkretheit. So ist das naturrechtliche Prinzip ‹Suum cuique tribuere› (Jedem das Seine) eine pseudonormative L., weil in ihr kein Kriterium angegeben ist, was denn das Jeweilige eines Menschen ist. Mit Hilfe pseudonormativer L. kann nach Topitsch ‹jede beliebige, bestehende oder erwünschte politische Ordnung oder Einzelmaßnahme verteidigt oder bekämpft werden›. [10] Der Neopositivismus sieht in den philosophiegeschichtlich bedeutenden L. Restbe-

stände von Mythen (z.B. des gnostischen Erlösungsmythos im dialektischen Triadenschema) unter den Bedingungen neuzeitlicher Erkenntnismöglichkeiten und Rationalitätsansprüche: Wo Mythen in Form erfahrungswissenschaftlicher Sätze leicht widerlegbar geworden sind, bietet sich Vertretern von Mythentraditionen als Ausweg eine Strategie der Immunisierung gegen Widerlegbarkeit an, indem zentrale Bestandteile durch Entkonkretisierung und Entpräzisierung in Formen transformiert werden, die trotz des grammatisch-formalen Anscheins von Aussagen über die Wirklichkeit empirisch nicht überprüfbar und damit nicht mehr widerlegbar seien.[11] Aus der Perspektive des Neopositivismus besteht der «Mißbrauch, der mit jenen Leerformeln getrieben wird, [...] nicht darin, daß man sie mit verschiedenen Gehalten füllt, sondern vielmehr darin, daß man sie überhaupt dazu verwendet, Werte und Normen – womöglich mit Anspruch auf Letztgültigkeit – zu begründen».[12]

Das Konzept «L.» stellt einen neopositivistischen Beitrag zur partiellen Lösung des *res-verba*-Problems dar: L. sind *verba*, die den Zugang zu den *res* versperren. Als akzeptables Verfahren zur Bestimmung von *res* wird im Prinzip nur die empirisch-wissenschaftliche Überprüfung zugelassen. Das impliziert die Zulässigkeit ausschließlich solcher *verba*, deren Struktur diese Überprüfbarkeit gewährleistet.

Der Ausdruck «L.» wurde sehr bald auch außerhalb wissenschaftstheoretischer und ideologiekritischer Kontexte als sprachkritisches Schlag- und Kampfwort in die Allgemeinsprache übernommen. Dabei tritt die empirische Überprüfbarkeit als Kriterium für Sachhaltigkeit bzw. «Leere» von Aussagen in den Hintergrund, so daß der Gebrauch des Ausdrucks selbst zur L. werden kann.

Unter rhetorischen Gesichtspunkten macht die breite Akzeptanz typischer L. sie vor allem in der politischen Kommunikation geeignet zur persuasiven Verwendung als *loci communes*, d.h. als Begründungspotentiale mit hohen Konsenschancen. L. mit emotional-normativem Potential dienen hier vor allem der Mobilisierung von Zustimmung und Handlungsbereitschaft. Dabei zeigt sich die «ideologische Polysemie» von L. in konkurrierenden Auslegungen.[13] Wo L. die Konnotation von Hochwertigkeit oder gar das «Pathos der 'Absolutheit'»[14] besitzen, ist ihre Verwendung oft Merkmal des hohen, pathetischen Stils.

Latente Vagheit und Mehrdeutigkeit gilt aus Sicht politischer Kommunikatoren vielfach als sprachliche Tugend, weil dadurch «breite Verständlichkeit» und «Anpassungsfähigkeit an Unvorhergesehenes» erleichtert[15], Dissens kaschiert und politische Integration gefördert werden können.[16] Im Hinblick auf die Berücksichtigung auch dieser Perspektive ist der Begriff L. keine angemessene Bezeichnung für den politischen Sprachgebrauch, weil er unter Vernachlässigungen wichtiger kommunikativer Funktionen von Sprache die empirisch-wissenschaftliche Überprüfbarkeit als Relevanz- und Bewertungskriterium verabsolutiert.

Anmerkungen:

1E. Topitsch: Vom Ursprung u. Ende d. Metaphysik (Wien 1958); ders.: Über L. Zur Pragmatik d. Sprachgebrauchs in Philos. und politischer Theorie, in: ders. (Hg.): Probleme d. Wissenschaftstheorie (Wien 1960) 233–264. – 2 vgl. ders. [1] (1958) 240, 271 und (1960) 244. – 3 vgl. ders. [1] (1960) 244f. – 4 vgl. ders.: Sprachlog. Probleme d. sozialwiss. Theoriebildung, in: ders. (Hg.): Logik d. Sozialwiss. (1968) 17–36, 28. – 5 vgl. ders. [1] (1960) 245ff.; M. Schmid: L. und Ideologiekritik (1972) 50ff. –

6 Topitsch [1] (1960) 251. – 7 ders. [1] (1958) 281. – 8 vgl. E. Nagel: Über d. Aussage: «Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile», in: Topitsch (Hg.) [4] 225–235. – 9 Topitsch [1] (1958) 281. – 10 ders. [4] 28. – 11 vgl. ders. [1] (1960) 234ff. – 12 ebd. 263f. – 13 dazu auch: W. Dieckmann: Sprache in der Politik (1969) 70ff. – 14 Topitsch [1] (1960) 264. – 15 W. Bergsdorf: Über die Schwierigkeit des politischen Sprechens in der Demokratie, in: R. Wimmer (Hg.): Sprachkultur. Jb. 1984 des Inst. f. dt. Sprache (1985) 184–195, 189. – 16 vgl. J. Klein: Politische Rhet. Eine Theorieskizze in rhetorik-kritischer Absicht mit Analysen zu Reden von Goebbels, Herzog und Kohl, in: SuL 75/76 (1995) 62–99, 84ff.

J. Klein

→ Formel → Locus communis → Polysemie → Res-verba-Problem → Schlagwort → Stereotyp → Topos → Wissenschaftsrhetorik

Legende (mlat. *legenda*; engl. *legend*; frz. *légende*; ital. *legenda*).

A. I. Def. und Begriffsentwicklung. – A. II. Rhetor. Praxis und theoretische Aspekte. – B. Geschichte.

A. I. Der Begriff «L.» stammt vom lateinischen Gerundiv *legenda* – «das zu Lesende» (zunächst Neutrum Pl., später auch Fem. Sing.) und bedeutet: a) die Münz-, Medailen-, Deviseninschrift bzw. die Zeichen-, Text- oder Bilderklärung; b) die Heiligenlegende: Beschreibung oder Erzählung des Lebens und Wirkens heiliger Personen; auf diese Bedeutung bezieht sich das Folgende. Im christlichen Mittelalter, in dem der Begriff «L.» aufkommt, ist diese noch identisch mit «Hagiographie», die ihrerseits als Heiligenbiographie zu der weiten Textgattung der Biographie gehört; *legenda* als Synonym für *vita* scheint zum erstenmal für die «Vita Liutibergae virginis» um 880 [1] belegt zu sein. [2] Die häufig anzutreffende künstliche Abgrenzung von Hagiographie, wonach die Hagiographie als historiographische Textgattung eher die Historizität des dargestellten Lebens berücksichtigt und eher berichtenden, beschreibenden Charakter habe, während die L. als literarische Textsorte mehr den fiktionalen Aspekt von Heiligenleben betone und in ihrer Darstellungsweise eher erzählend sei, ist, zumindest auf diesen Zeitraum bezogen, unhaltbar, da die historische Existenz eines Heiligen im Mittelalter und noch weit in die Neuzeit hinein keine Rolle spielt [3]; die Definition der L. von H. Günter als «erdichtete Heiligengeschichte» [4] kann in dieser Verallgemeinerung nicht aufrecht erhalten werden. Ebenso wie für die Hagiographie ist das Ziel der L. die geistliche Erbauung der Gläubigen (*aedificatio*) und die Nachahmung des exemplarischen Lebenswandels der Heiligen (*imitatio*). Infolgedessen gehört auch das Wunderbare, das sich in Wundererzählungen und -berichten äußert, zum Wesen der Hagiographie und der L. Erst im 16. Jh., beeinflusst von den Auseinandersetzungen der Reformation, nimmt der Begriff «L.» die auch heute noch geläufige, freie Bedeutung von ungläubhafter und unwahrscheinlicher Erzählung an; diese Entwicklung wird v.a. durch LUTHER gefördert, der im Kampf gegen den Heiligenkult die mittelalterliche L. durch volksetymologische Ableitung zur «Lügende» degradiert (1537). [5] Während im englischen und romanischen Sprachgebrauch *legend* bzw. *légende*, *legenda* auch die profane Volkssage umfaßt, bleibt in der deutschen Literaturwissenschaft der Begriff «L.» auf den sakralen Inhalt beschränkt in Abgrenzung zu verwandten Gattungen wie Märchen, Mirakelerzählung, Mythos und Sage. Gerade gegenüber der weltlichen Sage gilt die

L. als deren religiöses Gegenstück; gegenüber dem Mirakel, das allein auf das Wirken von Wundern transzendenter Mächte ausgerichtet ist, hat in der L. das Wunderbare eher funktionale Bedeutung zur Illustrierung des exemplarischen Charakters des Heiligenlebens.

Unabhängig von der Frage nach Historizität und Fiktion versteht die Literaturwissenschaft weiterhin unter <L.> inhaltlich den Stoff, der den Heiligenleben zugrundeliegt, ausgehend von dem Phänomen, daß ein- und dasselbe Heiligenleben im Lauf der Jahrhunderte mehrfach umgearbeitet, ergänzt, gekürzt und in verschiedenen literarischen Formen, z.B. als Hymnus, als Sequenz, als Vita in prosaischer wie auch in metrischer und rhythmischer Gestalt, als vollständige Heiligenpredigt oder auch nur als Exempel bzw. als Predigtmärlein innerhalb einer Predigt, als Märchen, als Legendenepos, als Legendendrama und Legendenspiel, als Meisterlied, als Ballade, als Bestandteil weltlicher Dichtungen oder Prosatexte (Chroniken, Erzählsammlungen etc.) u.a., gattungübergreifend und entsprechend in Stil und Rhetorik verschieden gestaltet werden kann.

Als Legendenstoffe eignen sich besonders die Lebensdarstellungen jener Heiligen, die durch die Bibel und die biblischen Apokryphen weithin bekannt waren und/oder deren Kult größte Verbreitung erlangte, so die Gestalten des AT (Tobias, Judith, Esther, Daniel und die Jünglinge im Feuerofen u.a.) und NT (besonders Jesus, Maria, die Apostel, Maria Magdalena), die frühchristlichen Märtyrer (Sebastian, Georg, Katharina, Barbara, Dorothea u.a.), ferner Eremiten und Asketen (Alexius), bekehrte Huren und Büsserinnen (Pelagia, Afra, Maria Aegyptiaca), Päpste (Silvester) und Bischöfe (Nikolaus), Ordensgründer (Franz von Assisi). Wie wenig historische Wirklichkeit zählt, zeigt die L. vom hl. Alexius, der nach der ältesten Überlieferung (einer syrischen Vita des 5. Jh.) ein anonymer Asket ist; erst in der lateinischen Vita des 10. Jh. erhält er den Symbolnamen Alexius. [6] Völlig fiktiv dagegen sind die Gestalten der hl. Crescentia oder des hl. Gregorius auf dem Stein [7], die auch keinerlei kultische Verehrung genießen. An der in der L. dargestellten Person zählt einzig die innere Glaubwürdigkeit, deren Akzente in den verschiedenen Epochen variieren.

II. Im Unterschied zu den für die Biographie und Hagiographie gebräuchlichen Begriffen *vita*, *passio* u.a. betont *legenda* ursprünglich deren rhetorische Anwendung im geistlichen Bereich: in liturgischer Funktion am Festtag (d.h. Todestag) des jeweiligen Heiligen während der Messe und in den drei Lesungen der Nokturn des Stundengebets der Mönche, für die die bereits vorhandenen und in der Regel umfangreichen Heiligenviten meistens zu liturgischen Kurzviten komprimiert und häufig nur auf einzelne, anschauliche Lebensepisoden reduziert werden. Darüber hinaus werden L. im monastischen Bereich als Kapitel- und Tischlesung vorgelesen; von BONAVENTURA stammen z.B. zwei Versionen der Vita des hl. Franz von Assisi (ca. 1262) zur Erfüllung der unterschiedlichen liturgischen und paraliturgischen Bedürfnisse: die <Legenda maior S. Francisci> für den Chorgebrauch und die <Legenda minor S. Francisci> für die Tischlesung. Ferner finden L. in der religiösen Unterweisung von Laien in der Predigt Anwendung oder werden für Laien in den Volkssprachen öffentlich auf Plätzen oder auf Herrscher- und Adelsitzen vorgetragen, z.B. von fahrenden Sängern; von der altfranzösischen Vers-L. <Vie de saint Alexis> (ca. 1050) [8] etwa ist bekannt, daß sie um 1173 von einem Spielmann auf dem Marktplatz

von Lyon vorgetragen wurde und bei diesem Anlaß bekehrende Wirkung auf Petrus Valdes, den Begründer der Waldenser, ausübte. Im Spätmittelalter tritt auch die Privatlektüre von L. als Form der Privatandacht des gebildeten Bürgertums hinzu; die mittelhochdeutsche Vers-L. <Alexius> (ca. 1274) und <Pantaleon> (ca. 1277) KONRADS VON WÜRZBURG stellen z.B. Auftragsarbeiten für wohlhabende Basler Patrizier zum häuslichen Gebrauch dar. Im Spätmittelalter und im Jesuitendrama des 16.–18. Jh. erfreuen sich auch Legendenspiele (szenische Darstellungen von Heiligenleben) großer Beliebtheit.

In den mittelalterlichen Rhetoriklehren, die weitgehend an die antiken anknüpfen, ist die christliche L. nicht definiert. Von den zur Verfügung stehenden Einteilungsprinzipien der Gattungen wäre die L. nach CICERO [9] als Erzählung von Vorgängen (*narratio in negotiis*) zu klassifizieren. Nach ihrem Realitätsbezug befragt, den bereits die im Mittelalter kontinuierlich tradierte und studierte <Rhetorica ad Herennium> nach *fabula*, *historia* und *argumentum* unterscheidet [10], präsentiert sich die L. als Mischung aus *historia* und *argumentum*: als *historia* einerseits, da sie, v.a. im Mittelalter, als Erzählung einer wahren Begebenheit und damit als Geschichtsschreibung verstanden wird, als *argumentum* andererseits, da nach christlichem Geschichtsverständnis der Wahrheitsanspruch jenseits historischer Fakten zu suchen ist, d.h. im Typischen und im heilsgeschichtlich ewig gültigen Gehalt.

Da die L. in ihrer formalen Ausgestaltung gattungsübergreifend ist, ist eine eindeutige Zuweisung zu einem der drei antiken *genera dicendi* mit ihren Wirkungsfunktionen von *docere*, *delectare* und *movere* (bzw. *flectere*) nicht möglich. Vielmehr gehen alle drei gleichberechtigt im Ziel der geistlichen und moralischen Erbauung (*aedificatio*) auf. Nach der mittelalterlichen Unterscheidung in nur noch zwei Stufen der rhetorischen Ausschmückung (<Zwei-Stil-Lehre>) ist die L. mit ihrer im allgemeinen volkstümlichen, einfachen Form [11] dem leichten, einfachen Schmuck (*ornatus facilis*) zuzurechnen, d.h. sie zeichnet sich durch ein Zurücktreten der Tropen aus (bes. der Allegorie), während hingegen die Figuren (Variation, bes. Parallelismus; Gegensatz; Wortspiel, bes. Namensetymologie) betont werden. [12]

Das Typische des Heiligenlebens wird v.a. in der Topik zum Ausdruck gebracht. Bereits für das *exordium* stehen zahlreiche *loci* zur Verfügung, z.B. die Vermeidung von Langeweile und Widerwillen (*fastidium*, *tedium*) [13], die aufgeht in der allgemeinen Forderung nach Kürze (*brevitas*) in der *narratio* [14], oder die Klage über die Schlechtigkeit der erlösungsbedürftigen Welt. [15] Auch die Charakterisierung der Heiligen unterliegt der Topik: Beliebt sind z.B. der *puer-senex*-Topos, den für die L. GREGOR DER GROSSE in der Vita des hl. Benedikt von Nursia prägt [16], sowie die Schönheit des Heiligen. [17] Auch die Wunder der Heiligen-L. sind topisch; aus dem umfangreichen Wunderkatalog seien nur wenige genannt, z.B. Grabwunder, oft begleitet von wunderbarem Duft; Heilungswunder; Licht- und Kerzenwunder; Zähmung wilder Tiere; Unbeweglichkeit von Gegenständen; himmlische Stimmen etc. Schließlich gehört auch die Zahlensymbolik zur häufig in der L. angewandten Topik, sowohl strukturell (Kapitel- und Verseinteilung) [18] als auch inhaltlich, etwa für die Angabe von symbolischen Zeitspannen; beliebte Symbolzahlen sind z.B. 3, 4, 7, 17 (Zahl der Prüfung) [19], 33 bzw. 34 (Zahl der Lebensjahre Jesu) und 100.

B.I. Antike Vorläufer. Bedeutender als die Biographien von Herrschern und berühmten weltlichen Persönlichkeiten (CORNELIUS NEPOS, «De viris illustribus»; PLUTARCH, «Bios paralleloi»; SUETON, «Vitae Caesarum») sind für die Entwicklung der L. die christlichen Märtyrerakten der Spätantike, die in ihrer formalen Breite nicht nur nüchterne Prozeßakten darstellen können, sondern vielfach dramatische (z.B. die «Passio S. Laurentii» und die «Passio S. Agnetis», beide um 380) und romanhafte Elemente (bes. in den apokryphen Apostelakten) aufweisen. Letztere setzen den hellenistischen Roman fort; besonders beliebt ist das Romanmotiv der Wiedererkennung (ἀναγνώρισις, *anagnōrisis*; *recognitio*), das für die Alexius-L. bestimmend ist, aber auch in der Gregorius-L. begegnet. Von den apokryphen Evangelien ist das «Pseudo-Matthäus-Evangelium» für die L. besonders wichtig; es liefert den Stoff für die im Mittelalter zahlreichen L. zur Kindheit Jesu (z.B. KONRAD VON FUSSEBRUNNEN, «Kindheit Jesu» (ca. 1200–1210). Auch die antike Mythologie spielt in christlicher Umdeutung eine Rolle, z.B. greift die L. vom hl. Georg und dem Drachenkampf die Perseussage auf, die Inzestthematik der Judas- und Gregorius-L. hat ihr inhaltliches Vorbild in der Ödipusgeschichte. Formales Vorbild der für das Mittelalter charakteristischen Legensammlungen sind die als rhetorische *exempla* nach Tugenden und Lastern geordneten «Facta et dicta memorabilia» des VALERIUS MAXIMUS (1. Jh. n. Chr.); das christliche Pendant sind die aphoristischen Spruchsammlungen (*apophthegmata*) der Mönchsväter mit moralisch-belehrendem und exemplarischem Anspruch. [20]

II. Mittelalter. Die ersten bedeutenden Legensammlungen des Mittelalters mit Konzentration auf das Exemplarische sind die «Vitae patrum» GREGORS VON TOURS (580) und die «Dialogi» GREGORS DES GROSSEN (593/94). Sie führen zu den als Zyklus konzipierten L. und Dramen der HROTSVIT VON GANDERSHEIM (962), die jeweils einen bestimmten moralischen Aspekt zum Thema haben, aber auch zu den großangelegten hoch- und spätmittelalterlichen Legendaren, in denen die Heiligenviten nach dem Festtag der Heiligen angeordnet sind. Solche sind das «Stuttgarter Passional» aus Zwiefalten (frühes 12. Jh.), das «Magnum Legendarium Austriacum» (ältestes Exemplar von 1190) und das zwölfbändige, nach Monaten angelegte «Legendar von Böttingen» (1459), wobei für alle liturgische Vollständigkeit angestrebt ist. Die wohl bekannteste Legensammlung ist die «Legenda aurea» des JACOBUS DE VORAGINE (1251–1260) mit Anordnung der L. nach dem Kirchenjahr. [21] Von den deutschsprachigen Legendaren war «Der Heiligen Leben» (ca. 1400) [22], gegliedert in einen Sommer- und einen Winteranteil, am weitesten verbreitet. Auch in weltlichen Erzählensammlungen sind L. überliefert, z.B. in der «Kaiserchronik» oder in den «Gesta Romanorum»; letztere enthalten eine allegorische Auslegung (*moralisatio*) der L.

Der Anteil der Legendenliteratur an der lateinischen Gesamtliteratur des Mittelalters ist enorm. Seit dem 9. Jh. treten auch volkssprachliche L. hinzu: das althochdeutsche «Georgslied» (ca. 896), die altfranzösische «Vie de saint Léger» (10. Jh.) u.a. Zu den höfischen L. des 12. Jh. zählen v.a. aufgrund seiner geschliffenen Verse HARTMANN VON AUE «Gregorius» (ca. 1190) [23], aber auch die L. KONRADS VON WÜRZBURG. Gerade in den mönchischen Ritterorden, aus denen das «Passional» und das «Väterbuch» (ca. 1300) hervorgehen, werden die L. als Ersatz für weltliche Epik gepflegt.

Neben antiker und biblischer Herkunft sind viele Legendenstoffe orientalischen Ursprungs: Die «Christophorus-L.» [24], die «Siebenschläfer-L.» [25] und die auf die Buddha-L. zurückgehende «Barlaam und Josaphat-L.» [26]

III. Neuzeit bis Gegenwart. Die Reformation bringt ein vorläufiges Ende der L.; nur noch in schwankhafter oder satirischer Form besteht sie fort, z.B. bei HANS SACHS. Zu den seltenen Ausnahmen, in denen die religiös-erbauliche Funktion weiterhin besteht, zählt MARTIN VON COCHEM mit seinem «Auserlesenen History-Buch» (1687). HERDER (1797–1801) erkennt durchaus den kulturhistorischen Wert der L., kann sie aber nur rationalistisch und säkularisiert akzeptieren. Erst bei GOETHE («L. vom Hufeisen», 1798) ist der religiöse Grundzug wieder spürbar. Eine neue Blüte der L. bringt die Romantik mit ihrem Sinn für das Transzendente, v.a. aber wird ihr poetischer Charakter gewürdigt. Die BRÜDER GRIMM verstehen die L. als fromme Märchen: Ihre Sammlung der «Kinder- und Hausmärchen» (1819) enthält auch 10 «Kinderlegenden». Bei C.F. MEYER ersetzt die Psychologisierung die unreflektierte Haltung, während SELMA LAGERLÖF mit ihren «Christuslegenden» (1904) wieder zur mittelalterlichen Schlichtheit und Naivität zurückfindet. Eine Parodie der Gregorius-L. ist THOMAS MANNs «Der Erwählte» (1951), eine Anti-L., die den Nihilismus der menschlichen Existenz aufzeigen will, ist JOSEPH ROTHS «Legende vom heiligen Trinker» (1956), MICHEL TOURNIER versteht in dem Roman «Le roi des aulnes» (1970) die Christophorus-L. als Symbol für die Schrecken des deutschen Nationalsozialismus.

Anmerkungen:

- 1 Das Leben der Liutbirg, hg. von O. Menzel (1937) 45 (Kap. 36). – 2 W. Berschin: Biographie und Epochenstil im lat. MA, Bd. 3 (1991) 271. – 3 zum Problem des Verhältnisses von Hagiographie und L. u.a. H. Rosenfeld: L. (1982) 30ff. – 4 H. Günter: Psychol. der L. (1949) 20. – 5 Die Lügend von St. Johanne Chrysostomo (1537), in: D.M. Luthers Werke. Kritische Gesamtausg. Bd. 50 (1914; ND 1967) 52–64. – 6 Berschin [2] Bd. 1 (1986) 166–173, bes. Anm. 173. – 7 zur Crescentia-L. in der Kaiserchronik (ca. 1147) und Hartmann von Aue, Gregorius (ca. 1190): B. Lermen: Moderne L. ndichtung (1968) 22–49 mit neuerer Lit. – 8 Das Leben des heiligen Alexius, hg. von K. Berns (1968). – 9 Cic. Inv. I, 19, 27. – 10 Auct. ad Her. I, 8, 18; wiederholt z.B. im 12. Jh. von Johannes de Garlandia, Poetria (Poetria magistri Johannis Anglici de arte prosayca, metrica et rithmica, hg. von G. Mari, in: RF 13 (1902) 926). – 11 L. als «einfache Form» definiert von A. Jolles: Einfache Formen (1974). – 12 Arbusow 17–20. – 13 z.B. Walahfrid Strabo, Vita S. Galli II, 46 (833/34), hg. von B. Krusch, MGH Scriptorum rerum Merovingicarum, Bd. 4, 336; Vita S. Magni, Kap. 28 (ca. 896), hg. von D. Walz (1989) 192. – 14 in der antiken Rhetorik z.B. Auct. ad Her. I, 15; Cic. De or. II, 80, 326; Hor. Ars 25 und 335; in der L. z.B.: anon. Vita S. Galli metrica, 1473 (9. Jh.), hg. von E. Dümmler, MGH Poet. Bd. 2, 465; Heiric von Auxerre, Vita S. Germani metrica, III, 127 (ca. 875), hg. von L. Traube, MGH Poet. Bd. 3, 464; Curtius 479–485; Arbusow 100–102. – 15 Prolog zur «Vie de saint Alexis» (ca. 1050), V. 1–10, hg. von K. Berns [8] 10. – 16 Gregor d. Gr., Dialogi II, 1, hg. von A. de Vogüé, Bd. 2 (1979) 126; Curtius 110; ferner Tobias (Tb 1, 4) und Hartmann von Aue, Gregorius, V. 1178. – 17 W. Berschin: Die Schönheit des Heiligen, in: Th. Stemmler (Hg.): Schöne Frauen – Schöne Männer. Lit. Schönheitsbeschreibungen (1988) 69–79. – 18 Curtius 491–498. – 19 z.B. Alexius-L. und Gregorius-L. – 20 Berschin [2] Bd. 1 (1986) 128–133. – 21 Jacobus de Voragine: Legenda aurea, hg. von Th. Graesse (1890; ND 1969); R. Rhein: Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine (1995). – 22 Der Heiligen Leben, Bd. 1: Sommeranteil, hg. von M. Brand, K. Freienhagen-Baumgardt, R. Meyer und W. Williams-Krapp (1996); vgl. K. Kunze, in: Verfl. Bd. 3 (1981) 617–627. – 23 Hartmann von Aue, Gregorius,

hg. von F. Neumann (1958). – 24 vgl. G. Benker: Christophorus, Patron der Schiffer, Fuhrleute und Kraftfahrer. L., Verehrung, Symbol (1975). – 25 vgl. Berschin [2] Bd. 1 (1986) 296f.

Literaturhinweise:

Th. Wolpers: Die engl. Heiligenl. des MA. Formgesch. des L. Erzählens von der spätantiken lat. Tradition bis zur Mitte des 16. Jh. (1964). – R. Schulmeister: Aedificatio und imitatio. Studien zur intentionalen Poetik der L. und Kunstl. (1971). – U. Wyss: L., in: V. Mertens, U. Müller (Hg.): Epische Stoffe des MA (1984) 40–60. – U. Ernst: Studien zur altfrz. Versl. (10.–13. Jh.). Die L. im Spannungsfeld von Chanson de geste und Roman (1989). – C.M. Riehl: Kontinuität und Wandel von Erzählstrukturen am Beispiel der L. (1993). – E. Feistner: Historische Typologie der dt. Heiligenl. des MA (1995).

D. Walz-Dietzfelbinger

→ Ars praedicandi → Biographie → Chanson de geste → Christliche Rhetorik → Erbauungsliteratur → Exempelsammlungen → Exemplum → Hagiographie → Historia → Homiletik → Imitatio → Narratio → Predigt

Lehrbuch (griech. [διδασκαλικόν] ὄργανον, [didaskalikón] órganon; τέχνη, téchnē; lat. organum, ars, institutio; engl. textbook, manual; franz. livre d'enseignement, cours, traité; ital. libro di testo, testo).

A. Def. – B. Geschichtl. Aspekte: I. Griechisch-römische Antike. – II. Spätantike und Mittelalter. – III. Humanismus und Reformation. – IV. Barock, Aufklärung. – V. 19. und 20. Jh.

A. Das L. ist eine Gattung der didaktischen Literatur, die dem Lehrenden und dem Lernenden in systematischer und methodischer Weise unter didaktisch-rhetorischer Aufarbeitung und Präsentation des Fachwissens einen Überblick mindestens über ein substantielles Teilgebiet eines Faches, im Regelfall aber über das gesamte Fach vermitteln und ihm die Aneignung bestimmter Fähigkeiten und Kenntnisse im schulischen und Hochschulunterricht, in der fachlichen Ausbildung oder im Selbststudium ermöglichen soll. Die systematisch in konzentrierter Darstellung fortschreitende Gliederung des Stoffes und die Bestimmung von fachtypischen Begriffsrelationen und griffigen Definitionen verbinden L. aus verschiedenen Fächern und unterschiedlichen Epochen. Die Methodologie des L. wird in den rhetorischen τέχνηαι, téchnai der griechischen Sophisten begründet, von dort zuerst auf philosophische und grammatische L. und dann auf einen immer größeren Kreis von Wissenschaften und Künsten übertragen. [1] Das *prodesse* überwiegt beim L. stets das *delectare*.

Durch die sorgfältige rhetorisch-didaktische Präsentation des Stoffes unterscheidet sich das L. vom wissenschaftlichen Handbuch für Fachleute oder Fachlexikon, mit denen es den Anspruch auf Zuverlässigkeit des vermittelten umfassenden Fachwissens teilt. Der das gesamte Fachwissen umfassende Anspruch trennt das L. von den *isagogischen* oder *protreptischen* Schriften, die den Leser nur in die Grundlagen des Faches einführen oder für eine Disziplin interessieren wollen. Große Ähnlichkeiten bestehen zwischen dem L. und ihm nahe verwandten Gattungen der didaktischen Literatur: dem Handbuch, der *summa*, den Enzyklopädien, Fachlexika oder den Schulbüchern. Formal als Dichtungen, Dialoge oder Epistelsammlungen verfaßt, gehören auch die Lehrgedichte, Lehrdialoge und Sammlungen von Sentenzen und Briefen inhaltlich zu den Formen des antiken und mittelalterlichen L. Als ein essentieller Teil der Buchgelehrsamkeit stehen L. in solchen Kulturen in besonders hoher Achtung, deren vorherrschende Reli-

gion «Heiligen Schriften» einen hohen Stellenwert einräumt, z.B. im Judentum, Islam und Christentum. L. unterschiedlicher Fächer und sogar des gleichen Faches unterscheiden sich in einzelnen historischen Perioden erheblich. Insbesondere neuzeitliche L. des gleichen Faches weichen nach den zugrundeliegenden konkurrierenden fachlichen und didaktischen Schulen und Richtungen deutlich voneinander ab.

Anmerkung:

1 vgl. M. Fuhrmann: Das systemat. Lehrbuch. Ein Beitr. zur Gesch. der Wiss. in der Antike (1960) 7–9; K.W. Döring: Lehr- und Lernmittel: zur Gesch. und Theorie unter besonderer Berücksichtigung der Arbeitsmittel (1969).

B. Geschichtliche Aspekte. I. Griechisch-römische Antike. Seit dem ausgehenden 5. und 4. Jh. v. Chr. entstehen in Griechenland τέχνηαι (téchnai, L.) zunächst für die neuartige sophistische Rhetorik [1], dann für philosophische Lehrsysteme, für die Grammatik, Poetik und schließlich fast alle Fachgebiete des antiken Unterrichtes. Dieser bleibt trotz der L., durch deren Lektüre man sich auch im Selbststudium Fachwissen aneignen kann, eine mündliche Unterweisung der Schüler durch ihre Lehrer. Von einer in der Antike vorliegenden großen Zahl von L. verschiedener Fächer ist heute nur noch ein Bruchteil erhalten: L. der Rhetorik (ANAXIMENES, ARISTOTELES, AUCTOR AD HERENNIIUM, CICERO, QUINTILIAN), der Grammatik (AELIUS DONATUS, PRISCIANUS), der Dichtkunst (HORAZ), des Ackerbaus (COLUMELLA), der Architektur (VITRUV), der Medizin (CELSUS, GALENOS) oder der Rechtswissenschaft (GAIUS). Besonders einflußreich sind L. der einzelnen Fächer des Kanons der ἐγκύκλιος παιδεία, enkyklios paideia [2] und enzyklopädische L. aller dieser Fächer, z.B. VARROS «Disciplinarum Libri» oder die spätantiken Werke des MARTIANUS CAPELLA und CASSIODOR. L. der Rhetorik zeigen oft eine stärkere Stilisierung als die L. anderer Fächer, bei denen sich die rhetorische Ausschmückung meist auf die Proömien und überleitende Floskeln zwischen den nüchternen Sachkapiteln beschränkt. Im vorliegenden Artikel wird der Schwerpunkt auf L. der Rhetorik gelegt, weil diese als älteste antike L. mit ihrem systematisch-methodischen Aufbau und der typischen Unterteilung des Faches für andere Fächer vorbildlich werden. Zudem prägt die Rhetorik die sprachliche Gestaltung der L. auch anderer Fächer.

Aufgrund der fragmentarischen Überlieferungslage ist es umstritten, welcher der großen Sophisten und Redelehrer des ausgehenden 5. und 4. Jh. als erster ein rhetorisches L., eine schriftliche téchnē, verfaßte. Man vermutet dies für KORAX und TEISIAS zur Gerichtsrede [3], danach für GORGIAS. [4] Frühe rhetorische téchnai schreiben vermutlich auch über Teilbereiche des Faches THRASYMACHOS [5] und ANTIPHON [6], aber nicht ISOKRATES. [7] Mit Sicherheit sind in der zweiten Hälfte des 4. Jh. aber L. der gesamten Rhetorik mit dem Titel τέχνη ῥητορικῆ (téchnē rhētoriké, L. der Rhetorik) für THEODEKTES VON PHASELIS [8] und PHILISKOS VON MILETOS bezeugt. [9] Das erste erhaltene Beispiel eines rhetorischen L., die «Rhetorica ad Alexandrum», stammt von ANAXIMENES VON LAMPSAKOS. [10] Schon dieses Werk ordnet in typischer Weise den gesamten Stoff in eine geschlossene Begriffspyramide ein und verwendet wichtige Unterteilungen, Definitionen und für die Zukunft prägende Fachbegriffe. Wesentlich bedeutender wird jedoch die nur wenig jüngere «Rhetorik» des ARISTOTELES, die den Stand der bisher vorliegenden L. der Rhetorik

rik zusammenfaßt und in der systematisierenden Darstellung, der begrifflichen Differenzierung sowie der komplizierten Einteilung des Stoffes einen wesentlichen Fortschritt darstellt. [11] Aristoteles begründet die Rhetorik als Theorie des Meinungswissens und der wahrscheinlichen Schlüsse, der glaubhaften Argumentation und des Überzeugens der Gefühlsgründe; er unterscheidet Gattungen und Arten der Rede, arbeitet ihre Unterschiede (*διαφοραί*, *diaphorai*) heraus und grenzt ihnen allen gemeinsame und jeweils spezifische Merkmale sauber voneinander ab. [12]

Nachdem zunächst auch im römischen Rhetorikunterricht [13] ausschließlich griechische L. verwendet werden, verfaßt gegen 80 v. Chr. der AUCTOR AD HERENNIIUM ein erstes erhaltenes lateinisches L. der Rhetorik, die *«Rhetorica ad Herennium»*. [14] Von den zentralen Begriffen der *ratio dicendi* und der *rhetorica ars* ausgehend wird die Theorie der Redekunst in vier Büchern in komplizierter Verästelung entfaltet. Dabei werden die historisch unabhängig voneinander entstandenen rhetorischen Einteilungsprinzipien der *officia oratoris*, der *genera causarum*, der *partes orationis* und die Statuslehre miteinander verbunden. In der nächsten Generation folgen mehrere Werke CICEROS über Teilgebiete der Rhetorik, die seitdem zusammen mit dem großen L. QUINTILIANS bis zum Ende der klassischen Rhetorik als eigenständiges Schul- und Universitätsfach im ausgehenden 18. und frühen 19. Jh. eine Schlüsselrolle als rhetorische L. spielten: *«De inventione»*, *«Partitiones oratoriae»*, *«Topica»*, *«Orator»* und *«De oratore»*. [15] Die *«Rhetorici libri II»* (so von Quintilian zitiert) oder allgemein *«De inventione»* genannte Jugendschrift ist das bis zur Neuzeit einflußreichste L. Ciceros. Es behandelt nur einen Teil der rhetorischen Theorie, die Lehre von der (Er-)Findung (*inventio*). Der Definition des Gegenstandes folgt die Erörterung der Grundbegriffe der Rhetorik: *genus*, *officium*, *finis*, *materia* und *partes*. Die Lehren vom *status* und den *partes orationis* werden im ersten Buch auf das Problem der rhetorischen *inventio* angewandt und durch eine ausführliche Argumentationstopik im zweiten Buch ergänzt. [16] Diese Schriften Ciceros addieren sich zu einem Überblick über das gesamte Fach.

Das bedeutendste, systematischste und umfangreichste L. der lateinischen Rhetorik ist jedoch die *«Institutio oratoria»* des QUINTILIAN. [17] Dieses L. (95 n. Chr. veröffentlicht) faßt seine jahrelange praktische Erfahrung als Rhetoriklehrer in 12 Büchern zusammen. Die Bücher 1–2 behandeln Kindheit und erste Schulausbildung, 3–7 die Lehre der *inventio* und der *dispositio*, 8–10 Fragen des Stiles, 11 Ausdruck und Vortrag und 12 die allgemeine Bildung und die charakterlichen Qualitäten des *perfectus orator*. Durch die pädagogischen Anleitungen zur Kindererziehung in den Einleitungsbüchern und umfangreiche Passagen zu Themen außerhalb des strengen Lehrgebäudes der griechisch-römischen Rhetorik, z. B. den berühmten Abriß der griechisch-römischen Literatur im 10. Buch als Hinweis zur Lektüre des künftigen Redners, geht die *«Institutio oratoria»* weit über den üblichen Inhalt antiker L. der Rhetorik hinaus.

Anmerkungen:

1 vgl. Kennedy Gr. – 2 vgl. F. Kühnert: *Allgemeinbildung und Fachbildung in der Antike* (1961). – 3 L. Radermacher: *Artium Scriptores* (Reste der voraristotelischen Rhet.), (Wien 1951) B II 7–12. – 4 ebd. B VII 1–6. – 5 vgl. Plat. *Phaidr.* 271a. – 6 Radermacher [3] B X 1–2 und 6–11. – 7 ebd. B XXIV 5 und 16. – 8 ebd. B XXXVII 2. – 9 ebd. B XXXII 1. – 10 Ausg.: M. Fuhrmann (1966); Lit: M. Fuhrmann: *Das systemat. L.* (1960) 11–28; 122–

123. – 11 Ausg.: R. Kassel (Berlin und New York 1976); Übers.: F. G. Sieveke: *Aristoteles, Rhet.* (*1993); Komm.: W. M. A. Grimaldi: *Aristotle Rhetoric I. A Commentary* (New York 1980; ND 1988). – 12 Fuhrmann, L. [10] 138–142. – 13 vgl. Kennedy Rom.; M. L. Clarke: *Rhetoric at Rome. A Historical Survey* (London ³1996). – 14 Ausg.: Th. Nüßlein: *Rhetorica ad Herennium* (1994); Lit.: J. Adamietz: *Ciceros De inventione und die Rhet. ad Herennium* (1960); Fuhrmann, L. [10] 41–58. – 15 Ausg.: *De inv.* E. Stroebel (1915; ND 1977); Übers.: Th. Nüßlein (1998); *Partitiones oratoriae – Rhet. in Frage und Antwort*, hg. und übers. v. K. u. G. Bayer (1994); *Topica – Die Kunst, richtig zu argumentieren*, hg. und übers. v. K. Bayer (1993); *Orator: B. Kytzler* (*1988); *De oratore*, hg. v. A. S. Wilkins (Oxford 1892; ND Hildesheim ²1990); dt. Übers.: H. Merklin (1976); Lit.: A. Michel: *Rhétorique et philosophie chez Cicéron* (Paris 1960); K. Barwick: *Das rednerische Bildungsideal Ciceros* (1963). – 16 zum Aufbau: Fuhrmann, L. [10] 58–69. – 17 Ausg.: H. Rahn, 2 Bde., *Texte zur Forschung* 2–3 (1972–1975); Lit.: G. Kennedy: *Quintilian* (New York 1969); O. Seel: *Quintilian oder die Kunst des Redens und Schweigens* (1977; ND 1987).

II. Spätantike und Mittelalter. In der Spätantike entstehen neuartige L. des christlichen Glaubens, aber auch den Bedürfnissen der jungen Kirche angepaßte L. der christlichen Rhetorik. Diese dient als Waffe in der Auseinandersetzung mit der heidnischen Bildungselite, zur Darstellung der eigenen Lehren auf hohem sprachlichen Niveau und für die Zwecke der Predigt und der Mission. Christen brauchen religiöse L. in den Familien und Gemeinden für den Katechismusunterricht sowie die Klerikerausbildung, ferner – dies gilt vor allem für den Westen – grammatisch-sprachliche L. wegen der im Kult vorgeschriebenen lateinischen Sprache. Unter diesen ragen die *«Ars minor»* und *«Ars maior»* des AELIUS DONATUS [1] und die *«Institutionum grammaticarum libri XVII»* des PRISCIANUS VON CAESAREA [2] hervor.

Die Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments sind keine systematischen L. des christlichen Glaubens. Sie bilden jedoch den dominierenden Unterrichtsstoff in den Klosterschulen auf der elementaren Ebene des Erlernens von Lesen und Schreiben. Nur im weiteren Sinne, in dem die meisten Gattungen der mittelalterlichen Literatur in gewissem Umfang lehrhafte Literatur sind [3], lassen sich auch Sammlungen von Heiligenviten und Predigten als religiöse L. auffassen. Der *«Paidagogos»* des CLEMENS VON ALEXANDREIA [4] hingegen ist das erste L. der christlichen Erziehung und Lebenshaltung. AUGUSTINUS verfaßt um 400 n. Chr. mit *«De fide, spe, caritate sive enchiridion de catechizandis rudibus»* [5] ein religiöses und mit dem vierten Buch von *«De doctrina christiana»* [6] ein rhetorisches L. aus christlichem Geiste, das eine große Wirkung auf die Ausbildung der *ars praedicandi* hat. [7] Das gesamte Gebiet der spätantiken *septem artes liberales* umfassen die einflußreichen Enzyklopädien des MARTIANUS CAPELLA *«De nuptiis Philologiae et Mercurii»* [8], CASSIODORS *«Institutiones divinarum et humanarum litterarum»* [9] und ISIDORS VON SEVILLA *«Etymologiae»*. [10] Zunächst werden im frühen und hohen Mittelalter in den Fächern der *artes liberales* weiterhin diese spätantiken L. und Enzyklopädien benutzt. Der praktische Unterricht in den meisten Fächern erfolgt jedoch sowohl innerhalb des Schul- und Hochschulsystems als auch in der fachlich-beruflichen Ausbildung auf einer überwiegend mündlichen Basis. An die Lehrer richten sich auch die vorhandenen mittelalterlichen L. in erster Linie. Denn sie vermitteln ihren Schülern den Stoff eines Faches. Erst auf einer höheren Unterrichtsstufe studiert man in gemeinsamer Lektüre die autoritativen *auctores* bestimmter Fächer. Neue L.

werden zunächst für die elementare Ausbildung der *clerici* verfaßt, z.B. von HRABANUS MAURUS das Werk *De institutione clericorum*. Frühe epochenspezifische L. befassen sich mit dem Kirchenrecht sowie in Italien, Frankreich und England der weltlichen Rechtswissenschaft. In lateinischer Sprache entstehen keine neuen systematischen L. der gesamten Rhetorik. Hinzuweisen ist aber auf ALKUINS *Dialogus de rhetorica et virtutibus* als ein karolingisches Werk, das sich einem systematischen L. in mancher Hinsicht annähert.

Erst ab dem ausgehenden 12. und 13. Jh. entstehen neue, den aktuellen Stand des Fachwissens zusammenfassende Überblicke über einzelne Fächer, die *summae* und *compendia*, verkürzende Darstellungen des gesamten Fachgebietes, oder *specula*, enzyklopädische Darstellungen des Wissens der wichtigsten Fächer. Diese erhalten schnell für ihre Disziplinen autoritativen Rang, z.B. das *Speculum maius* des VINCENZ VON BEAUVAIS oder die *Summa theologiae* des THOMAS VON AQUIN. Es entstehen auch neue systematische L. für die drei mittelalterlichen rhetorischen *genera* der *ars poetriae* [11], der *ars praedicandi* [12] und *ars dictaminis*. [13] Unter den L. der christlichen Predigt sei auf GUIBERT VON NOGENTS *Liber quo ordine sermo fieri debeat* (ca. 1084) und auf die *Ars praedicatoria* des ALANUS AB INSULIS (ca. 1200) verwiesen. Anweisungen zum rhetorisch-kunstmäßigen Abfassen von Briefen und Urkunden liegen in den italienischen *artes dictaminis (dictandi)* des ALBERICH VON MONTECASSINO und des Bolognesen ADALBERTUS SAMARITANUS vor. Unter den neuen *artes poetriae* ragen die *Ars versificatoria* des MATTHAEUS VON VENDÔME (vor 1175) und die *Poetria nova* des GALFRID VON VINSAAF (ca. 1210) hervor, die in bewußte *aemulatio* (Wetteifer) mit dem bisher führenden L. der Poetik, der *Ars poetica* des HORAZ, treten.

In der schulmäßigen Rhetorik bleibt die Bedeutung der antiken lateinischen L. überragend. Die *Rhetorica ad Herennium* wird im Mittelalter und frühen Humanismus als *Rhetorica nova* oder *Rhetorica secunda* bezeichnet und irrtümlich für ein Werk Ciceros gehalten. Man unterscheidet sie von dessen Traktat *De inventione*, den man als *Rhetorica vetus* oder *Rhetorica prima* benennt. [14] Diese beiden Werke sind die wichtigsten lateinischen L. der Rhetorik, bis ab dem 12. Jh. QUINTILIANS *Institutio oratoria* stärker hervortritt, deren vollständiger Text aber erst wieder Anfang des 15. Jh. entdeckt wird. [15] ONULFS VON SPEYER Traktat *Colores rhetorici* (1050) zur Figurenlehre wird viel gelesen. Während es zuvor nur indirekte Wirkungen der *Rhetorik* des ARISTOTELES über lateinische Vermittler gegeben hatte, erhält sie seit den lateinischen Übersetzungen des 13. Jh. durch HERMANNUS ALEMANNUS (der seiner Textversion den *Rhetorik*-Kommentar des al-Farabi zugrunde legt) und WILHELM VON MOERBEKE erneut eine große Bedeutung. In Byzanz stammen dagegen die im Mittelalter maßgeblichen L. noch aus dem 2.-4. Jh. n. Chr. Unter dem Stilgebot der *μίμησις* (*mímēsis*; Nachahmung) bleibt die byzantinisch-griechische Rhetorik den antiken Lehren noch stärker verpflichtet als die westlich-lateinische. Die wichtigsten L. samt Kommentaren werden zum *Corpus Hermogenianum* zusammengefaßt, das verschiedene Traktate des HERMOGENES selbst, des APHTHONIOS und des PSEUDO-MENANDROS enthält. [16]

Vom 13.-15. Jh. entstehen als Konkurrenz zu den lateinischen L. wichtige volkssprachliche Übersetzungen der rhetorischen L., insbesondere der *Rhetorica ad Heren-*

nium, ins Italienische (BONO GIAMBONI), Französische (JEAN D'ANTIOCHE) und Kastilische (ENRIQUE DE VILLENENA). BRUNETTO LATINI übersetzt in seiner *Rettorica* (ca. 1260) den größten Teil von CICEROS *De inventione*. Latinis einflußreiches enzyklopädisches L. *Li Livres dou Trésor* [17] steht in der Tradition der spätmittelalterlichen *summae* oder *specula* [18], sein *Tesoretto* setzt die Lehrgedichte fort. Die Rhetorik wird in Italien und Frankreich im späten 13. und 14. Jh. als ein Teil der Dichtungslehre und der neuen volkssprachlichen Grammatik behandelt. DANTES *De vulgari eloquentia* gilt als frühes L. der Poetik und Rhetorik im *volgare*. Ein gutes Beispiel ist auch JEAN MOLINETS *Art de rhétorique vulgaire* als eine der theoretischen Schriften der *Rhétoriciens* oder *Orateurs* am burgundischen Hof, in denen mit *première rhétorique* die Prosa und mit *seconde rhétorique* die Verskunst bezeichnet wird. In deutscher Sprache entstehen volkssprachliche L. der Rhetorik nicht vor dem späten 15. Jh. Ältere didaktische Reimversdichtungen oder Spruchsammlungen können nicht als systematische L. der Rhetorik bezeichnet werden. Die Schriften des FRIEDRICH VON NÜRNBERG (1450/60) und die *Translationes* (1478) des NIKLAS VON WYLE bereiten die frühesten vollständigen und systematischen deutschen L. der Rhetorik vor: FRIEDRICH RIEDERERS *Spiegel der waren Rhetoric* (1493) und HEINRICH GESSLERS eher praxisorientiertes Werk *New practiziert rhetoric und briefformulary*. [19]

Anmerkungen:

1 Ausg.: H. Keil: *Grammatici Latini* 4 (1864; ND 1961). – 2 Ausg.: M. Hertz: *Grammatici Latini* 2,3 (1855–59; ND 1961). – 3 vgl. den Artikel: *Lehrhafte Literatur I–XV*, in: LMA Bd.5 (München/Zürich 1991) 1827–1843. – 4 Ausg.: H.I. Marrou u.a.: SC 70, 108, 158 (Paris 1960–1970). – 5 Ausg.: A. Sizoo: *Scriptores christiani primaevi III* (Den Haag 1947). – 6 Ausg.: J. Martin: CChr. SL XXXII (Turnhout 1962). – 7 siehe Murphy RM 43–88; G. Klager: *De doctrina christiana* von Aurelius Augustinus: Die erste Anweisung zur christlichen Redekunst (Wien 1970); A. Hagendahl: *Von Tertullian zu Cassiodor. Die profane lit. Tradition in dem lat. christlichen Schrifttum* (Göteborg 1983). – 8 Ausg.: J. Willis (1983). – 9 Ausg.: R.A.B. Mynors (Oxford 1937). – 10 Ausg.: W.M. Lindsay (Oxford 1911; ND 1957). – 11 vgl. Murphy [7] 135–193. – 12 ebd. 269–355. – 13 ebd. 194–268. – 14 vgl. J.O. Ward: *From Antiquity to the Renaissance: Glosses and Commentaries on Cicero's Rhetorica*, in: Murphy ME 25–67. – 15 vgl. P. Lehmann: *Die Institutio oratoria des Quintilian im MA* (1934). – 16 vgl. H. Hunger: *Aspekte der griechischen Rhet. von Gorgias bis zum Untergang von Byzanz* (Wien 1972); G. L. Kustas: *Studies in Byzantine Rhetoric, Analekta Blatadon 17* (Thessalonike 1973); Kennedy Christ. – 17 Ausg.: F.J. Carmody (Berkeley 1948). – 18 L. Olschki: *Gesch. der neu-sprachlichen wiss. Lit.*, 3 Bde. (1919–1927; ND Vaduz 1965), insb. Bd. I, 16; vgl. auch R. Copeland: *Rhetoric, Hermeneutics and Translation in the Middle Ages* (Cambridge 1995). – 19 vgl. H. Rupprich: *Vom späten MA bis zum Barock*, in: H. De Boor, R. Newald: *Gesch. der dt. Lit.* IV,1 (1970) 570–573 zu Niklas v. Wyle; E. Kleinschmidt: *Humanismus und urbane Zivilisation*, F. Riederer (um 1450 – um 1510) und sein *Spiegel der waren Rhetoric*, in: ZDA 112 (1983) 296–313.

III. *Humanismus und Reformation.* Die Erfindung des Buchdruckes verändert die Bedingungen der Lehre auf schulisch-universitärem Niveau und in der fachlich-technischen Berufsausbildung mittelfristig gravierend. Denn gedruckte L. werden billiger und erlangen eine viel weitere Verbreitung als die handschriftlichen Kopien in der Antike oder im Mittelalter. Das L. spielt nun eine größere Rolle. Während sich die meisten antiken und mittelalterlichen L. primär an die Lehrenden gerichtet hatten, die den Stoff dann in mündlichen Formen der Wissens-

vermittlung weitergaben, werden nun die Lernenden als Lesende zur Hauptzielgruppe der L. Die Bedeutung des Selbststudiums mit Hilfe gedruckter L. steigt stetig.

Neue rhetorische L. werden von führenden Humanisten Europas verfaßt. Sie stützen sich auf QUINTILIANS *«Institutio Oratoria»* und die Werke CICEROS als Modelle der humanistischen *eloquentia*. Aus einer Vielzahl von Werken seien beispielhaft genannt: *«Rhetoricorum libri V»* des GEORG VON TRAPEZUNT (1433–34), die *«Artis rhetoricae praecepta»* des ENEA SILVIO (1456), LORENZO VALLAS *«Disputationes dialecticae»* (1439) und der *«Ciceronianus»* des ERASMUS (1528). [1]

Durch die Reformationsbewegung erhält der Katechismus, das religiöse L., eine besonders hohe Bedeutung. Für den religiösen Unterricht sei auf den *«Großen Katechismus»* und den *«Kleinen Katechismus»* LUTHERS (1529) [2] und auf die *«Christianae religionis institutio»* des JEAN CALVIN (1536) verwiesen, denen im katholischen Bereich der *«Catechismus maior»* (1555) und der viel weiter verbreitete *«Catechismus minor»* (1558) des Jesuiten PETRUS CANISIUS gegenüberstehen. [3] In der Vermittlung der elementaren Schreib- und Lesefähigkeit wird seit der Reformationszeit die Fibel als L. zur Erlernung der Muttersprache im Unterricht als Lehrmittel vorherrschend. Ihr zur Seite tritt als Sonderform des muttersprachlichen L. das Lesebuch.

Für die protestantischen Gelehrtenschulen und ihre Predigtlehre bilden MELANCHTHONS Rhetorikschriften grundlegende L., insbesondere *«Elementorum rhetorices libri duo»* (1531 und erweitert 1542) [4], *«De officiis concionatoris»* (1535) und *«De Elementis Rhetorices. M. Crusii Quaestionibus adiectis»* (1563). Weite Verbreitung erlangen auch die rhetorischen L. des J. STURM, insbesondere seine kommentierte lateinische Übersetzung (1570) der *Stasis*-Lehre des HERMOGENES. Auch in der gegenreformatorischen katholischen Bildungswelt steigt die Wichtigkeit des rhetorischen L. wegen der großen Bedeutung der Predigt im späten 16.-18. Jh. Die jesuitische Rhetorik ist der scholastischen und humanistischen Tradition gleichermaßen verpflichtet. Dies illustrieren die L. des C. SOAREZ, vor allem *«De Arte Rhetorica libri tres, ex Aristotele, Cicerone & Quintiliano praecipue deprompti»* (1577).

Anmerkungen:

Ivgl. G. Streckenbach: *Stiltheorie und Rhet. der Römer* als Gegenstand der *imitatio* im Bereich des deutschen Humanismus (1932); J. Seigel: *Rhetoric and Philosophy in Renaissance Humanism* (Princeton 1968); Plett. – 2. Ausg.: H.H. Borchert, G. Merz (Hg.): M. Luther, *Ausg. Werke*, Bd. 3 (31962) 167–185 *«Der kleine Katechismus»* und ebd. 186–291 *«Der große Katechismus»*. – 3. Ausg.: F. Streicher (Hg.): *Sancti Petri Canisii Doctoris Ecclesiae Catechismi latini et germanici*, 2 Bde. (Rom 1933–1936). – 4. Ausg.: *Corpus Reformatorum*, Vol. XIII (1846; ND 1963) Sp. 413–506; Lit: J. Knappe: *Ph. Melanchthons Rhet.* (1993).

IV. Barock, Aufklärung. Die Barockzeit neigt zur systematischen Ordnung großer Mengen an Fachwissen. L. und umfassende Kompendien über bestimmte Fächer nehmen daher stark zu. Die modernen und nützlichen muttersprachlichen L. machen von nun an den traditionellen lateinischen L. immer schärfere Konkurrenz. Dies gilt sogar in einem so stark traditionsgebundenen Fach wie der Rhetorik.

Weit über Deutschland hinaus werden die L. des J. COMENIUS bekannt, der in seiner *«Großen Didaktik»* [1] der Pädagogik wegweisende Anstöße gibt und im *«Orbis*

sensualium pictus» (1658) [2] systematisch Bilder als gleichwertiges Mittel des Unterrichtes neben dem Text und als umfangreiche Inhalte des L. aufnimmt.

Mit dem im 17.–18. Jh. deutlich größeren Lesepublikum kommt eine neue Gattung als Konkurrent des L. auf, das Sachbuch. Während sich das wissenschaftliche L. an Lehrende und Lernende des Faches richtet und immer ausschließlicher nur diese als Leser anspricht, wendet sich das Sachbuch in populärwissenschaftlicher Vereinfachung erfolgreich an den allgemein gebildeten und interessierten Leser.

Der Rhetorikunterricht wird im Barockzeitalter [3] an protestantischen Gelehrtenschulen, Jesuitengymnasien, Ritterakademien und Universitäten zunächst noch nach lateinischen L. erteilt. J.H. ALSTED orientiert sich in seiner einflußreichen Enzyklopädie *«Sex libris informatus in Quorum I. Praecognita. II. Oratoria communis. III. Epistolica. IV. Methodus Eloquentiae. V. Critica. VI. Rhetorica Ecclesiastica. Accedit Consilium de Locis Communibus recte adornandis»* (31616) an klassischen Vorbildern. Vielleicht der wichtigste Verfasser eines rhetorischen L. dieser Epoche ist G.J. VOSSIUS mit seinen *«Commentariorum Rhetoricorum, Sive Oratoriarum Institutionum Libri Sex»* (1606/1643) [4] und der Kurzfassung, den *«Rhetorices Contractae, Sive Partitionum Oratoriarum Libri Quinque»* (1621 und 21660). Das erste deutschsprachige L. der Barockrhetorik schreibt J.M. MEYFART: *«Teutsche Rhetorica oder Redekunst»* (1634 und erneut 1653). Die neuartigen L. der Rhetorik behandeln keineswegs mehr ausschließlich die Gerichts-, Beratungs- oder Lobrede, sondern schließen die gesamte Poetik, Deklamatorik, Predigtlehre und Briefkomposition ein. Weite Verbreitung erlangen B. KINDERMANN'S *«Der Deutsche Redner»* (1660) und CHR. WEISE'S *«Neu-Erleuteter politischer Redner»* (1684). [5] G.P. MÜLLER *«Abriß einer gründlichen Oratorie, zum Academischen Gebrauch entworfen und mit Anmerkungen versehen»* (1711) und J. C. MÄNNLINGS *«Expediter Redner»* (1718) [6] neigen in ihren L. zu einer übertriebenen Differenzierung der Gelegenheitsreden nach ihren verschiedenen Anlässen. Die Gefahr eines zu starren Schematismus droht dem rhetorischen L. schon seit seiner Entstehung, doch tritt sie verstärkt in L. des 18. Jh. auf. J.C. GOTTSCHED versucht Auswüchsen in seinem L. *«Ausführliche Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neuern Ausländer; Geistlichen und weltlichen Rednern zu gut, in zweenen Theilen verfasst und mit Exempeln erläutert»* (1736) entgegenzusteuern. [7]

Anmerkungen:

1. Ausg.: A. Flitner: J. Comenius *«Die Große Didaktik»* (1982). – 2. Ausg.: H. Rosenfeld: *Comenius «Orbis sensualium pictus»* (1964). – 3. vgl. Barner; G.K. Braungart: *Hofberedsamkeit. Stud. zur Praxis höfisch-politischer Rede im dt. Territorialabsolutismus*, *Stud. zur dt. Lit.* 96 (1988). – 4. Ausg.: G.J. Vossius: *Commentariorum Rhetoricorum ...* (1630; ND 1974). – 5. Chr. Weise: *Politischer Redner* (1684; ND 1974). – 6. J.C. Männling: *Expediter Redner* (1718; ND 1974). – 7. Ausg.: J. Chr. Gottsched: *Ausführliche Redekunst* (1728; 31759) in: P.M. Mitchell (Hg.): *Werke* Bd. 7,1 (Berlin, New York 1975).

V. 19. und 20. Jh. Nach dem Ende der traditionellen Rhetorik als Schul- und Universitätsfach werden zwar auch weiterhin im 19. und 20. Jh. sogenannte L. der Rhetorik verlegt, aber diese sind meistens nur als Handreichungen für die Praxis des Redenschreibens, weniger als systematische Übersichten über das gesamte Fach zu

bezeichnen. Ausnahmen hiervon sind beispielsweise die verbreiteten Werke von H. LAUSBERG *Handbuch der literarischen Rhetorik* (1960; ³1990), J. DUBOIS u.a. *Rhétorique générale* (1970), C. PERELMAN *L'empire rhétorique. Rhétorique et argumentation* (1977) oder G. UEDING und B. STEINBRINK *Grundriß der Rhetorik: Geschichte, Technik, Methode* (1976; ³1994). Diese Autoren gehen aber von einem unterschiedlichen Verständnis der Rhetorik als moderner Wissenschaft aus. Ihre abweichenden Auffassungen illustrieren gut die methodischen Schwierigkeiten bei der Abfassung eines modernen L. der Rhetorik.

Während unter den Lehr- und Lernmitteln das L. von der Erfindung des Buchdruckes bis zum 20. Jh. dominiert, gewinnen in jüngerer Vergangenheit auch audiovisuelle Medien und alternative Lehr- und Lernmittel eine immer größere Bedeutung. Das L. versucht man dadurch zu modernisieren, daß in den meisten heutigen L. der Anteil der Photos, Skizzen, Tabellen und Zeichnungen gegenüber dem reinen Text deutlich ansteigt. Das enorme Wachstum des Fachwissens in immer kürzeren Abständen führt jedoch dazu, daß die Zeitspanne, in der ein L. einen aktuellen und kompetenten Überblick über sein Fach gibt, immer kürzer wird, in manchen Fächern schon weniger als fünf Jahre. Der Stellenwert des L. sinkt deswegen. Es gibt ferner kaum noch Disziplinen, in denen ein einziges L. seine Konkurrenten so weit und so lange überragt, wie es in der Rhetorik mit den Werken QUINTILIANS oder CICEROS bis zum späten 18. Jh. der Fall war. In der multimedialen Zukunft wird die Bedeutung des konventionellen L. gegenüber neuen Formen der Lehr- und Lernmittel, insbesondere der Unterrichtssoftware (z.B. CDs; pädagogische Nutzungsmöglichkeiten des Internet) wohl sinken. [1] Es stellt aber auch für die neue Unterrichtssoftware eine Herausforderung dar, in ihren unverzichtbaren Textpassagen den Stoff rhetorisch und didaktisch möglichst geschickt zu präsentieren.

Anmerkung:

Ivgl. K. W. Döring: *Lehr- und Lernmittel: Zur Gesch. und Theorie unter besonderer Berücksichtigung der Arbeitsmittel*; C. Seidel, A. Lipsmeier: *Computerunterstütztes Lernen. Entwicklungen – Möglichkeiten – Perspektiven* (1989); G. R. Hoelscher: *Kind und Computer. Spielen und Lernen am PC* (1994).

J. Engels

→ Ars → Artes liberales → Beispiel → Didaktik → Enkyklios paideia → Erziehung, rhetorische → Exeritatio → Isagogische Schriften → Kanon → Lehrgedicht → Officia oratoris → Personifikation → Studium

Lehrdichtung (lat. species didascalice; engl. didactic poetry; frz. poésie didactique; ital. poesia didascalica)

A. Def. Hinsichtlich der Definition von L./didaktischer Dichtung (Poesie)/lehrhafter Dichtung (Poesie)/Lehrgedicht besteht große Unsicherheit, wie schon ein Abriss der Begriffsgeschichte von <Lehrgedicht> zeigt. [1] Die *spezifische Gattungsproblematik* liegt darin, daß der Begriff <L.> zwar historisch, aber mit konventionellen Vorstellungen nicht systematisch zu rechtfertigen zu sein scheint, wie die unter dem Einfluß der aristotelischen Poetik stehenden Diskussionen der Theoretiker der italienischen Renaissance wie des 18. Jh. (paradigmatisch Gottsched, mit einer ausführlichen Liste «dogmatischer Gedichte» [2]), aber auch noch die Literaturkritik der <Chicago School> zeigen. [3] Theorie und Praxis kommen

nicht überein – ein Zustand, der immer noch andauert. [4] Zwar hat im Zeichen der Aufwertung der Gebrauchstexte auch die L. verstärkt Interesse gefunden, aber «eine umfassende Gattungstypologie, die unterschieden von den zweck- und wirkungsfunktionalen Ver-textungsformen ausginge, liegt nicht vor.» [5]

Seine Grundlage hat das Dilemma bei ARISTOTELES, der in der <Poetik> die poetische Legitimität von L. bestreitet, da keine Mimesis – verstanden als <Nachahmung> menschlichen Handelns – vorliege, wobei die Anschauung, nach der das Versmaß als Kriterium zu gelten habe, ausdrücklich verworfen wird. Die Frage wird an dem naturwissenschaftlichen Lehrgedicht des EMPEDOKLES exemplifiziert. [6] Damit ist eine Dichotomie von Mimesis und L. geschaffen, Lernen beschränkt sich auf aktives Erkennen und Deuten des Nachgeahmten. [7]

Von der aristotelischen Konzeption setzt sich nicht nur die von ihm kritisierte, aber weiterhin in Geltung bleibende Orientierung am Metrum, sondern auch eine im wesentlichen im Hellenismus ausgebildete Theorie ab, die jedenfalls partiell bei HORAZ greifbar ist. Sie ist durch eine von Aristoteles selbst inaugurierte und die weitere Trad. bestimmende Rhetorisierung der Poetik gekennzeichnet, wodurch eine Legitimierung von L. grundsätzlich ermöglicht wird, ohne daß im allg. aber eine abgrenzende Definition erfolgte; es ist symptomatisch, daß Empedokles ohne Einschränkung als Dichter figuriert (Ars poetica 463ff.). Das hierbei in Erscheinung tretende gelehrte Dichtungsideal in materialer wie in poetischer rhetorischer Hinsicht reicht freilich in seinen Wurzeln bis in die früheste griech. Zeit zurück.

Als eigene poetische Gattung kenntlich wird L. zunächst im <Tractatus Coislinianus> (viell. 1. Jh. v. Chr.) [8], bezeichnenderweise in Korrektur der Negativbestimmung des Aristoteles, indem der Verfasser innerhalb amimetischer Dichtung «erziehende» Dichtung mit einer weiteren Differenzierung in «anleitende» und «theoretische» Dichtung spezifiziert. Unter dem formalen Kriterium, daß ausschließlich der Autor spricht, kennt die (über ISIDOR und BEDA) wirkungsmächtige <Ars grammatica> des DIOMEDES (4. Jh. n. Chr.) ein *genus enarrativum vel enuntiativum*, in dem die in «philosophische», «astronomische» oder «georgische» Dichtung untergliederte L. (*species didascalice*) noch einmal gegen Spruchdichtung und Katalogdichtung abgesetzt wird. [9]

Zwischen diesen Polen bewegt sich die gattungstheoretische Diskussion der Folgezeit, mit wechselnden Akzentuierungen und Überkreuzungen. Eine Orientierung an der metrisch gebundenen Form macht die Annahme spezifischer inhaltlicher oder stilistischer Differenzierungsmerkmale erforderlich. Das aristotelische Mimesispostulat findet unterschiedliche Bewertung oder aber Umdeutung. Eine besondere Definitionsschwierigkeit ergibt sich aus der Herleitung gerade moralphilosophischer neuzeitlicher L. aus nicht integrierbaren antiken Quellen sowie aus der allgemeinen Kompatibilitätsproblematik. In der <Poetik> J. C. SCALIGERS macht es die Übernahme des metrischen Kriteriums, in Kombination mit der mit Annehmlichkeit verbundenen Belehrung als Endzweck der Dichtung sowie der Dichtungsmodi nach Diomedes, unter Außerkräftsetzung bzw. Relativierung des Mimesisprinzips möglich, das (lucrezische) Lehrgedicht sogar als repräsentativ für die monologische *narratio simplex* des Autors einzuführen. [10] In einem Alternativmodell (G. FRACASTORO) wird die <Mimesis> dagegen zu einem auch die L. umfassenden Prinzip erhoben unter dem Aspekt des Entwurfs einer idealen Welt und

deren Vermittlung. An die damit verknüpfte Vorstellung vom Dichter als ‹zweitem Schöpfer› konnte die klassisch-romantische Zeit anschließen, unter Einbeziehung von Subjektivierung und Empfindung. Dem dichterischen Selbstbewußtsein korrespondiert nicht nur die Dignität der zu behandelnden Gegenstände, sondern es wird auch eine grundsätzliche Überlegenheit dichterischer Wahrheit über die diskursive Verstandeserkenntnis des Gelehrten behauptet. Damit verliert die L. ihre insbesondere in der Aufklärung [11] mühsam und nicht widerspruchsfrei angestrebte Berechtigung, denn alle Poesie ist im höheren Sinn lehrhaft. Dies spiegelt sich in dem bekannten Diktum GOETHEs, wonach ‹alle Poesie [...] belehrend sein[soll]›. [12] Goethes Zusatz (‹aber unmerklich›) und die damit verbundene Klassifizierung der didaktischen Poesie als ‹Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik› ist der Vorstellung von der Autonomie des Kunstwerks verpflichtet. Ein angemessener Zugang zur L. läßt sich von da schwerlich finden; Quantifizierungsversuche sind die notwendige Folge [13] – oder aber der Rückgriff auf das Kriterium ‹bewußt/unbewußt›. [14] Eine mögliche Konsequenz ist, daß man sich zur Ansetzung zweier Formen von L. – einer L. ‹in der überkommenen, rhetorischen Bedeutung› und einer ‹modernen› L. mit dem ‹mündigen Leser› als Adressaten – gezwungen sieht. [15] Offen bleibt dann aber, welcher Erkenntniswert einer so gefaßten Definition von L. eignet: sie umfaßt nicht nur reflektierende Dichtung aller Art einschließlich HEISSENBÜTTELS ‹Lehrgedichten›, sondern letztlich jegliche dichterische Äußerung. Das sophistisch-sokratische Problem des Lehrens mit all seinen Ambivalenzen stellt sich in ungebrochener Virulenz.

Demgegenüber empfiehlt es sich, vom impliziten Rezipienten auszugehen: bei der L. ist dessen Freiheit auf ein Minimum reduziert. Damit ist eine Unterscheidung zwischen ‹direkter› und ‹indirekter› lehrhafter Dichtung [16] vermieden bzw. die rhetorische Dimension abgedeckt. Konstitutiv ist der Dialog, allerdings in der eigentümlichen Form des ‹Lehrgesprächs›. Als weiteres Kriterium tritt eine Besonderheit auf der Referenzebene hinzu: Der Adressat soll in ein grundsätzlich systematisierbares Wissensgebiet eingewiesen werden (‹Objektreferenz›). Paränetische Literatur fällt daher nicht unter den Begriff.

Je nachdem, ob im Sinne einer Hierarchisierung das rezipienten- oder das darstellungsbezogene Interesse dominiert, ergeben sich verschiedene Typen von L. Grundlegend sind zwei Typen: Bei Typ A geht es primär um Vermittlung eines bestimmten Stoffs und das Poetische fungiert als ein den kognitiven Prozeß im weitesten Sinn (‹pragmatische Erkenntnis›) förderndes wirkungssuggestives Instrument. Das *delectare* dient dem *prodesse*, ein Verhältnis, wie es sinnfällig im Bild von dem mit Honig bestrichenen Becher dargestellt wird, der einen bitteren, aber heilsamen Trank enthält. [16a] Stilistisch-rhetorische Mittel dienen der Verdeutlichung des Gegenstands und der unmittelbaren Beeinflussung des Adressaten – ‹emotional› (J.G. Sulzer) oder erkenntnis-mäßig (für ‹mittelmäßige Köpfe›, Gottsched). Auch die mnemotechnische Funktion des Verses hat hier ihren Ort. Beim Typ B steht die künstlerische Bewältigung eines schwierigen und sich gegen poetische Gestaltung sperrenden Stoffes im Vordergrund. In Analogie zur Erzähl- und Eposforschung ließe sich – wie auch bei polyvalenter L. (s.u.) – von ‹sekundärer› L. sprechen. Das Ästhetisch-Künstlerische wird zum Selbstzweck, die stilistisch-rhetorischen Mittel sind Bestandteil der

Ästhetisierung des Stoffs und der Befriedigung künstlerischer Ansprüche. Dieser Typ ist seit dem Hellenismus bekannt, er setzt keine fundierte Sachkompetenz voraus. Sozialgeschichtliche Fragestellungen drängen sich hier auf. Zu berücksichtigen ist bei beiden Typen auch das mit der Poetisierung einhergehende, mannigfach variiende, ernsthafte oder parodische Moment auszeichnender Hervorhebung – im Sinne der Begeisterung des Autors, der ‹Würde› des Stoffs, der Bedeutsamkeit für den Rezipienten. Daß aufgrund divergierender Rezeptionshaltungen die Zuordnung einzelner Werke zu den Typen sich unterschiedlich darstellt, ist naheliegend.

Weitere Differenzierungen (z.B. hoher/niederer Gegenstand, eigene/überkommene Lehre, theoretisches/Handlungs-Wissen) sind demgegenüber sekundär. Misch- und Übergangsformen sind allenthalben anzutreffen, das gilt auch für die Abgrenzung gegenüber paränetischer, moralphilosophischer, epideiktischer, historischer, panegyrischer und deskriptiver Dichtung. Fraglich bleibt, ob es notwendig ist, einen weiteren eigenständigen Typ auszusondern [17], bei dem die praktische Wissensvermittlung auf ein generelleres, zumeist philosophisch-moralisches Wissen verweist. Hier handelt es sich genau genommen um die Unterscheidung verschiedener Bedeutungshorizonte – im Extremfall um Symbolik oder sogar Allegorie, wie es auf spätantiker Grundlage über das Mittelalter hinaus geläufig ist. Der Versuch [18], auf diesem Wege gar die L. als *Dichtung* zu rechtfertigen (‹der Dichter [...] lehrt vermittels seiner Lehre›), nivelliert nicht nur das Spezifische der L. bis zur Unkenntlichkeit durch Rückführung auf allgemeine, für Literatur schlechthin geltende Kategorien, sondern zeigt auch die Abhängigkeit von subjektiver Interpretation, wenn als Lehrgedichte allenfalls die Werke der Vorsokratiker, das des Lucrez und Popes ‹Essay on Man› Anerkennung finden können.

B.1. Antike. Antike L. umfaßt ein breites thematisches Spektrum: Kosmologie, Theologie und Religion, Philosophie, Medizin, Astronomie und Astrologie [19], Landbau, Tierhaltung und Bienenzucht, Schlangen und Vögel, Jagd und Fischfang, Vulkanismus, Geographie und Chronographie, aber auch Grammatik, Rhetorik, Poesie, Literaturgeschichte und Literaturkritik; selbst Gastronomie, Kosmetik und Erotik werden behandelt.

Eine Sonderstellung nimmt die Katalogdichtung ein, in der Wissensstoff mannigfachster Art gesammelt wird: Verwandlungssagen, Liebesgeschichten, Kataloge von Frauen, Dichtern und Philosophen, von Gelehrten und Heroen, von Städten, Konsuln und Kaisern, Wochentage, Monate, Feste etc.

Hier kann nur L. im engeren Sinn vorgestellt werden; vgl. zu angrenzenden ‹didaktischen› Formen (v.a. Epistel, Satire, Epigramm) die Einzelartikel. Ausgeschlossen bleiben neben paränetischer Dichtung (s.o.) versifizierte Spruchsammlungen, ätiologische Dichtung und (aretalogische) Hymnen, desgleichen lehrhafte Einlagen in anderen Werken.

In der *griechischen* L. ist eine erste Periode auszugrenzen, in der Dichtung im wesentlichen als konkurrenzlose Vermittlungsform zu gelten hat, da die wissenschaftliche Prosa sich erst im 5. Jh. v. Chr. fest etabliert. Der Archetyp der Gattung ist HESIOD (ca. 700 v. Chr.). Bereits die ‹Theogonie› zeigt formal enge Anlehnung an Homer; der daktylische Hexameter ist seither das überwiegende Metrum der L. (soweit im folgenden metrische Angaben fehlen, handelt es sich um hexametrische Dichtungen). Hesiod intendiert in dem Bericht über die Entstehung

der Welt und der Götter nicht Kosmogonie, sondern Kosmologie; «in einer Art von Linnéschem System» [20] gibt er in genealogischem Schema einen tendenziell systematischen Überblick über die Erscheinungen und die Ordnung der Welt und eine Deutung der condition humaine. Dem entspricht der erhobene Wahrheitsanspruch (v. 27f.), der realistisch die Ambivalenzen dieser Welt auf göttliche Kräfte und ein dualistisches Prinzip zurückführt.

In Hesiods «Erga» erfolgt ein direkterer Zugriff auf die Welt des Menschen, erneut wird «Wahrheit» beansprucht (v. 10), diesmal gegenüber Primäradressaten, dem Bruder Perses, mit dem Hesiod sich in einer Erbauseinandersetzung befindet, und den in dem Rechtsstreit entscheidenden Richtern, aber die Wahrheit ist allgemeingültig. Insbesondere Prometheus- und Weltaltermythos erläutern den Weltzustand, in dem unter dem Gesichtspunkt göttlichen Willens wie praktischen Nutzens «Recht» und «Arbeit» die einzig angezeigten Prinzipien sind. Das ist eine Frage der Einsicht, konkrete Anweisungen ergeben sich daraus: Lebensregeln (die Authentizität ist teilweise umstritten), deren Zentrum technische Regeln für die Landwirtschaft bilden. Es ist nicht «paränetische Rede», die im Argumentieren über die Weltordnung und das erforderliche Verhalten der Menschen eine Begründung sucht, sondern Reflexion und Aufklärung sind strukturbestimmend: deshalb stehen am Anfang ein die Themastellung vertretender Hymnus auf Zeus, den Garanten und Inbegriff der Rechtsordnung, sowie geradezu sprachphilosophisches Nachdenken über den Begriff «Streit», das in Korrektur der «Theogonie» zur Aussonderung eines «guten Streits» («Wettstreits») führt. Das Werk zählt daher zu Recht zur L.

Hesiod kann als Vorläufer der griechischen Philosophie angesehen werden, auch die philosophische L. bezieht sich auf ihn. Hier kommen v. a. die Lehrgedichte des PARMENIDES (ca. 1. H. 5. Jh.) und des etwas jüngeren EMPEDOKLES in Betracht. Beide erheben bezüglich ihrer Lehre ebenfalls einen absoluten Wahrheitsanspruch. Parmenides begründet diesen mit der Inspiration durch die «Göttin», die aber rationale, im Logos gründende Nachvollziehbarkeit voraussetzt. Dabei spielen wieder sprachphilosophische Reflexionen eine Rolle. [21] Aus den erhaltenen Fragmenten geht hervor, daß die Offenbarungsrede der Göttin sich in zwei Teile gliedert: die Darstellung der «Wahrheit», wonach es nur das eine «Seiende» gibt, das weder Bewegung noch Werden und Vergehen aufweist (Begründung der Ontologie), und die auf eine Kosmogonie hinauslaufende Erklärung der «Irrtümer» der Menschen, die wohl wegen der Radikalität des parmenideischen Standpunkts erforderlich ist. Parmenides bedient sich zur Verdeutlichung seiner Lehre einer bildhaften, an Homer und Hesiod orientierten Sprache [22] von die zentralen Gedanken und Begriffe ständig neu umkreisender Perseveranz.

An Parmenides schließt Empedokles in dem Lehrgedicht an, dem der Titel «Über die Natur» gegeben wurde und das ursprünglich ca. 2000 Verse umfaßte. Er vertritt mit der Lehre HERAKLITS zu vermitteln, indem er den vier auch Götternamen tragenden unvergänglichen Elementen Erde, Wasser, Feuer und Luft eine als Mischung und Scheidung definierte Veränderung beilegt. Als bewegende Prinzipien gelten «Liebe» und «Streit». Unter ihrem Einfluß scheint die Welt einem periodischen Entstehen und Vergehen unterworfen. Empedokles gibt jedenfalls Kosmogonie und Zoogonie.

Mit seiner Lehre wendet er sich an einen Schüler Pausanias, das Überlegenheitsgefühl des wissenden Lehrers ist bis zur Göttlichkeit gesteigert. Sprachreflexion als Mittel der Argumentation wird durch Wahrnehmung und auf Evidenz zielende Anschauung abgelöst. [23] Das weist auf Lucrez voraus, der sich programmatisch in die E.-Nachfolge stellt. Die von Seelenwanderung und Unsterblichkeit handelnden «Reinigungen» (Katharmoi) bilden zwar eine Ergänzung, doch sind sie eher paränetisch ausgerichtet: «Wollt ihr nicht aufhören ...!», das ist die innere Geste». [24]

Mit ARAT VON SOLOI (1. H. 3. Jh. v. Chr.) wird die Kunstphase «sekundärer» L. eröffnet. Medizinische L., auch ein Lehrgedicht über die Planeten ist ihm vielleicht zu Unrecht zugeschrieben worden; bedeutsam sind seine «Phainomena» («Himmelserscheinungen»), die eine überaus starke Nachwirkung hatten (mehrfach ins Lateinische übertragen und umgestaltet, von Späteren benutzt, zahlreiche Kommentare, zitiert in Paulus' Areopagrede, Apg 17, 28). Das Werk ist streng gebaut: Zeushymnus, Gestirne, Wetterzeichen, die leicht verständlich und in einer glatten, von gesuchten Künstlichkeiten freilich nicht freien Sprache vorgestellt werden. Auf Mythen ist weitgehend verzichtet. Inhaltlich geht das Werk auf Prosvorlagen zurück. Arat ist ein Musterfall seit dem Altertum divergierenden Verständnisses und typenmäßiger Zuordnung. Der Auffassung, es handle sich um reine Artistik, steht die These entgegen [25], intendiert sei Belehrung, zwar nicht von Bauern und Seefahrern, wie A. unter Betonung des praktischen Nutzens vorgibt, sondern im Sinne einer Vermittlung stoischer Weltanschauung. Der Himmel wird zum Ort, an dem sich die Vorsehung der Gottheit manifestiert. Er repräsentiert damit Züge der Goldenen Zeit, wie sie dann für Vergils Landleben-Konzeption kennzeichnend sind. Die Frage bleibt, ob Philosophisch-Weltanschauliches primäres Anliegen ist, oder ob dieses die ermöglichende Bedingung für eine Ästhetik darstellt, die im Gedicht ihre angemessene Repräsentation finden soll.

NIKANDER VON KOLOPHON (vermutlich 2. Jh. v. Chr.) handelt in meist nur durch Titel oder Fragmente überlieferten Werken Themen der Landwirtschaft und v. a. der Medizin; vollständig erhalten sind «Theriaka» (Behandlung von Bissen giftiger Tiere wie Schlangen, Spinnen, Skorpione) und «Alexipharmaka» (Gifte und Gegengifte). Die nachdrücklich hervorgehobene praktische Intention, verstärkt durch eine eintönige und schematische Stoffdarbietung, erweist sich als didaktische Chiffre, eindeutiges Ziel ist die formale Poetisierung eines – anders als bei Arat – «alltäglichen» Gegenstands, die sich in der künstlerischen Komposition und philologisch-gelehrtem Raffinement dokumentiert.

Thematisch reiht sich weitere medizinisch-pharmakologische L. an: ANDROMACHOS, Neros Leibarzt, beschreibt in 87 elegischen Distichen ein von ihm gefundenes Medikament gegen Gifte, v. a. dessen Herstellung und Zusammensetzung. Trotz Nikanderimitation steht hier die praktische Brauchbarkeit im Vordergrund, die dichterische Form ist wohl als Indiz der Euphorie über den Fund und seine Bedeutung zu verstehen, wenn auch der das Gedicht überliefernde Galen sie mit Gründen der Sicherung des Rezepts und der Mnemotechnik in Zusammenhang bringt. [25a] MARKELLOS VON SIDE (1. H. 2. Jh. n. Chr.), ebenfalls Arzt, verfaßt in 42 Büchern eine verloren gegangene enzyklopädische Darstellung über aus Tieren, Pflanzen und Steinen zu gewinnende Heilmittel; erhalten ist ein Fragment von 101 Versen über

Fische und die entsprechenden Heilmittel. Die Darstellung ist sachlich, z.T. katalogartig, vereinzelte poetische Mittel haben ornamentale Funktion; sie sollen den Stoff dem Leser offenbar schmackhaft machen.

An astrologischer L. ist neben dem berühmten, doch nahezu vollständig verlorenen Werk des DOROTHEOS VON SIDON (vermutlich 1. Jh. n. Chr.), von dem es auch eine Prosaversion gab (eine erweiterte arabische Fassung liegt vor), und dem ebenfalls nicht erhaltenen, in elegischen Distichen abgefaßten Gedicht des Anubion (auch hier Prosafassung; Relikte beider Fassungen vielleicht in der Kompilation) die 6 Bücher umfassende sog. MANETHON-Kompilation «Apotelesmatika» («Über den Einfluß der Gestirne») ursprünglich selbständiger Gedichte faßbar (Datierung unsicher). Sie hat Sterne und Himmelskreise, die Konstellationen, den Einfluß auf den menschlichen Bereich, zumal auf die Neugeborenen zum Thema. Die zusammengehörigen Bücher II, III und VI sind durch Systematik und erschöpfende Behandlung charakterisiert. In den anderen Büchern zeigt sich eine entgegengesetzte Stiltendenz: bei sachlicher Konfusion z.T. ein unerbittliches Bemühen um poetische Stilisierung. Ebensov wenig datierbar (eher kaiserzeitlich) ist das weitgehend erhaltene (vollständig erhalten eine Prosafassung) Gedicht eines MAXIMUS «Über die Anfänge», das in diversen Lebensbereichen beim Beginn einer Unternehmung Erfolg oder Mißerfolg aus den Konstellationen der Gestirne zu bestimmen sucht. Die Poetisierung im Detail und in der Gesamtkomposition scheint Vorrang zu haben, gelegentlich zum Nachteil des Inhalts und seiner Praktikabilität.

Die geographische L. wird in erster Linie durch die «Erdbeschreibung» des Perihegeten DIONYSIOS aus Alexandrien (2. Jh. n. Chr.) vertreten. In 1186 Versen vermittelt der Autor (veraltetes) Handbuchwissen in leichtverständlicher Form, das weiter tradiert werden kann. Die «Perihegese» ist tatsächlich zum bis in die byzantinische Zeit und ins Mittelalter hineinwirkenden Schulbuch geworden (Kommentierungen, lateinische Bearbeitungen durch Avien und Priscian, s. u.). Stilistisch und kompositionell orientiert sich der Verfasser an seinen hellenistischen Vorgängern, bes. Arat. Vielleicht gehört ihm (oder Oppian?) auch das nur durch eine Prosaparaphrase bekannte Gedicht über «Vogelfang mit der Leimrute».

Noch eindeutiger didaktisch und kompendienartig ausgerichtet ist die unvollständig (Europa und Asien) erhaltene «Perihegese [an den König Nikomedes]» des Ps.-SKYMNOS (2. H. 2. Jh. v. Chr.) in jambischen Trimetern, deren metrische Form nach Angaben des Verfassers mnemotechnischen Gründen verdankt wird. Mit ihr vergleichbar ist die ebenfalls jambische «Beschreibung Griechenlands» eines weiteren DIONYSIOS (150 Verse erhalten; 1. Jh. v. Chr.). Der Kallimachoschüler PERISTEPHANOS von KYRENE schrieb ein Lehrgedicht «Über seltsame Flüsse» in elegischen Distichen.

Über Fische und Fischfang handelt das Lehrgedicht «Halieutika» des OPPIAN aus Kilikien (2. H. 2. Jh. n. Chr.) in 5 Büchern. Das Werk ist sorgfältig disponiert und bedient sich hellenistischer Verstechnik. Es zeigt Züge einer anthropomorphisierenden Beseelung der Natur, die über die nüchtern-realistische Stoffvermittlung hinausgehen (unvollständige Prosaparaphrase wohl aus dem 5. Jh.). Die «Kynegetika», 4 Bücher über die Jagd (Anf. 3. Jh. n. Chr.), gehören einem anderen Verfasser (Ps. Oppian), der enge Beziehungen zu Oppian, aber auch zu Grattius (s. u.) aufweist. Er sucht artistisches

Können angesichts eines schwierigen Stoffs unter Beweis zu stellen, was sich aber bei sprachlichen und kompositionellen Defiziten v. a. in künstlicher Rhetorisierung (zahlreiche Neologismen!) erschöpft.

Die reiche, im 6. Jh. v. Chr. einsetzende theogonisch-kosmogonische orphische L. ist nur spärlich und vorwiegend in neupythagoreischer Umgestaltung erhalten. Die meisten Fragmente entstammen einer sog. «rhapsodischen Theogonie» in 24 Gesängen über Weltentstehung und Anthropogonie. Sie tritt mit dieser Großform in Konkurrenz zu Homer; Anlehnung an Hesiod, orientalischen Mythos und frühgriechische Philosophie ist zu beobachten. Das erhaltene Lehrgedicht (774 Verse, vermutlich 4. Jh. n. Chr.; ebenfalls Prosaparaphrase) über die magische Kraft von Steinen wurde fälschlich mit dem Namen des Orpheus versehen (sog. «orphische Lithika», Ps. Orpheus). Es gehört zu der bis ins Mittelalter beliebten literarischen Spezies der Steinbücher (Lapidarien). Bemerkenswert ist, daß hier mimetische (szenische Schilderung, Dialogform) und amimetische Dichtung eine Verbindung eingehen. Mysterienhaft-religiöse Momente lassen sich vielleicht in dem vom Verfasser gewählten Einweihungs- und Bekehrungshabitus ausmachen. Die Beglaubigungsstrategien greifen auf göttliche Autorität (u. a. erteilt Hermes den Auftrag zur Mitteilung der Lehre), menschliche Weisheit (insbes. die des Redeführers Theiodamas) sowie «empirische» mythisch-historische Exempla zurück. Der ästhetisch-literarische Wert wird hoch eingeschätzt. [26]

Im 4. Jh. n. Chr. hat HELLADIOS VON ANTINOUPOLIS in jambischen Trimetern eine «Chrestomathie» (Sammlung von Wissenswertem) verfaßt (Prosaauszug bei Photios) mit dem Schwergewicht auf sprachlich-grammatischen Eigentümlichkeiten (wohl auf lexikographischer Grundlage).

Die römische L. setzt im 2. Jh. v. Chr. ein: ENNIUS gibt unter dem Titel «Epicharmus» in einer Traumeinkleidung naturwissenschaftliche (v. a. pythagoreische und empedokleische) Lehre in trochäischen Septenaren und überträgt in den «Hedyphagetica» («Leckerbissen») ein (parodisches?) Lehrgedicht (mehr als 300 Verse erhalten) des ARCHESTRAT VON GELA (oder Syrakus; 2. H. 4. Jh. v. Chr.). Bei ACCIUS ist der didaktische Impuls unverkennbar – auch im dramatischen Werk; ob dies aber zu eigentlicher L. geführt hat (zu Fragen des griechischen und römischen Theaters, Kulturgeschichtlichem, vielleicht sogar Astrologischem) muß offen bleiben.

CICEROS Affinität zur L. dokumentieren die Übersetzungen von Arats «Phainomena» sowie die Parallelen zu Lucrez in seiner spärlich überlieferten epischen Dichtung. In der 2. H. des 1. Jh. v. Chr. legt VARRO ATACINUS eine Teilübertragung Arats über die Wetterzeichen («Ephemeris») vor, außerdem ein kosmologisch-geographisches Lehrgedicht («Chorographia») in Anlehnung an die griechische Vorlage des ALEXANDER VON EPHEOS, vermutlich eines Zeitgenossen. Ebenfalls ins 1. Jh. v. Chr. gehört AEMILIUS MACER mit seiner «Ornithogonia» (Verwandlung von Menschen in Vögel, nach einem hellenistischen Lehrgedicht); die «Theriaca» (vielleicht auch ein gesondertes Werk über Heilkräuter) stehen in deutlicher Nikandernachfolge. [27]

Aus der bunten, durch die Rezeptionssituation der römischen Kultur bedingten Fülle der L. (ein Katalog artistischer L. über triviale Sujets bei Ovid, Tristien II, 471 ff.) hebt sich das die weitere Gattungsgeschichte bis in die Neuzeit bestimmende Werk des LUCREZ «De rerum natura» heraus (60/50er Jahre d. 1. Jh. v. Chr.;

unvollendet). Zeitlich unmittelbare Nachfolge hat es in dem gleichnamigen Werk eines EGNATIUS gefunden, das Macrobius erwähnt und aus dem er 2 Fragmente zitiert; auch hören wir von der Darstellung empedokleischer Lehre durch einen Sallust. In 6 Büchern wird von Lucrez in Erneuerung der L. des Empedokles epikureische Physik gegeben (I/II: Atomlehre; III/IV: die Seele und ihre Funktionen; V/VI: Kosmologie – einschließlich Kultur-entstehung – und Naturerscheinungen). Das Hauptinteresse liegt jedoch darin, von Todesangst und Götterfurcht durch Aufklärung zu befreien und damit ein sinnerfülltes Leben zu ermöglichen. Die Spannung zwischen philosophischer Rationalität, die sich u.a. in der stark argumentativen und mit Vorliebe konträre und kontradiktorische Positionen ad absurdum führenden Darstellung niederschlägt, und Dichtung löst sich in zweifacher Weise auf: die poetischen Mittel treten in den Dienst sowohl der Wissensvermittlung (Anschaulichkeit und Transparenz – Reiz und «Stübe» der Poesie, s.o.) als auch der Wissenssicherung und des pädagogischen Enthusiasmus im Hinblick auf das übergeordnete Ziel der Lebensbewältigung. Dem ist der Einprägungsstil mit vielfachen Wiederholungen, die Ponderierung der Darstellung, Perspektivität, die realistische Herausarbeitung der Bedrohung durch Tod und Vergänglichkeit zu integrieren. [28]

Die diesen beiden Phänomenen korrelierenden Elemente «Schwierigkeit» und «Bedeutsamkeit» werden für das lucrezische Werk von VERGIL in den «Georgica» (30er Jahre d. 1. Jh. v. Chr. und kurz danach) eigens bestätigt (II, 475ff.). Die «Georgica», das zweite prägende Muster der L., haben angeblich Leichteres und weniger Bedeutsames zum Thema (vgl. III, 289ff., auch 1ff.). Damit stellt sich Vergil nicht nur in Kontrast zu Lucrez, sondern auch in die Tradition der hellenistischen L. Entsprechend greift er auf landwirtschaftliche Fachliteratur (neben griechischen Quellen v.a. Cato und Varro) zurück. Die 4 Bücher behandeln Ackerbau (einschl. Wetterkunde), Baum-, Vieh- und Bienenzucht – das Thema Gartenbau wird ausgespart (IV, 116 ff.), so daß es später sowohl von Columella (s.u.) als auch von dem Neulateiner R. RAPIN im 17. Jh. nachgetragen werden kann. Sie sind so kunstvoll komponiert, daß das Werk als Vollendung lateinischer Poesie überhaupt galt. Trotz der Beteuerung, Bauern praktische Anweisungen geben zu wollen (z.B. I, 41f.), ist die eigentliche Thematik eine ethisch-philosophische (naturgemäßes Leben), aber auch eine politische (ebenfalls im Gegensatz zu Lucrez), wie sich in der Auswahl der behandelten Gegenstände, den Gleichnissen und bes. den zahlreichen Exkursen zeigt. Das Landleben, in dem sich Spuren der Goldenen Zeit erhalten haben, repräsentiert paradigmatisch eine sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Lebensordnung. Indiz dafür ist die schon sprachlich sich manifestierende menschliche Beseelung der Natur. Die künstlerische Form (L. als Kleinform, der seit dem Hellenismus auch das *Ascraeum carmen* Hesiods zu subsumieren ist, im Gegensatz zum großen, panegyrischen Epos; streng ordnende Disposition; liebe- und hingebungsvolle Ausarbeitung des Details) ist nichts Äußerliches oder Artifizielles, sondern die sinnfällige Realisierung des inhaltlichen Programms.

Die sog. «Ars poetica» (zw. 14 u. 8 v. Chr.?) des HORAZ wird häufig kategorisch aus der L. ausgeschlossen. Doch gehört sie zumindest partiell in die Tradition der L. In der Versepistel (476 Verse) wird auf hellenistischer, ihrerseits ältere Theorien rezipierender Grundlage unter starker Betonung des technischen Aspekts Dichtungskritik

und angewandte – das ist die Besonderheit – Dichtungstheorie geboten. Dem Stilgesetz des poetischen Briefs sind die scheinbar mangelnde Stringenz der Argumentation, die sprunghaften oder verdeckten Übergänge zu verdanken. Das Werk integriert sich in die übrige horazische Dichtung [29], daraus resultiert auch die Einbettung der Poetik in übergreifende ethisch-philosophische Zusammenhänge.

Zwei Gattungen kreuzen sich auch in der erotischen L. OVIDS: römische Liebeselegie und Lehrgedicht. Die Elegie weist bereits didaktische Elemente auf, so daß der Übergang zur erotischen L. konsequent ist. Die Einordnung der erotischen L. ist eng verflochten mit der Deutung der ovidischen (Liebes-)Dichtung insgesamt. Erkennt man darin ironisches Spiel mit der literarischen Tradition, führt das zur Parodie, worin dann das artistische Moment begründet wäre; ein Ansatz hingegen, der ihr ernsthafte Anliegen wie die Propagierung einer spezifischen, zivilisierten und humanen oder modern-aufklärerischen Liebesform oder aber die Konzeption von Liebe als Bestandteil menschlicher Kultur zuordnet, findet diese auch in der L. wieder. Die «Ars amatoria» (3 Bücher) und die «Remedia amoris» («Heilmittel gegen die Liebe», 1 Buch), um die Zeitenwende entstanden, erteilen in eleg. Distichen zunächst Männern Lehren, wie Frauen methodisch zu suchen, zu gewinnen und festzuhalten seien, dann stellen sie für Frauen entsprechende Liebeslehren bereit, um schließlich über die Möglichkeiten zu unterrichten, wie man sich gegen die Liebe wehren oder von ihr befreien kann. Dabei ist die Nähe zur philosophischen Affekttherapie und insbes. zu Lucrez offensichtlich intendiert. Bei den «Medicamina faciei femineae» über kosmetische Mittel, von denen nur der Anfang erhalten ist (100 Verse im elegischen Metrum), läßt sich eher ein Versifikationsexperiment denken, doch auch hier ist der Inhalt provozierend. Die «Halieutica» (etwas mehr als 100 Verse erhalten) – wohl doch ein Werk Ovids und der letzten Lebenszeit (gest. 18 n. Chr.) entstammend – dürften einen poetischen Zeitvertreib als Überlebensstrategie in der Verbannung darstellen. Höchst zweifelhaft ist, ob Ovid auch «Phainomena» verfaßt hat, aus denen ganz wenige Verse überliefert werden.

Als Kontrast zu Vergil kann COLUMELLA (1. Jh. n. Chr.) dienen, der in Befolgung der ausdrücklichen vergilischen Anweisung die thematische Lücke füllt und seinem landwirtschaftlichen Traktat «De re rustica» als 10. Buch ein ursprünglich als krönender Werkabschluß gedachtes Lehrgedicht über den Gartenbau einfügt. C. ist Fachmann, sein Anliegen wie im Prosawerk durchaus praktisch. Von der in Form einer *praeteritio* gegebenen vergilischen Skizzierung des stillen und gesicherten Glücks, das im Gartenbau zu finden sei, ist nichts geblieben. Die Versifizierung bedient sich des vergilischen Vorbilds zur Ausschmückung mit poetischen Versatzstücken. In der Nachfolge Columellas wiederum befindet sich PALLADIUS mit dem Lehrgedicht «De insitione» («Vom Pfropfen»; spätantik, viell. 5. Jh.; Zuweisung umstritten). Nach einem Prosabrief und einem Widmungsgedicht an den Adressaten Pasiphilus wird in elegischen Distichen (mit Widmungsgedicht 170 Verse) nüchtern und mit geringem poetischen Aufwand Sachwissen dargeboten, das Partien aus dem vermutlich eigenen Prosalehrbuch «De re rustica» rekapitulierend zusammenfaßt. Der Autor bezeichnet die Versifikation selbst als «Spielerei», doch entspricht das einer in der Spätantike geläufigen Bescheidenheitstopik. Zu nennen ist hier auch die

5. Eclogue des CALPURNIUS SICULUS aus neronischer Zeit, in der ein alter Hirte einem jüngeren nach Vergils *«Georgica»* über das Teilgebiet der Ziegen- und Schafzucht in 121 Versen Lehren erteilt. Damit wird die L. in die bukolische Gattung eingeführt; im Lichte der anderen Gedichte des Calpurnius ist dies als poetologische Reflexion zu verstehen.

Das astronomisch-astrologische Gebiet wird durch die 5 Bücher *«Astronomica»* des MANILIUS (Name unsicher) vertreten (9 n. Chr. bis in die Zeit des Tiberius; unvollständig oder doch ursprünglich anders geplant). Das Werk ist systematisch und sachorientiert, in ihm wird der elitäre Wahrheits- und Ernsthaftigkeitsanspruch der frühen griechischen L. erneuert. Thema dieses *«friedlichen Universalgedichts»* sind die in den Himmelsphänomenen sich zeigende göttlich-rationale Ordnung der Welt, die Einwirkung der Gestirne auf die irdischen Verhältnisse und das menschliche Leben (einschließlich der Dichter), Vorsehung und Schicksalsbestimmung. Manilius setzt der epikureisch-atomistischen Aufklärung des Lucrez Pantheismus und stoisch geprägte *ratio* entgegen. Damit findet eine gewisse Erbaulichkeit Eingang (zuweilen auf Kosten der argumentativen Stringenz). Die poetische Form findet Rechtfertigung in der Sachangemessenheit, da nur sie *«in erhabener Ordnung»* (III, 93) der Struktur und Würde des Themenbereichs gerecht zu werden vermag – die *«Stilfiguren entsprechen häufig auf geradezu «hermetische» Weise astrologischen Sachverhalten»* [30] –, zugleich aber auch im Hinblick auf Vermittlung und Rezeption des nicht nur, wie hervorgehoben wird, schwierigen, sondern auch überaus bedeutenden Gegenstands. Hier haben wohl auch die bei Manilius zu beobachtenden poetisch-ornamentalen Elemente ihren Ort.

In der Tradition des Lucrez und des Manilius steht das geologische Lehrgedicht *«Aetna»* eines nicht bekannten Autors über den Vulkanismus, der v. a. durch Hohlräume in der Erde und Winde erklärt wird (646 Verse; vielleicht ca. 70 n. Chr.). Der Verfasser fühlt sich in Abgrenzung gegen Mythos und dichterische Phantasie der naturwissenschaftlichen Wahrheit verpflichtet, zeichnet zugleich seinen Gegenstand gegenüber anderen wissenschaftlichen Sujets als bes. *«fruchtbar»* und existenziell bedeutsam aus (222ff.). Argumentativ bedient er sich des Vergleichs mit typisch römischen Lebensbereichen, zumal dem von Krieg und Kampf, und der Evidenz der Sinneswahrnehmung. Die Faszination durch das bewunderungswürdige Naturschauspiel erlaubt aber auch ihm die Integration des Mythos. Epikureische Rationalität und stoisch-religiöser Enthusiasmus gehen bei ihm eine auffällige Verbindung ein.

Der medizinische *«Liber medicinalis»* des QUINTUS SERENUS (wohl 2. H. 4. Jh. n. Chr.), der eine umfangreiche, vermutlich vom Verfasser selbst nach Kapiteln eingeteilte Sammlung kostengünstiger Rezepte enthält, ist auf praktisch-belehrenden Nutzen abgestellt. Sachliche Hauptquelle ist Plinius d. Ä., die Poetisierung ist ausgesprochen zurückhaltend und hat untergeordnete Funktion. In den Rückgriffen auf Literatur bes. republikanischer Zeit zeigt sich ein zeittypischer Klassizismus. Die Wirkung auf die Neuzeit ist erstaunlich groß; auch WALAHRID STRABO (*«De cultu hortorum»*) dürfte das Werk benutzt haben.

Ein Spezialgebiet der Medizin, die Tiermedizin, hat u. a. auch in die L. über die Jagd Eingang gefunden (Hunde und Pferde). Kynenetische Lehrgedichte sind – unvollständig – von GRATIUS und NEMESIAN erhalten. Das Gedicht des Grattius (Anf. 1. Jh. n. Chr.) bricht nach

541 Versen, nach Behandlung von Jagdgeräten, Jagdhunden und Pferden, ab. Der Verfasser gibt sachliche Anweisungen, erhebt aber zugleich den Anspruch, mit seinem Thema einen wichtigen Beitrag zur Existenzsicherung und Kultur des Menschen zu leisten, wobei die Jagd in der Nachfolge der zivilisatorischen Taten des Hercules gesehen wird. Damit rückt das Werk zwar deutlich in einen mit der Heilsbotschaft des Lucrez konkurrierenden Kontrast [31], doch entbehrt das Konzept nicht abgelegener Künstlichkeit. Der offensichtlichen formalen Vergilimitation korreliert dagegen in der moralisierenden Auffassung der Jagd (95ff., 307ff.) ein ernstzunehmender Wettstreit mit Wertkategorien der *«Georgica»*. Der Autor sucht formal wie im inhaltlichen Anspruch Anschluß an seine beiden großen Vorgänger. Die *«Cynegetica»* [32] Nemesians (ebenfalls nur 325 Verse überliefert; 2. H. 3. Jh. n. Chr.) stimmen der sachlichen Thematik nach mit Grattius überein, allerdings in variierender Abfolge (Hunde, Pferde, Jagdgeräte). Die klassizistische Vergilimitation ist wie auch in dem übrigen Werk des Nemesian ausgeprägt; vor allem diesem Impuls ist das Lehrgedicht offenbar entsprungen (das Thema *«Jagdhunde»* vervollständigt die vergilischen Andeutungen). Dabei hat Nemesian im Gegensatz zu Grattius nicht den *labor-* und *industria-*Aspekt der *«Georgica»* rezipiert, sondern die bukolisch-apolitische Seite des Stadt-Land-Gegensatzes auf seinen Gegenstand übertragen. Bei Nemesian steht das künstlerische Anliegen im Vordergrund, Dichtung wird zu einem Vehikel sozialer Anerkennung. Die *«Cynegetica»* dienen im Mittelalter als Schulbuch (Hinkmar von Reims) und haben auf die L. der Humanistenzeit gewirkt.

Als Bearbeiter griechischer L. tritt im 4. Jh. n. Chr. AVIEN hervor: Die *«Descriptio orbis terrae»* (Beschreibung des Erdkreises) hält sich relativ eng an die *«Perihege»* des Dionysios – Priscian wird sie für seine einerseits vereinfachende, andererseits christianisierende Transformierung der *«Perihege»* benutzen; für die jambische *«Ora maritima»* (Meeresküste) (713 Verse erhalten: Atlantikküste von der Nordsee bis Gibraltar, dann Mittelmeerküste bis Marseille; auf veralteter sachlicher Grundlage, viele Einzelheiten umstritten) ist vermutlich mit einem entsprechenden hellenistischen Lehrgedicht als Vorlage zu rechnen; die *«Aratea»* stellen eine selbständige, stark erweiternde und auch andere Quellen berücksichtigende Bearbeitung von Arats *«Phainomena»* dar (fast 1900 Verse), die als Synthese antiker Fachwissenschaft, aber auch religiös-philosophischen Wissens verstanden sein will, wie etwa die Einbeziehung des Pantheismus des Manilius zeigt. Vielleicht hat Avien in einem Werk didaktischen, Schulübungen nahestehenden Charakters auch vergilische Mythen in jambischer Form behandelt (wir hören in diesem Zusammenhang von Astrologischem). Avien ist damit typischer Repräsentant des spätantiken kulturellen Konservativismus.

Auf grammatisch-rhetorischem Gebiet liegen die drei, in der Überlieferung fälschlich zu einem zusammengefaßten Lehrgedichte des TERENTIUS MAURUS (vermutl. 3. Jh., jedenfalls vor Mitte 4. Jh. n. Chr.) *«De litteris»*, *«De syllabis»*, *«De metris»* vor. Sie sind in wechselnden, teils der didaktisch einprägsamen Exemplifizierung, dann aber auch der Kurzweil von Autor und Leser dienenden Metren verfaßt. Der Verfasser gibt seinem Stolz Ausdruck, *«siegreich»* die Materie bewältigt zu haben. Hinzu kommt ein anonymes *«Carmen de figuris»* (186 Verse; ca. 500 n. Chr.), das kompendienartig und schematisch in Aufbau und Durchführung Wortfiguren behandelt. [33]

Der Grammatiker RUFINUS VON ANTIOCHIA (Exzerpte) sowie vermutlich ein ALBINUS haben sich dichterisch ebenfalls in Metriklehre betätigt. Grammatikerprodukt ist auch die nicht vollständig erhaltene national-römisch gefärbte Lebensbeschreibung Vergils durch PHOCAS (Anf. 5. Jh. n. Chr.), die von an die Muse Clio als Bewahrerin der Vergangenheit gerichteten sapphischen Strophen eingeleitet wird.

In die Zeit um 500 n. Chr. wird das *«Carmen de ponderibus et mensuris»* (Über Gewichte und Maße) und das spezifische Gewicht von Flüssigkeiten, Mischungsverhältnisse von Metallen; 208 Verse) gehören – mit klarer, auf nachvollziehbare Belehrung zielender Gliederung in gekonntem Stil.

Die Versifizierung diverser Wissensstoffe ist seit der Kaiserzeit, besonders in der Spätantike, ein viel geübtes Verfahren (auch Epigramme und inschriftliches Material zeugen davon). Diese Produkte bewegen sich auf der schwer bestimmbar Grenze zwischen im Schulbetrieb verankerter Mnemotechnik, gelehrtenhaft eitler Artistik und Thesaurierung von Wissen und formalem Können im Dienste einer Kulturideologie. Ein Großteil der Dichtung des AUSONIUS (4. Jh.) kann hier als repräsentativ gelten [34], auch auf die Centonen-Praxis ist zu verweisen. Dabei handelt es sich um einen paganen Traditionsalismus, der, dem Ideal des «gelehrten Dichters» verpflichtet, in der Kombination von praktischer Brauchbarkeit und identitätsstiftender Selbstvergewisserung überkommenes Wissen zu bewahren und in einer dem Kulturbewußtsein adäquaten ästhetischen Form zu präsentieren sucht. Das Bedürfnis nach Plakativität und leichter Handhabbarkeit kann dabei so weit gehen, daß sogar Philosophie und Ethik, wie sich etwa in den *«Disticha Catonis»* (und den *«Monosticha»*), den *«Sprüchen der Sieben Weisen»* oder einigen der *«Eclogae»* des Ausonius zeigt, zu einfachen Lebensregeln gerinnen oder zu einem dünnen Gerüst schrumpfen; in diesen Fällen kann von L. schwerlich mehr gesprochen werden.

Mit der umfassenden Aneignung der wissenschaftlichen und poetischen Tradition tritt das Christentum in vereinnahmende Konkurrenz. Von der apogetischen Grundhaltung her eignet der christlichen Literatur von vornherein eine polemische, protreptische und didaktische Tendenz. Didaxe erhält einen neuen, auf das Mittelalter vorausweisenden Stellenwert, sie durchdringt alle literarischen Formen mit einem radikalen Wahrheitsanspruch, so daß eine Spezifizierung von L. kaum mehr sinnvoll bzw. das literarische Spektrum anders zu strukturieren ist. Das zeigt sich schon an der Transformierung von Ästhetik in *«Erbauung»* und dem auch die pagane Literatur umfassenden moralisch-didaktischen Literaturverständnis. Bezeichnend ist das Aufkommen der Hymnendichtung, die zugleich dogmatischer Selbstvergewisserung dient. Die Lehre wird bei strikt pragmatischer Abzweckung zu An- und Unterweisung. [35] Bekenntnis, Mahnung und Bekehrung sind die tragenden Pfeiler. Die gemeinhin als Vertreter von *«paränetischer»* oder *«antihäretischer»* christlicher Literatur eingestuft Autoren (z. B. COMMODIAN, ORIENTIUS, PROSPER TIRO VON AQUITANIEN, v. a. aber PRUDENTIUS und der Anonymus des *«Carmen adversus Marcionitas»*) [36] zeigen zwar lehrhafte Züge – zumal in antihäretischem Zusammenhang, doch gelten bei Dominanz der paränetischen Intention die in Teil A. formulierten Einschränkungen. Das polemische Moment wiederum bedingt punktuelle (wenn auch nicht unbedingt aktuelle) und engagierte Gebundenheit. Auch kann der Rekurs auf

persönliche Erfahrung im Sinne eines Bekehrungserlebnisses die Argumentation ersetzen (so auch in der christlichen Transformierung der Rinderheilkunde des ENDELECHIUS). Die stärkste Affinität zur konventionellen L. weisen vielleicht die *«Apotheosis»* (über die wahre Natur Christi) und die *«Hamartigenia»* (vom Ursprung der Sünde; jeweils mit jambischem Vorwort) des Prudentius (2. H. 4. Jh.) sowie das *«Carmen adversus Marcionitas»* (5 Bücher; vermutlich 1. H. 5. Jh.) [37] auf.

Anmerkungen:

1L. L. Albertsen: Das Lehrgedicht (Aarhus 1967) 10ff. – 2Gottschied Dichtk. I. Abschn. VIII. Hauptst. §9. – 3R. S. Crane (Hg.): *Critics and Criticism* (Chicago/London 1952 u. ö.). – 4vgl. L. L. Albertsen: Zur Theorie u. Praxis der didaktischen Gattungen im dt. 18. Jh., in: DVjs 45 (1971) 181–192; s. auch die Grundsatzdiskussion zur Vorlage S.J. Schmidt: Ist *«Fiktionalität»* eine linguistische oder eine texttheoretische Kategorie?, in: E. Gülich, W. Raible (Hg.): *Textsorten* (1972) 72–80. – 5H. Kallweit: *Lehrhafte Texte*, in: H. Brackert, J. Stückrath (Hg.): *Literaturwiss. Grundkurs* 2 (1981) 75–101, hier 97. – 6Arist. *Poet.* 1447b. – 7Arist. *Poet.* 1448b. – 8Comitorum Graecorum *Fragmenta* I/1 50–53 Kaibel. – 9Gramm. Lat. I, 482, 13ff. – 10Scaliger *lib. I*, c. 3 = Bd. 1 (1994) 90. – 11vgl. C. Siegrist: *Das Lehrgedicht der Aufklärung* (1974). – 12J. W. v. Goethe: *Über das Lehrgedicht* (1827), in: E. Beutler (Hg.): *Gedenkausg.* Bd. 14, 370–372, hier 370. – 13G. v. Wilpert: *Sachwtb. d. Lit.* (1989) 504. – 14vgl. W. Richter: *Lehrhafte Dichtung*, in: RDL², Bd. 2, 31–39, hier 36. – 15U. Fülleborn: *Um einen Goethe von außen bittend* (1983) 14ff. – 16Richter [14] 36. – 16aLucrez 1,936ff. = IV, 11ff. – 17vgl. B. Effe: *Dichtung u. Lehre* (1977). – 18B. Fabian: *Das Lehrgedicht als Problem der Poetik*, in: H. R. Jauß (Hg.): *Die nicht mehr schönen Künste* (1968) 67–89, bes. 88f.; *Diskussion* 549–567. – 19vgl. W. Hübner: *Die Begriffe «Astrologie» u. «Astronomie» in der Antike* (1990, Abh. der Akad. der Wiss. und Lit. Mainz, geistes- u. sozialwiss. Kl. 1989/7). – 20B. Snell: *Die Entdeckung des Geistes* (1986) 45–55, hier 49. – 21W.-L. Liebermann: *Sprachauffassungen im frühgriech. Epos und in der Mythologie*, in: P. Schmitter (Hg.): *Sprachtheorien der abendl. Antike* (1996) 26–53, hier 31. – 22H. Pfeiffer: *Die Stellung des parmenideischen Lehrgedichtes in der epischen Trad.* (1975). – 23Liebermann [21] 39f. – 24U. Hölscher: *Anfängliches Fragen* (1968) 212. – 25nach anderen Effe [17] 40ff. – 25avgl. H. v. Staden: *Gattung u. Gedächtnis: Galen über Wahrheit u. L.*, in: W. Kullmann, J. Althoff, M. Asper: *Gattungen wiss. Lit. in der Antike* (1998) 65–94. – 26M. L. West: *The Orphic Poems* (Oxford 1983 u. ö.) 36. – 27alle Frg. bei E. Courtney: *The Fragmentary Latin Poets* (Oxford 1993); W. Morel, K. Büchner, J. Blänsdorf: *Fragmenta poetarum latinorum epicorum et lyricorum* (1995). – 28vgl. F. Klingner: *Philos. u. Dichtkunst am Ende des zweiten Buches des Lucrez* (zuerst 1952), in: *Stud.* (1964) 126–155. – 29C. O. Brink: *Horace on Poetry* (Cambridge 1971) 443ff.; vorzügl. Überblick bei Fuhrmann *Dicht.* 111ff. – 30W. Hübner: *Manilius als Astrologe u. Dichter*, in: ANRW II 32.1 (1984) 126–320, hier 214. – 31vgl. Effe [17] 155f. – 32zum Titel H. J. Williams: *The Eclogues and Cynegetica of Nemesianus* (Leiden 1986) 161. – 33M. Squillante (Hg.): *De figuris vel schematibus* (Text, Übers., Komm.; Rom 1993). – 34W.-L. Liebermann, in: R. Herzog, P. L. Schmidt (Hg.): *Hb. der lat. Lit. in der Antike*, Bd. 5 (1989; Turnhout 1993) §554. – 35anders K. Thraede: *Epos*, in: RAC Bd. 5, 983–1042. – 36Materialüberblick bei M. Schanz, C. Hosius, G. Krüger: *Gesch. d. röm. Lit.* IV/2 (1920) 633 u. Thraede [35] 1014ff. – 37K. Pollmann: *Das Carmen adversus Marcionitas* (Text, Übers., Komm.; 1991).

Literaturhinweise:

W. Kroll: *Stud. zum Verständnis der röm. Lit.* (1924; ND 1964) 185–201. – ders.: *Lehrgedicht*, in: RE Bd. 12.2, 1842–1857. – G. Luck: *Didaktische Poesie*, in: W. H. Friedrich, W. Killy (Hg.): *Literatur* 2/1 (1965) 151–162. – H. Erbe, W. Schmid: *Lehrgedicht*, in: LAW 1699–1703. – K. R. Scherpe: *Gattungspoetik im 18. Jh.* (1968) – W. V. Ruttkowski: *Die lit. Gattungen* (1968). – H.-W. Jäger: *Zur Poetik der L. in Deutschland*, in: DVjs 44 (1970) 544–576. – B. Sowinski: *Lehrhafte Dicht. des MA* (1971).

– E. Pöhlmann: Charakteristika des röm. Lehrgedichts, in: ANRW I 3 (1973) 813–901. – K.W. Hempfer: Gattungstheorie (1973). – C. Siegrist: L., in: R.-R. Wuthenow (Hg.): Dt. Lit. Eine Sozialgesch., Bd. 4 (1980) 218–233. – W. Hübner: Die Rezeption des astrolog. Lehrgedichts des Manilius in der ital. Renaissance, in: R. Schmitz, F. Krafft (Hg.): Humanismus u. Naturwissenschaften (1980) 39–67. – H.-W. Jäger: L., in: R. Grimminger (Hg.): Hausers Sozialgesch. d. dt. Lit., Bd. 3 (1980) 500–544. – E. Pöhlmann: Nützliche Weisheit: das antike Lehrgedicht, in: Propyläen Gesch. d. Lit., Bd. 1 (1981) 138–165. – W. Kirsch: Probleme der Gattungsentwicklung am Beispiel des Epos, in: Philologus 126 (1982) 265–288. – M. Lausberg: Epos u. Lehrgedicht, in: Würzburger Jb. f. d. Altertumswiss. N.F. 15 (1989) 173–203. – L.L. Albertsen: L., in: U. Ricklefs (Hg.): Fischer Lex. Lit., Bd. 2 (1996) 937–960. – A. Dalzell: The Criticism of Didactic Poetry (Toronto 1996). – G. Wöhrle: Bemerkungen zur lehrhaften Dicht. zw. Empedokles u. Arat, in: W. Kullmann, J. Althoff, M. Asper (Hg.): Gattungen wiss. Lit. in der Antike (1998) 279–286.

W.-L. Liebermann

II. Mittelalter. Im mittelalterlichen Literaturverständnis ist Lehrhaftigkeit als Vermittlung von Wissen und als Handlungsanleitung zum Lebensvollzug eine Grundanforderung, die sich auf den Ebenen der Textproduktion und -rezeption je neu stellt. Vorstellungen von ästhetischer Autonomie sind nur in Ansätzen faßbar, sie stellen die Funktionalität von Literatur nie in Frage; Gebrauchsliteratur und «schöne Literatur» werden nicht unterschieden. Andererseits finden sich in den mittelalterlichen Gattungspoetiken Termini zur Bezeichnung einer eigenen didaktischen Gattung, die aber systematisch verschieden eingebettet sind und die literarische Praxis nicht abdecken. [1] In diesem Feld mit unscharfen Übergängen kann man dennoch vom rein pragmatischen Schrifttum die Lehrdichtung als literarisch-rhetorisch geformten Text in (stilisierter) Prosa oder in Versen abheben; sie erscheint zum einen als didaktische Dimension jeder mittelalterlichen Dichtung, dann im engeren Sinne in einer Fülle konkreter didaktischer Textsorten (Gattungen und Subgattungen; Mischformen, die sich gegen klare Systematisierung sperren). Als Wissensbereiche fließen die antiken Quellen mittelalterlicher Schriftkultur, jüdisch-christliche Traditionen sowie ein Fundus aus den jeweiligen Substratkulturen (z.B. Keltisches, Germanisches) zusammen.

Reflektiert wird die allgemeine Lehrhaftigkeit von Literatur vor allem in der Nachfolge des HORAZ (Stichwörter: *prodesse-delectare; utile-dulce*, «Ars poetica» 333; 343) und in der Kategorie *utilitas* der schulmäßigen Einführungen in die Autoren (*accessus ad auctores*). [2] Einen christlichen Leitsatz formuliert PAULUS in Röm 15,4: «Quaecumque enim scripta sunt, ad nostram doctrinam scripta sunt» (Denn alles Geschriebene ist zu unserer Belehrung geschrieben). In den Dichtungen selbst finden sich Reflexe auf den Nutzen und die Lehrfunktion von Literatur, auf die diesbezüglichen Leistungen des Autors und Hörers bzw. Lesers vor allem in den Prologen oder an anderen Stellen, welche Lehre und Wissensvermittlung zum Thema machen. [3]

Zur allgemeinen, die Gattungen querenden Lehrhaftigkeit seien zunächst wichtige Formtypen festgehalten: Aus antiken, jüdischen und christlichen Wurzeln entwickelt sich die *Allegorie* mit ihrer semantischen Zwei- oder Mehrstufigkeit. Die allegorische Auslegung kann zu vorliegenden Texten interpretierend hinzutreten oder Texte von vornherein strukturieren, auf jeden Fall ermöglicht sie offene, ausbaufähige Räume lehrhafter Sinnengewinnung in der Rezeption. So wird aus der Allegorisierung vor allem der Bibel und der antiken Klassiker (Vergil,

Ovid u.a.) sowie aus dem Wissen um die ganze geschaffene Welt (versammelt z.B. in Lapidarien oder in Bestiarien wie dem «Physiologus») ein immenses, je neu aktualisierbares und im einzelnen modifizierbares Traditionspotential an lehrhaften Gehalten aufgebaut, das über das allegorische Verfahren in Texten abgerufen werden kann. Das *exemplum* bezieht sich auf Ereignisse aus geschichtlichen und poetisch-fiktiven Quellen und wertet diese belehrend, oft im Sinne positiver oder negativer Nachfolge aus. [4]

Von der Belehrung mit allgemeingültigem, in der Schöpfungsordnung oder in der Tradition begründetem Wissen ist zu unterscheiden eine auf den geschichtlichen Moment zugespitzte Lehrhaftigkeit, wie sie in der propagandistischen Literatur verfolgt wird. Doch werden auch politisch aktuelle Forderungen durchweg an den verbindlichen *ordo* zurückgebunden. Politische Literatur entwickelt so diverse Formen der informierenden, mahnenden, warnenden Rede. Sie versucht Wirkungen zu erzielen durch Lob und Tadel, durch die Darstellung idealer oder kritisch angeprangerter Zustände (Utopie, Satire).

Die Auswahl der Lehrinhalte kann punktuell, in bestimmten Themengruppen, oder mit enzyklopädischem Anspruch erfolgen. Ihre Anordnung kann locker bis straff organisiert erscheinen; häufig bilden jahrhundertlang feste, an Symbolzahlen gebundene Reihen den Hintergrund (Septenare z.B. bei den freien Künsten; den Kardinaltugenden und -lastern); beliebt sind genealogische Ordnungsschemata. [5] Für den Aufbau didaktischer Texte kann ein beschreibender oder erzählender Rahmen gewählt werden, in welchen die Lehren literal eingelagert oder aus dem sie allegorisch entwickelt werden (etwa nach Mustern von Weg, Reise; Kampf und Versöhnung; modellbildend z.B. die «Psychomachia» des PRUDENTIUS, 4. Jh.). Als Darbietungsform ist der monologische Vortrag einer Lehrinstanz möglich (in Traktat, Predigt oder Brief). Häufig werden dialogische Formen gewählt wie Lehrgespräch (Lehrer-Schüler, Vater-Sohn, Mutter-Tochter), Streitgespräch (vgl. die romanischen *débats/contrasti*), Prozeß (vgl. die Satansprozesse [6] oder die Formmischung im «Ackermann» des JOHANNES VON TEPL, 1400/01). Die Norm kann dabei positiv aufgebaut oder auch in negativer Brechung vermittelt werden (Geißelung von Mißständen, parodistische Umkehrung der Ratschläge).

Wichtig ist der mittelalterlichen Didaxe die Legitimierung von Lehre: Einerseits sichert sich der Lehrende durch vorgeprägte Rollen ab (der Weise, der göttlich Inspirierte, der Bote usw.). Inhaltlich beruft er sich auf das alte, autoritativ verbürgte Wahre, das durch (tatsächliche oder fiktive) Quellenangaben, Wahrheitsbeteuerungen, Autoritätenszitate, Exempel gestützt wird. Zum andern ist die rechte Aufnahme der Lehre und ihre Umsetzung in Taten vom Rezipienten zu leisten. Hier werden häufig bestimmte Zielgruppen (Stände, Geschlechter, Lebensalter, Berufe) angesprochen. Wie in der Bibelauslegung vorgezeichnet, werden Schichten der Anfänger und verschieden weit Fortgeschrittenen anvisiert, so daß sich ein Stufenweg des Erkennens aufbaut. Zahlreiche Werke sind für den Schulunterricht geschrieben. Die literarische Form hat dort vor allem pädagogisch ansprechende und mnemotechnische Funktion. Das ursprünglich intendierte Publikum modifiziert sich in der tatsächlichen Rezeption und ist aus der Überlieferungsgeschichte der Texte zu erfragen. In besonderen Fällen kann didaktische Literatur über ihre Funktion als

Wissensthesaurus hinaus auch an die Front theologisch, philosophisch, literarisch spekulierenden Erkennens vorstoßen (etwa in der platonistischen *«Cosmographia»* des BERNARDUS SILVESTRIS, DANTES *«Commedia»* oder der deutschen Mystik). Eine umfassende Darstellung der Poetik mittelalterlicher L., die einschließlich ihrer rhetorischen Mikrostrukturen zu erarbeiten wäre, existiert bislang nicht.

Im folgenden sind spezifische didaktische Textsorten in mittelalterlicher Literatur vorzustellen. Mit der Bibel-exegese hängt zusammen die *Bibeldichtung*, die neben der (nach-)erzählenden Leistung immer auch einen bestimmten theologischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Auslegungsstand festhält. [7] Das gilt auch für die *Hagiographie*, für Legende und Legendenepos. [8] Theologische Standards spiegeln sich in *geistlichen Gebrauchstexten*, z.B. *Gebeten* mit unterschiedlich dichter literarischer Stilisierung (so gibt es etwa mehr oder weniger reiche Paraphrasen und Poetisierungen des Vaterunser [9]), im *Traktat* und im *Erbauungsschrifttum*. Jenseitsvorstellungen werden in der *Visionsliteratur* vermittelt, wo es bestimmte Stoffe zu einer gesamteuropäischen Verbreitung bringen (z.B. die *«Visio S. Pauli»*, die *«Visio Tnugdali»*). [10]

Weltliche Wissensliteratur ist aus dem geistlichen Kontext nicht herauslösbar, insofern sie auf dem Lebensweg des Einzelnen und im Gang der Menschheitsgeschichte zu einem jenseitigen Ziel ihren Ort hat. Auch hier kann der Stoff zwischen Prosa und Versform wechseln. «Es gibt im Mittelalter kaum ein Wissensgebiet, das nicht – oft in Anlehnung an ein prosaisches Lehrbuch – in Versen dargestellt worden wäre: Komputistik, Rechenkunst, Zahlentheorie, Metrologie, Geographie, Botanik, Zoologie, Medizin, Pharmazie, Grammatik, Literaturgeschichte, theologische und ethische Themen.» [11] So war eine versifizierte *Grammatik*, das *«Doctrinale puerorum»* des ALEXANDER VON VILLEDIEU (um 1200) als Schulbuch bis in den Humanismus verbreitet. [12] Die moderne *Poetik (Rhetorik)* des 12./13. Jh. wird teils in Prosa, teils in kunstvollen Versen formuliert. [13] Sogar spitzfindige Sprachlogik wird in metrischem Gewand gelehrt. [14] Auszüge aus der bedeutendsten frühmittelalterlichen *Enzyklopädie*, den *«Etymologiae»* des ISIDOR VON SEVILLA, werden versifiziert. [15] Der deutsche enzyklopädische Lehrdialog *«Lucidarius»* (letztes Drittel 12. Jh.) ist programmatisch in Prosa verfaßt und wird bis ins 19. Jh. bearbeitet (82 Drucke). Die wichtigste altfranzösische Versenzyklopädie ist der *«Image du monde»* des GOSSUIN DE METZ (1240); BRUNETTO LATINI verfaßt seinen *«Tesoretto»* (1260–66) in italienischen Versen, seine *«Livres dou trésor»* (ca. 1267/68) in französischer Prosa. Das europäische Spätmittelalter erschließt in einem gewaltigen Bildungsprojekt lateinisch gelehrtens Fachwissen für breite volkssprachliche Laienkreise, und dies häufig in poetischer Gestalt. Historische Kenntnisse transportiert in Prosa und in vielfältiger Poetisierung die *Geschichtsschreibung* bzw. *Geschichtsdichtung*; indes versteht sich die volkssprachliche *Heldenepik* als Medium eines kollektiven oralen Geschichtsgedächtnisses. [16]

Zu dem aus der Antike bekannten Typus des *philosophischen Lehrgedichts* finden sich Beispiele in den lateinischen kosmologischen Allegorien der sog. *«Schule von Chartres»*. [17] Zahlreiche Lehrgedichte widmen sich der *Moraldidaxe*. Wie aus einem lateinisch-gelehrten Florileg, das die Kardinaltugenden systematisiert (WILHELM VON CONCHES, *«Moralium dogma philosophorum»*), eine

volkssprachliche Adelslehre in Reimpaaren werden kann, ist an der mittelhochdeutschen Bearbeitung durch WERNHER VON ELMENDORF zu verfolgen (um 1180). [18] Unter den Morallehren mit Summencharakter sind einige mittelhochdeutsche Dichtungen hervorzuheben: Auf vier zentrale Adelstugenden (im Hintergrund die klassischen Kardinaltugenden) ist *«Der Welsche Gast»* des Friauler Domherrn THOMASIN VON ZERCLAERE (1215/16) ausgerichtet. Dagegen ordnet die nächste deutsche Moralsumme, *«Der Renner»* des HUGO VON TRIMBERG (um 1300), ihren Stoff nach den sieben allegorisch exponierten Kardinallastern, denen komplementär Reue und Buße gegenüberstehen. Eine europäische Karriere treten von Italien aus an die lateinische, aus der Predigtpraxis erwachsene, die Stände symbolisierende Schachallegorie des JACOBUS DE CESSOLIS (2. Hälfte 13. Jh.) und die *«Fiori di virtu»* des TOMMASO DI GOZZADINI (Anfang 14. Jh.). Das aufgefächerte Ständeschema setzt sich in der spätmittelalterlichen Didaxe durch. Ursprünglich höfische Anstandslehren (z.B. *Tischzuchten*) rufen parodistische Varianten auf den Plan. Eine umfassende Lebenslehre im verzerrenden Kontext einer grotesken bäuerlichen Schwankhandlung entwirft *«Der Ring»* (gegen 1410) des Konstanzer bischöflichen Advokaten HEINRICH WITTENWILER. Lasterkritik und satirische Zeitschelte gestaltet das *«Narrenschiff»* des Basler Humanisten SEBASTIAN BRANT (Erstausgabe 1494), das eine gesamteuropäische Rezeption anstößt und für die Gattung der humanistischen *Narrenliteratur* bestimmend wird.

Eigene Kontinuitäten stiftet die Gattung der *Minneallegorie*, die nach höfischen Anfängen im Spätmittelalter vor allem von bürgerlich gelehrten Verfassern gepflegt wird. Exemplarisch ist dies am *«Roman de la rose»* des GUILLAUME DE LORRIS (ca. 1237) und seiner Fortsetzung durch JEAN DE MEUNG (1275–80) zu beobachten. Am Leitfaden der Minne werden hier umfassende Lebensentwürfe diskutiert. Didaktische Kleinformen repräsentieren *Fabel*, *Exempel*, *Dit*, *Reimrede* usw., Minimalformen *Sprichwort*, *Sentenz* (die *«Disticha Catonis»* erreichen wieder in gesamteuropäischer Verbreitung die Neuzeit; die virtuoseste und wirkungsvollste deutsche Spruchsammlung stammt von FREIDANK, gest. 1233?). Die Kurzformen tauchen auch als Einlagen in größeren Stücken auf.

Bestimmte didaktische Zweige bildet die gesamte mittelalterliche *Lyrik* aus (provenzalisches Enshamen, Sirventes; mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung mit breitem Themenspektrum und gelehrten Schwerpunkten). Germanische Dichtungslehre, Mythologie und Spruchweisheit bewahren die beiden *«Edden»* (aufgezeichnet 13. Jh.).

Die nicht grundsätzlich lehrhafte Gattung des *höfischen Romans* wird gleichwohl von didaktischen Elementen (z.B. in narrativen Belehrungsszenen) durchzogen; die auktoriale Belehrung erhält in der spätmittelalterlichen Gattungsentwicklung zunehmend Gewicht. Didaktisches dominiert auf weite Strecken die *Kleinepik*, wird dort aber konterkariert von nicht moralisierbaren Formen des Schwanks in der Gestaltung von vitalen Erfahrungen und von Absurdität. Didaxe prägt das mittelalterliche *Drama* im geistlichen und weltlichen Spiel (*Fastnachtspiel*) und wird, auch wo sie explizit zu Wort kommt, über die szenische Erfahrung vermittelt. Die Kombination von Wort- und Bildmedium, die für die Überlieferung von Lehrdichtung schon immer typisch ist, kennzeichnet den spätmittelalterlichen Totentanz.

Auf historisch-referierende Bestandsaufnahmen zur Lehrdichtung in den Einzelliteraturen des europäischen Mittelalters (spezifische Textsorten, exponierte Werke) kann hier verwiesen werden. [19]

Anmerkungen:

1 Diomedes (4. Jh.) in der ersten bekannten lat. Gattungsübersicht: <didascalice>; vgl. P. Klopsch: Einf. in die Dichtungslehren des lat. MA (1980) 45. Hugo von St. Victor in der Wissenschaftslehre <Didascalicon> (1. Hälfte 12. Jh.): Gattung <didascalicon> (ML 176, 768). In den ma. Poetiken erscheinen lehrhafte Gattungen bei Eberhard von Béthune (gest. ca. 1212), Johannes von Garlandia (gest. ca. 1272) und Johannes Balbus (gest. ca. 1298), vgl. B. Sowinski: Lehrhafte Dicht. des MA (1971) 15f.; Th. Haye: Das Lat. Lehrgedicht im MA. Analyse einer Gattung (1997) 39–44. – 2 Klopsch [1] zur Horaz-Rezeption 42f.; zu den Accessus 48–64. – 3 Eine Zusammenstellung des Materials liegt bislang nicht vor. – 4 vgl. Art. <Exemplsammlungen>, <Exemplum>, in: HWRh, Bd. 3 (1996) 55–70 – 5 R. H. Bloch: Etymologies and Genealogies (Chicago 1983). – 6 N. H. Ott: Rechtspraxis und Heilsgesch. Zu Überlieferung, Ikonographie und Gebrauchssituation des dt. <Belial> (1983). – 7 D. Kartschke: Biblepik, in: V. Mertens, U. Müller (Hg.): Epische Stoffe des MA (1984) 20–39. – 8 U. Wyss: Legenden, in: Mertens, Müller [7] 40–60; F. Barth: Legenden als L., in: H. G. Rötzer, H. Walz (Hg.): Europäische L. FS W. Naumann (1981) 61–73. – 9 B. Adam: Vaterunserauslegungen in der Volkssprache, in: Die dt. Lit. des MA, in: Verfl. Bd. 10 (1996) 170–182. – 10 P. Dinzlacher: Vision und Visionslit. im MA (1981). – 11 Klopsch [1] 76 mit weiterer Lit. – 12 vgl. auch den <Graecismus> (lat. Grammatik, erweitert durch Erklärung griech. Wörter) des Eberhard von Béthune (gest. ca. 1212); gegen beides polemisiert in Hexametern das <Compendium grammaticae> des Johannes von Garlandia (gest. ca. 1272). – 13 so die <Poetria nova> des Galfrid von Vinsauf (um 1210) mit über 1200 Hexametern, in: Faral 194–262; dort auch weitere Verspoetiken. – 14 Metrische <Modi significandi> von Johannes Mosse de Marvilla (1322); vgl. M. Grabmann: Die Entwicklung der ma. Sprachlogik (1926; 2¹⁹⁸⁴) 127; ders.: Thomas von Erfurt (1943) 89f. – 15 <Isidorus versificatus>. Ein anon. Lehrgedicht über Monstra und Tiere aus dem 12. Jh., hg. u. erl. v. Chr. Hünemörder, in: Vivarium 13 (1975) 103–118. – 16 N. H. Ott: Chronistik, Geschichtsepik, historische Dichtung, in: Mertens, Müller [7] 182–204, zur Heldenepik ebd. 81 ff.; umfassend zur roman. Geschichtslit. U. Gumbrecht (Hg.): La littérature historiographique des origines à 1500. 4 Teilbde (1986–1993 = Grundriß der romanischen Literaturen des MA [GRLMA], Bd. 11. – 17 Bernardus Silvestris, <Cosmographia>; Alanus ab Insulis, <Planctus Naturae>, <Anticlaudianus>. – 18 J. Bumke: Die Auflösung des Tugendsystems bei Wernher von Elmendorf, in: ZDA 88 (1957/58) 39–54; vgl. die Umsetzungen des Ps.-Seneca-Traktats <De quattuor virtutibus cardinalibus> (6. Jh., auch <Formula honestae vitae>) in frz. Verse (12./13. Jh.); vier dt. Übers., auch eine Reimpaarbearbeitung (gedruckt bis 1516 in 18 Seneca-Ausgaben, vgl. N. Henkel: Dt. Übers. lat. Schultexte [1988] 308). – 19 vgl. Art. <Lehrhafte Literatur>, in: LMA Bd. 5 (1991) 1827–44 zu den lat., frz., provenzal., ital., span., katalan., portug., dt., mittelniederl., engl., skandinav., slav. Literaturen. – Ausführlicher zum Lat.: G. Gröber: Übersicht über die lat. Litteratur von der Mitte des VI. Jh. bis zur Mitte des XIV. Jh., in: Grundriß der roman. Philol. Bd. 2,1 (Straßburg 1902; ND 1963) 114–116, 169–172, 384–391. Zu den roman. Sprachen: H. R. Jauss: La littérature didactique, allégorique et satirique, 2 Bde. (1968/70 = GRLMA Bd. 6); D. Poirion (Hg.): La littérature française aux XIV^e et XV^e siècles (1988, = GRLMA Bd. 8, vgl. Inhaltsverz.); U. Ebel: Didakt. und allegor. Lit. der Dante-Zeit, in: Die ital. Lit. im Zeitalter Dantes u. am Übergang vom MA zur Renaissance, hg. v. A. Buck, 2 Bde (1987/89, GRLMA Bd. 10) 129–178. Zum Dt.: B. Boesch: Lehrhafte Lit. Lehre in der Dichtung und L. im dt. MA (1977); H. Rupprich: Didaktische Lit. Geistliches und weltliches Schrifttum, in: ders.: Die dt. Lit. vom späten MA bis zum Barock. Erster T. (2¹⁹⁹⁴, Neubearb. v. H. Heger) 290–372.

Literaturhinweise:

I. Glier: Allegorische, didaktische und satirische Lit., in: Europäisches Spätma., hg. v. W. Erzgräber (1978) 427–454. – E. Brüngen: Laienunterweisung. Unters. zur deutschspr. weltlichen L. des 12. u. 13. Jh. (Habilitationsschr., Köln msch. 1994). – Ch. Huber: *der werlde ring und was man tun und lassen schol.* Gattungskontinuität und Innovation in moraldidaktischen Summen: Thomasin von Zerklare – Hugo von Trimberg – Heinrich Wittenwiler u. a., in: W. Haug (Hg.): Vom MA zur Frühen Neuzeit (im Druck).

Ch. Huber

III. *Humanismus bis Gegenwart.* In der italienischen Poetik des 16. Jh. zeitigt die Diskussion um das aristotelische Mimesis-Prinzip und die horazische Zweckbestimmung der Dichtung unterschiedliche Meinungen über die Einstufung der L. [1] Infolge der klaren Trennung von Künsten und Wissenschaften lehnen strenge Aristoteliker L. als Nicht-Dichtung ab. Anerkennung findet sie bei Autoren, die einen Ausgleich neuplatonischen, horazischen und aristotelischen Gedankenguts anstreben. Früher Vertreter dieser Richtung ist M. G. VIDA (<Poeticorum libri tres>, 1527). G. FRACASTORO und SCALIGER verhelfen der L. – auch jenseits der Grenzen Italiens – zur Anerkennung. In seinem <Naugerius> (gedr. 1555) stellt Fracastoro die Poesie über die Einzelwissenschaften, sogar die Rhetorik ist ihr verpflichtet. Er will den <Dichter nicht nur zum Lehrer der Menschheit machen, sondern ihn zum höchsten Lehrer emporsteigern. [...] Dichter zu sein war für Fracastoro vor allem eine Sache der Erkenntnis.> [2] Der Dichter ahmt nicht so sehr die tatsächlichen Gegebenheiten der Welt nach, er bildet sie in ihrer <modellhaften Idealität> nach. [3] Fracastoros oft aufgelegtes Lehrgedicht <Syphilis, sive de morbo gallico> wird als mustergültiges Beispiel bewundert. Dem Umfeld der italienischen Spätrenaissance zuzuordnen sind Scaligers <Poetics libri septem> (1561). Seine Eigenständigkeit gegenüber Aristoteles zeigt sich darin, daß er <auf der Grundlage einer weit ausgreifenden Rhetorik den Vers zum Grundkriterium der Dichtung> wählt. [4] L. gehört damit zwangsläufig zur Poesie. In Italien setzt die L. um die Mitte des 15. Jh. ein, zunächst in Latein, gegen Ende des Jahrhunderts auch in der Volkssprache. Ihr Themenkatalog ist breit gefächert: Theologie (Dante-Nachfolger), Mensch und Universum, Landwirtschaft, Jagd- und Kriegskunst, Schachspiel u. a. Getreu ihrer pädagogischen Absicht streben die Autoren ein Gleichmaß von Sache und Wort an, wenngleich die *imitatio* römischer Verskunst nicht selten zu einer stärkeren Akzentuierung der sprachlichen Form führt. Die Glanzzeit lateinischer L. eröffnet G. PONTANO mit drei umfangreichen Werken (<Urania>, <Metora>, <De hortis Hesperidum>). Mit Fracastoros <Syphilis> und Vidas Schach- bzw. Seidenraupengedicht beginnt der eigentliche Klassizismus. Als Erneuerer der didaktischen Gattung in italienischer Sprache gelten G. RUCELLAI und L. ALAMANNI. Gegen Ende des Jahrhunderts faßt G. BRUNO die Summe seiner Lehrmeinungen in drei Lehrgedichten zusammen. B. BALDI bestreitet die Lehrmöglichkeit der didaktischen Gattung, gleichwohl verfaßt er Lehrgedichte über Feuerwaffen und über den Schiffskompaß.

Ein entscheidender Impuls für den Neubeginn der französischen L. um die Mitte des 16. Jh. geht von der an allseitigen Wissensfragen interessierten Lyoner Dichterschule aus. [5] Die *haute poésie scientifique* beginnt mit J. PELETIERS <L'Amour des Amours>, dem sich RONSARD mit seinen kosmischen und philosophischen Hymnen thematisch anschließt. In einem enzyklopädischen, anti-

lukrezischen Lehrgedicht behandelt M. SCÈVE (‹Microcosme›) das Fortschreiten des menschlichen Geistes bis hin zum Mittelalter. Im letzten Drittel des 16. Jh. entwirft LEFÈVRE DE LA BODERIE ein von der Harmonie geprägtes System des Kosmos (‹L'Encyclye des secrets de l'éternité›), während DU BARTAS stärker die Disharmonie betont (‹La Sepmaine›).

Die deutschsprachige L. des ausgehenden 15. und des 16. Jh. bevorzugt indirekt-didaktische Formen (Satire, Fabel). Reformhumanisten, wie S. BRANT (‹Das Narrenschiff›, 1494) und TH. MURNER (‹Narrenbeschwörung›, ‹Schelmenzunft›, 1512) sind der herkömmlichen Moralsatire verpflichtet. Das tendenziös-polemische Schrifttum der Reformationszeit läßt sich nur in einem weitgefaßten Sinn der L. zuordnen (Predigt, Dialog, Schauspiel, Parodie u.a.). Murner (‹Von dem großen Lutherischen Narren›) und DANIEL VON SOEST (‹Ein gemeyne Bicht›) greifen mit ihren Versepen in die konfessionellen Auseinandersetzungen ein. In der zweiten Hälfte des 16. Jh. treten J. FISCHART (‹Eulenspiegel Reimensweiß›, ‹Philosophisch Ehzuchtbüchlin›) und G. ROLLENHAGEN (‹Der Froschmeuseler›) als lehrhafte Dichter hervor. Umfangreichere Lehrgedichte in lateinischer Sprache sind im Reformationszeitalter nur selten zustande gekommen. Eine Ausnahme machen die Werke zweier Neolatinisten um die Jahrhundertmitte: TH. NAEGEORG (‹Agricultura sacra›, ‹Satyrum libri quinque›, ‹Regnum papisticum›) und F. DEDEKIND (‹Grobianus›).

In der deutschen Literatur des 17. Jh. dominieren höfisch-repräsentative Formen, die z.T. antihöfisch geardete L. fristet ein Außenseiterdasein. Ihr bedeutendster Vertreter, M. OPITZ, ist zugleich der Begründer des klassizistischen Lehrgedichts. (Der deutsche Terminus kommt erst 1646 bei G. PH. HARSDDÖRFFER vor.) Opitz erhebt die Antike (v.a. Vergil, Horaz) zur absoluten Norm, als Stilideal strebt er die Ausgewogenheit zwischen *res* und *verba* an. Seine Einteilung der Dichtung (*inventio*, *dispositio*, *elocutio*) ist ebenso wie ihr Zweck (Unterrichten, Überreden, Ergötzen) an der tradierten Rhetorik orientiert. Da die ‹Poeterey [...] alle andere künste vnd wissenschaftten in sich helte› [6], nimmt das Lehrgedicht für ihn den höchsten Rang ein. Seine umfangreichste und meist beachtete L., die ‹Trostgedichte In Widerwertigkeit Deß Kriegs› deutet die Verheerungen des 30jährigen Kriegs als vom Menschen verschuldete Strafe Gottes und verheißt ewigen Frieden durch moralische Besserung in der Rückkehr zu christlich-stoischen Idealen. Auch im ‹Vesuvius› wertet er ein aktuelles Ereignis (Vesuviusausbruch 1631) in erzieherischer Absicht aus. In den in Kleinform abgefaßten, vorwiegend deskriptiven Gedichten preist Opitz die Zurückgezogenheit in ländlicher Idylle (‹Lob des Feldtlebens›, ‹Zlatna›, ‹Vielguet›). Ihr verbindendes Element ist das humanistische Motiv des Gegensatzes von Hof- und Landleben. In der Opitz-Nachfolge stehende Dichter (D. CZEPKO, J. VON RIST, A. TSCHERNING oder E. STOCKMANN) liefern vereinzelte Beispiele lehrhafter Dichtung, ihr großes Vorbild erreichen sie nicht. Als Vorboten der klassizistischen L. des 18. Jh. gelten CHR. WEISE (‹Reiffe Gedancken, Das ist Allerhand Ehrenlust-Trauer- und Lehr-Gedichte›) und insbesondere der Freiherr VON CANTIZ, der mit seinen unter dem Eindruck BOILEAUS verfaßten Satiren vom Höfischen abbrückt und das Leben im Mittelstande auf dem Lande idyllisch verklärt. Die schlechte Klarheit seiner Sprache in bewußter Abkehr vom rhetorischen Pathos des Barock wirkt stilbildend auf die Dichtkunst der Aufklärung. Dieser in

ganz Europa um sich greifende Wandel der Formensprache geht auf Anregungen aus *Frankreich* zurück, vornehmlich auf Boileaus ‹L'art poétique› (1674) und die Horaz-Renaissance. Die Humanisten setzen die Tradition der lateinischen L. im 17. und 18. Jh. fort (D. HEINSIUS ‹De contemptu mortis›, R. RAPIN ‹Hortorum libri IV›, J. VANIÈRE ‹Praedium rusticum›).

Die in *England* im 18. Jh. herrschende Theorie für das Lehrgedicht wird aus einem Ansatz herausentwickelt, der sich in F. BACONS ‹Advancement of Learning› (1605) findet [7], und der eine Neubewertung der Welt der Erfahrung und der Welt der Dichtung impliziert. War diese für die Renaissance-Theoretiker noch die eigentliche Welt, so wird sie bei Bacon ‹zu einer Phantasiewelt, deren höhere Vollkommenheit nur mehr ein psychologisches Bedürfnis des Menschen befriedigte›. [8] Der von Bacon ausgelöste Prozeß – beschleunigt durch die ‹Querelle des anciens et des modernes›, die die aristotelische Autorität erschüttert –, endet mit der endgültigen Aufheerkraftsetzung des Mimesis-Prinzips in der zweiten Hälfte des 18. Jh. Theoretische Beiträge zu der im 17. Jh. einsetzenden Diskussion liefern DRYDEN, ADDISON, J. TRAPP, S. JOHNSON, J. AIKIN u.a. Neben Themen aus der alltäglichen Umwelt, wie *public virtue*, bürgerliche Freiheit, Handel, Erziehung, Jagd, Sport, Gewinnung von Wolle u.ä. [9], werden in der L. auch religiöse, philosophische und naturwissenschaftliche Fragen erörtert (R. BLACKMORE, M. AKENSIDE, J. OGILVIE, E. DARWIN). Mit dem ‹Essay on Criticism› (1711) etabliert POPE, unter dem Einfluß von Horaz und Boileau, die frühaufläuterisch-klassizistische Dichtungslehre in England. Die bedeutendste L. der Zeit ist sein ‹Essay on Man› (1733/34), der Entwurf eines ethischen Systems, das von der Annahme ausgeht, Gott habe die Welt zum Wohl der Menschen geschaffen. Die Überwindung der *self-love* schaffe die Voraussetzung für eine harmonische Gesellschaft, in der der Mensch das Endziel seines Strebens, das Glück in der Tugend, finden könne. Zwei weitere Autoren haben die L. auf dem Kontinent beeinflusst: J. THOMSON mit den ‹Seasons›, Naturbeschreibungen im Wechsel mit Reflexionen, und E. YOUNG mit ‹Night Thoughts›, melancholischen Betrachtungen über Leben, Tod und Unsterblichkeit.

In *Frankreich* fällt die Häufigkeit religiöser Lehrgedichte auf. Sie richten sich gegen Materialismus, Deismus und verteidigen die in Frage gestellte Offenbarungsreligion. L. RACINE erstrebt eine Erneuerung des jansenistischen Weltbildes (‹La Grâce›, ‹La Religion›). Den katholischen Standpunkt vertreten M. DE POLIGNAC (‹Anti-Lucretius›) und Kardinal DE BERNIS (‹La religion vengée›). Als bedeutendster Vertreter der fachwissenschaftlichen L. (Malerei, Theater, Gartenkunst) gilt J. DELILLE (‹Les Jardins›). Moralphilosophische Themen werden nur selten abgehandelt (VOLTAIRE: ‹Discours en vers sur l'homme›). Unter dem Einfluß Thomsons schreiben J.-F. SAINT-LAMBERT (‹Les Saisons›) und J.-A. ROUCHER (‹Les Mois›). [10] Im Zeichen der französischen Klassik steht die um die Mitte des Jahrhunderts in *Rußland* aufkommende L. [11] Eine italienische Besonderheit sind Lehrgedichte über Essen und Mode. [12] In *Deutschland* berufen sich die Befürworter der L. auf BATTEUX, der sie als vierte Hauptgattung einführt (‹Einleitung in die schönen Wissenschaften›, 1756/58 von C. W. Ramler übersetzt). GOTTSCHED räumt ihr keinen eigenen Status ein, aufgrund ihrer faktischen Existenz akzeptiert er sie jedoch. Als geeignetes Medium zur Verbreitung von Wissen schätzen BODMER und BREITINGER die L.

hoch ein. Die Vierteilung des Gattungssystems nach Batteux kehrt wieder bei J. G. SULZER, J. J. ENGEL und HERDER, stößt aber auf Ablehnung bei LESSING und GOETHE. In der gemeinsam von Lessing und MENDELSSOHN verfaßten Schrift *«Pope ein Metaphysiker!»* (1755) zeichnet sich die Vorstellung von einem künftigen Lehrgedicht, wie es Herder vorschwebt, ab. Zwischen 1730 und 1760 erscheinen in Deutschland rund 250 Lehrgedichte. [13] L. wird von Bürgern für Bürger geschrieben, sie ist apolitisch, überwiegend privat. Leitbild des Lehrdichters ist die Figur des zurückgezogenen Weisen, der ein von der Vernunft gelenktes, tugendhaftes Leben führt und durch Bescheidenheit im Mittelstande Zufriedenheit und Glück findet. Die Inhalte der Gedichte sind vorgegeben, die Aufgabe des Autors besteht darin, die Gegenstände in ein poetisches Gewand zu kleiden. *«Dafür aber bot die Rhetorik ein bewährtes Repertoire an. Das Lehrgedicht dokumentiert damit das Weiterleben der Rhetorik in der Aufklärungsdichtung»*. [14] Die erste bedeutende L. nach Opitz schuf BROCKES mit seinem *«Irdischen Vergnügen in Gott»* (1721/48). Er gilt als Begründer der deskriptiven Naturdichtung (Thomsons *«Seasons»* übersetzt er erst 1745). Seine Lehre gründet auf der Leibnizschen Theodizee und dem Wolffschen Rationalismus: Die irdische Welt ist die beste aller Welten. Brockes' Beweisverfahren stützt sich auf die physikotheologische Auslegung, d.h. in der Anschauung des Geschaffenen erschließt sich dem Menschen der gütige Schöpfergott. In der Brockes-Nachfolge stehen: D. W. TRILLER, A. J. ZELL, C. F. DROLLINGER; E. V. KLEISTS *«Der Frühling»* und F. W. ZACHARIAES *«Tageszeiten»* sind auch von Thomson beeinflusst, ebenso wie die lehrhaften Kleinformen bei N. D. GISEKE und GLEIM. Eine zentrale Stellung nimmt das moralphilosophische Lehrgedicht ein, für das HALLER die Musterbeispiele liefert. In seinen *«Alpen»* (1729) wechseln sich noch rein didaktische und deskriptive Passagen ab. Hauptthema der seit 1734 in der Nachfolge von Popes *«Essay on Man»* erscheinenden Gedichte ist die Theodizee (*«Über den Ursprung des Übels»* und 1736 *«Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit»*). Die meisten Nachahmer Hallers geraten rasch in Vergessenheit (B. L. TRALLES, HAGEDORN, C. J. SUCRO, J. J. SUCRO, C. F. ZERNITZ, GELLERT, J. P. L. WITHOF, M. C. CURTIUS, UZ u. a.). Lediglich J. J. DUSCH kann mit einem größeren Leserkreis rechnen. Die seit den 40er Jahren in der Literatur aufkommende Empfindsamkeit erfaßt auch die L. Hauptvertreter des von YOUNG inspirierten empfindsamen Lehrgedichts sind J. F. v. CRONEGK (*«Einsamkeiten»*) und F. C. C. v. CREUTZ (*«Die Gräber»*). Auch fachwissenschaftliche Themen werden in der L. diskutiert: Astronomie (C. MYLIUS, A. G. KÄSTNER), Meteorologie (G. E. SCHEIBEL), Landwirtschaft (V. B. VON TSCHARNER), Medizin (D. W. TRILLER), Rechtswesen (M. G. LICHTWER), Poetik (BODMER, M. C. CURTIUS, GOTTSCHED, PYRA, ZACHARIAE). Um die Wende zum 19. Jh. erscheinen nur noch einige wenige Lehrgedichte (V. W. NEUBECKS *«Die Gesundbrunnen»*, 1798; C. A. TIEDGES *«Urania»*, 1801). Neue Darbietungsformen erproben WIELAND und LESSING, indem sie die Form des Lehrvortrags dialogisieren. Die frühe L. Wielands ist zwar noch dem alten Muster verpflichtet (*«Die Natur der Dinge»*, *«Anti-Ovid»*, *«Frühling»*), in seiner *«Musarion»* (1768) dominiert die Gesprächsform. In Lessings *«Nathan»* (1779) tritt der belehrende Autor nicht mehr in Erscheinung. GOETHE teilt Herders Vorstellung über die künftige L. *«Die Metamorphose der Pflanzen»* und *«Metamorphose der Tiere»* gelten als Fragmente eines in Großform geplanten Lehr-

gedichts über die Natur der Dinge. In dem Aufsatz *«Über das Lehrgedicht»* (1827) lehnt Goethe es ab, den drei Dichtarten noch die didaktische hinzuzufügen, denn: *«Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren wert wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben»* und die *«didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik»*. [15] SCHILLERS *«Spaziergang»* und HÖLDERLINS *«Archipelagus»* sind mehr dem deskriptiven Lehrgedicht verpflichtet, während Schillers Gedichte *«Die Künstler»* oder *«Das Ideal und das Leben»* in der Tradition philosophischer L. stehen. SCHELLINGS Anregungen zu einem künftigen, absoluten Lehrgedicht (*«Vorlesungen zur Philosophie der Kunst»*, 1802/03) bleiben unbeachtet.

Im 19. und 20. Jh. tritt L. nur noch vereinzelt in Erscheinung. Ihre Autoren zählen nicht zu den bedeutenden Dichtern der Zeit, sie werden kaum noch zur Kenntnis genommen (L. BECHSTEIN, G. GARDTHAUSEN, J. I. GERNING, W. LEGELER, J. MINDING, F. VON SALLET, L. SCHEFER, T. ULLRICH). RÜCKERTS *«Weisheit des Brahmanen»* (1836/39) bleibt die Ausnahme. Die Anregung zu dieser Weisheitsdichtung, die Traditionen älterer Gnomensammlungen fortsetzt, verdankt er seinen Übersetzungen aus dem Arabischen, Indischen, Chinesischen und Persischen. Seine Lebensweisheiten trägt er in Form von Sprüchen, Gleichnissen oder Erzählungen vor. Erst BRECHT versucht sich wieder an einem Lehrgedicht in Großform: *«Über die Unnatur der bürgerlichen Verhältnisse»* (auch: *«Lehrgedicht von der Natur der Menschen»*) und *«Das Manifest»* (1945), eine Versifizierung des *«Kommunistischen Manifests»*. Möglicherweise sind beide als *ein* – allerdings nur geplantes – Werk aufzufassen. FEUCHTWANGER gibt seine Mitarbeit an diesem Projekt rasch wieder auf. Einwände von Brechts Sohn und Eislers Hinweis, kaum einer der Hexameter sei korrekt, lassen das Vorhaben scheitern. [16] Nach russischem Vorbild (u. a. TRETJAKOW) schreibt Brecht Lehrstücke, in denen gesellschaftliche Mißstände anhand der marxistisch-leninistischen Lehre aufgedeckt werden sollen (*«Der Ozeanflug»*, *«Das Badener Lehrstück vom Einverständnis»*, *«Der Jasager und der Neinsager»*, *«Die Maßnahme»*, *«Die Ausnahme und die Regel»*). Der Stil des Brechtschen Lehrstücks wirkt in den Dramen von P. HACKS und H. MÜLLER nach.

Anmerkungen:

1 vgl. B. Fabian: *Das Lehrgedicht als Problem der Poetik*, in: H. R. Jauß (Hg.): *Die nicht mehr schönen Künste (= Poetik und Hermeneutik Bd. 3, 1968) 74ff. – 2 ebd. 82. – 3 ebd. – 4 ebd. 78. – 5 vgl. A.-M. Schmidt: La poésie scientifique en France au 16^e siècle (Paris 1938); L. Pollmann: *Gesch. der frz. Lit., Bd. 2 (1975) 114ff. – 6 M. Opitz: Buch von der Deutschen Poeterey, neu hg. von R. Alewyn (21966) 10. – 7 vgl. Fabian [1] 84. – 8 ebd. 85. – 9 Ch. Siegrist: *Das Lehrgedicht der Aufklärung (1974) 87. – 10 ebd. 86; Pollmann [5] Bd. 3 (1978) 222ff. – 11 vgl. U. Jekutsch: *Das Lehrgedicht in der russ. Lit. des 18. Jh. (1981). – 12 Siegrist [9] 87. – 13 H.-W. Jäger: L., in: Hansers Sozialgesch. der dt. Lit., Bd. 3, hg. von R. Grimminger (1980) 504. – 14 Siegrist [9] 3f. – 15 Goethe: *Schriften zur Lit., in: Gedenkausg. der Werke, Briefe und Gespräche, Bd. 14 (Zürich 1950) 370. – 16 vgl. J. Knopf: *Brecht-Hb. Lyrik, Prosa, Schriften (1984) 155–164.******

Literaturhinweise:

R. Eckart: *Die L., ihr Wesen und ihre Vertreter (21909): – W. Vontobel: *Von Brockes bis Herder. Stud. über die L. des 18. Jh. (Diss. 1942). – B. Fabian: *Die didaktische Dichtung in der engl. Lit.theorie des 18. Jh., in: FS W. Fischer (1959) 65–92. –***

W. Ulrich: Stud. zur Gesch. der dt. Lehrgedichte im 17. und 18. Jh. (Diss. 1961). – H. Nahler: Das Lehrgedicht bei Martin Opitz (Diss. 1961). – L. L. Albertsen: Das Lehrgedicht (Aarhus 1967). – K. R. Scherpe: Gattungspoetik im 18. Jh. (1968). – H.-W. Jäger: Zur Poetik der L. in Dt., in: DVjs 44 (1970) 544–576. – Albertsen: Zur Theorie und Praxis der didaktischen Gattungen im dt. 18. Jh., in: DVjs 45 (1971) 181–192. – E. Leibfried: Philos. Lehrgedicht und Fabel, in: Neues Hb. der Lit.wiss., Bd. 11 (1974) 75–90. – G. Roellenbleck: Das epische Lehrgedicht Italiens im 15. und 16. Jh. (1975). – Ch. Siegrist: L., in: Dt. Lit. Eine Sozialgesch., Bd. 4, hg. von R.-R. Wuthenow (1980) 219–233. – H. G. Rötzer, H. Walz (Hg.): Europäische L. FS W. Naumann (1981). – U. Fülleborn: Um einen Goethe von außen bittend oder Goethe als Lehrdichter (1983).

H. Walz

→ Allegorie → Didaktik → Docere → Epigramm → Erbauungsliteratur → Fabel → Isagogische Schriften → Legende → Merkdichtung → Parabel → Priamel → Protrepik → Spruchdichtung

Lehrschreiben, kirchliche (auch Hirtenbrief, Enzyklika, Apostolisches Schreiben; engl. pastoral letter, encyclical letter; frz. lettre pastorale, encyclique; ital. lettera pastorale, enciclica)

A. Def. – B.I. Geschichte. – II. Rhetorik. – III. Theologie.

A. Der Gattungsbegriff «L.» ist kaum eindeutig zu definieren. In einem weiteren Verständnis sind L. alle in Briefform gehaltenen Schriften kirchlicher Autoritäten an gleichrangige oder untergeordnete Empfänger. Inhaltlich können solche Schreiben sich sowohl auf streng dogmatische wie auch ethisch-moralische und rechtliche Fragestellungen beziehen. In jedem Fall gehören L. in den Kontext der Ausübung einer kirchlichen Lehrfunktion, eines Lehramtes bzw. der theologischen Autorität eines christlich-kirchlichen Lehrers. Insofern gibt es die Gattung «L.» zu allen Zeiten und Phasen christlicher Lehrentwicklung von den Briefen des Neuen Testaments bis in die Gegenwart.

In einem engeren und aktuelleren Sinne sind L. heute vorwiegend Äußerungen der römisch-katholischen Kirche, insbesondere des Papstes, aber auch der Bischöfe, mit denen in Lehrfragen regulierend, klärend und definierend eingegriffen werden soll. Formen dieser Art lehramtlicher Schriften sind vorzugsweise die *Enzyklika* und das *Motuproprio*, aber auch allgemein das *Apostolische Schreiben*. Während das *Motuproprio* (aus eigenem Antrieb, aus persönlicher Motivation) heute im Wesentlichen ein Schreiben zu jurisdiktionellen Fragen ist, das der Papst als Inhaber des Jurisdiktionsprimats ausgeben läßt, reagiert die *Enzyklika* (aus griech. ἐν κύκλῳ, en kýklō; im Kreise, daher deutsch korrekt: Rundschreiben) auf Anstöße von außen und aktuelle Lehrediskussionen. Der Begriff «Enzyklika» wird erst seit BENEDIKT XIV (18. Jh.) allgemein gebräuchlich, wenn er auch seit dem 7. Jh. gelegentlich verwendet wird. Die häufiger auftretende Unterscheidung, daß *Litterae encyclicae* an die ganze römisch-katholische Kirche gerichtet seien und *Epistolae encyclicae* an regionale Adressaten, trifft nicht durchgängig zu und sollte nicht definitorisch verwandt werden. Letztlich ist die Zuordnung von Inhalten an die so benannten Gattungen willkürlich vorgenommen, da natürlich das *Motuproprio* ebenso selbstverständlich auch ein «Rundschreiben» ist wie die Enzyklika aus eigenem Antrieb verfaßt sein kann. «Apostolische Schreiben» sind nach dem Selbstverständnis des römisch-katholischen Lehramtes beide Formen. Die Frage, ob und unter welchen Umständen ein L. auch ein Lehrentscheid sei, wird in der römisch-katholischen Kirche kontrovers

beantwortet, was generell mit Fragen der Lehrautorität des Papstes zusammenhängt. Strittig ist auch die Bedeutung und Geltung von Übersetzungen aus dem Originaltext der Enzykliken, die meist lateinisch verfaßt sind, sich gelegentlich aber auch einer Volkssprache bedienen können. Entsprechend schwer ist eine klare Abgrenzung zu kirchlich-hierarchischen Gattungen wie *Bullen*, *Brevven*, *Konstitutionen* etc. Auch *Hirtenbriefe* einzelner römisch-katholischer Bischöfe oder Bischofskonferenzen sind L., jedoch nicht eigenständig, sondern nur in Aufnahme der römischen Vorgaben.

B.I. Geschichte. Im Gefolge der neutestamentlichen Briefliteratur entsteht bereits in der frühen Kirche ein reger brieflicher Austausch zu Lehrfragen. Adressaten und Empfänger sind jeweils die einzelnen Gemeinden. Frühe Beispiele finden sich im Briefkorpus des IGNATIUS VON ANTIOCHIEN (gest. um 115); den «Ignatianen». Schon im 4. Jh. wird der Begriff ἐγκύκλιοι ἐπιστολαί (enkýklioi epistolai; Rundschreiben) verwendet und im 7. Jh. taucht «Enzyklika» erstmals als Bezeichnung für ein päpstliches Dokument auf: In einem Brief an die Kirche von Karthago spricht Martin I. vom *encycliae litterae*. [1]

Als L. können diese Korrespondenzen von Anfang an gelten, da sie mit dem Anspruch auf Befolgung lehrend in das Leben der Adressaten eingreifen wollen, ohne daß dieser Anspruch Realität werden mußte: «So rufe ich euch nun zu, nicht ich, sondern die Liebe Jesu Christi». [2] Immerhin wird so der Meinungs- und Argumentationsaustausch innerhalb der Alten Kirche gewährleistet und vollzogen, wie z.B. im Ketzertaufstreit und im Osterterminstreit, an denen sich erstmals der Bischof von Rom erfolgreich mit L. beteiligt. Absenderschwerpunkte von kirchlichen L. sind stets die Orte verstärkter kirchlicher Lehrtätigkeit: bis zum 5. Jh. Alexandria, vom 3. Jh. an zunehmend Rom. Unter DAMASUS I. (366–384) erfahren die römischen L. eine Bedeutungssteigerung durch Verwendung des *pluralis majestatis*. Während im byzantinischen Christentum nach Abschluß der dogmatischen Lehrentwicklungen regelmäßige L. kaum noch vorkommen, wird in Rom mit der Einführung der päpstlichen Kanzlei und der Archivierung der Lehr- und Rundschreiben deren Bedeutung im Lehrentwicklungs- und Lehrentscheidungsprozeß gefördert. Im *Hoch- und Spätmittelalter* tritt freilich die Enzyklika als argumentatives L. hinter der Bulle als machtpolitischer Entfaltung des päpstlichen Willens in den Hintergrund. Die Lehrentwicklung wird hauptsächlich von den Universitäten getragen. Die Enzyklika «Romani Pontificis providis» (1477) von SIXTUS IV. zu Fragen der Ablasspraxis ist hierfür ein Beispiel: «Deshalb [...] entscheiden Wir aus eigenem Antrieb [...] daß dieser Ablass so gelte [...] wie die allgemeine Schulmeinung der Gelehrten einräumt.» [3]

Im *Zeitalter der Reformation* sind es vorwiegend die Reformatoren, die sich mit kirchlichen L. an die Christenheit wenden. So kann sich Luther universal «An den christlichen Adel deutscher Nation von den christlichen Standes Besserung» wenden (1520) [4], aber auch spezieller «Eine Epistel oder Unterricht von den Heiligen an die Kirche zu Erfurt» schicken (1522) [5] oder sich in einem «Sendsbrief an den Papst Leo X.» [6] wenden, um so Adressaten und Absender im reformatorischen Sinne auszutauschen. Ähnlich wirkt PHILIPP MELANCHTHON mit der Schrift «An den Stadtrat zu Soest in Westphalen». [7] Sein Einfluß auf die kirchliche und theologische Entwicklung in ganz Europa ist wesentlich auf seine Korrespondenz in Lehrfragen zurückzuführen. Wie in der Tradition der Ostkirchen endet auch in den Kirchen der

Reformation nach Abschluß ihrer dogmatischen Lehrentwicklung der Gebrauch des Instituts ‹L.› weitgehend. Lehrfragen werden statt dessen wieder universitär und synodal behandelt.

In der *Neuzeit* verbindet sich mit dem Kirchenjuristen PROSPER LAMBERTINI (BENEDIKT XIV.) und mit LEO XIII. die Form und Bedeutung heutiger L. der römisch-katholischen Kirche. Benedikt XIV. (1740–1758) führt als Neuerung das gedruckte Rundschreiben des Papstes zu Lehrfragen unter der Bezeichnung ‹Enzyklika› als seither gebräuchliche Form des L. der römisch-katholischen Kirche ein. Er leitet damit eine Phase direkter Beteiligung und Steuerung Roms an der innerkatholischen Lehrdiskussion ein, die die päpstlichen Lehrvorstellungen direkt an den Episkopat trägt und somit die im ersten Vatikanum dogmatisch besiegelte Autoritätssteigerung des Papstes mit vorbereitet. Die Enzyklika als bei aller dogmatischer Eindeutigkeit inhaltlich argumentierender Text löst somit die Bulle als vorwiegende Gattung päpstlicher Verlautbarungen ab, sicher ein Entgegenkommen an die Bedürfnisse des Absolutismus und der zunehmenden Trennung von Staat und Kirche. Entsprechend bekommt diese neue Form des L. ihre Autorität nicht durch den feudalistischen Akt der Siegelung verliehen, sondern durch den Verwaltungsakt des Abdrucks in entsprechenden offiziellen Organen (Bullarium Romanum, Acta Sanctae Sedis, seit 1909 die Acta Apostolicae Sedis). Größte Bedeutung erlangen die Enzykliken durch Leo XIII. (1878–1903), der im Lichte der Papstdogmen von 1870 die Enzyklika als Form seiner lehramtlichen Tätigkeit bevorzugt, was die Zahl von 49 Enzykliken zu den unterschiedlichsten Themen aus 25 Amtsjahren dokumentiert. Damit provoziert Leo XIII. auch die bis heute kontrovers diskutierte Frage nach dem lehramtlichen Stellenwert der Enzykliken. Denn die vom Vatikanum offen gelassene Frage, wie denn die *ex cathedra* unfehlbare Entscheidung eines Papstes formal aussehe, konnte nun unter Hinweis auf die L. beantwortet werden. Umgekehrt konnte die Wahl der Form des L. als bewußter Verzicht auf den Anspruch der Unfehlbarkeit gedeutet werden. Leos Nachfolger bis zu Johannes Paul II. bedienen sich weiterhin dieser Form lehramtlicher Verkündigung in der römisch-katholischen Kirche. Eine große Rolle im Lehrprozeß spielt hierbei die Rezeption der L. Beispiele für prominente Enzykliken der letzten Pontifikate sind: LEO XIII.: *Rerum novarum* (1891, soziale Frage); PIUS X.: *Pascendi* (1907, Antimodernismus), PIUS XI.: *Mit brennender Sorge* (1937, Lage im Dritten Reich); PIUS XII.: *Mystici corporis* (1943, Kirche als mystischer Leib Christi); PAUL VI.: *Humanae vitae* (1968, Empfängnisverhütung), JOHANNES PAUL II.: *Veritatis splendor* (1993 Morallehre), *Ut unum sint* (1995, Ökumenismus), *Fides et ratio* (1998, Glaube und Vernunft).

Auch in den evangelischen Kirchen gibt es L., so in Form von Denkschriften der Evangelischen Kirche in Deutschland oder Kundgebungen der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, aber auch als Hirtenbriefe. So kann die Botschaft der ‹Barmer Theologischen Erklärung› von 1934 als L. gelten. In rhetorischer Hinsicht stehen aber die römisch-katholischen L. im Mittelpunkt, da sie insgesamt ein geschlosseneres Corpus abgeben und für die Lehrentscheidung der römisch-katholischen Kirche von größerer Bedeutung sind als vergleichbare Texte in protestantischen Kirchen.

II. Rhetorik. Rhetorisch verdienen bereits die ersten Worte einer Enzyklika oder eines Motuproprios Beach-

tung. Sie geben dem entsprechenden L. als *arena* den Namen und weisen oftmals auf Bedeutung oder Inhalt des L. hin, so etwa ‹Humanae vitae› (Empfängnisverhütung), ‹Fides et ratio› (Verhältnis von Philosophie und Christentum), ‹Mit brennender Sorge› (Katholizismus im Nationalsozialismus) usw. Das Auftauchen christologischer (*Redemptoris missio*, 1978) oder ekklesiologischer (*Mater et magistra*, 1961) Terminologie erhöht die Bedeutung des im L. entfalteten Inhalts. Das L. in Form der Enzyklika hat überwiegend eine konkrete Adresse, die in ihrer sprachlichen Gestalt bereits inhaltliche Aussagen machen kann. Engster Adressatenkreis sind die Bischöfe, entweder allgemein (‹An die Bischöfe der katholischen Kirche› [8]) oder in der seit 1751 früher fast durchgängig verwendeten hierarchischen Differenzierung: (‹Ad Venerabiles Fratres Patriarchas, Primate, Archiepiscopos, Episcopos aliosque locorum Ordinarios pacem et communionem cum Apostolica Sede habentes› (An die verehrungswürdigen Brüder Patriarchen, Primasse, Erzbischöfe, Bischöfe und anderen Ortsordinarien, die Frieden und Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl haben) [9]. Unter JOHANNES XXIII. erfolgt eine Erweiterung des Adressatenkreises auf Priester und Laien (‹[...] itemque ad universum clerum et christifideles catholici orbis› [10]) und schließlich auf ‹Menschen guten Willens› (‹[...] necnon bonae voluntatis hominibus› [11]). Enzykliken ohne Adresse sind selten. Im Fall der Ökumenismus-Enzyklika ‹Ut unum sint› (1995) könnte e *silentio* ein gesamtchristlicher Kreis der (im Text auch angesprochenen) Adressaten gefolgt werden. Die Rhetorik der Adresse läuft deutlich auf eine Berücksichtigung der ekklesiologischen Modifikationen des Zweiten Vatikanischen Konzils hinaus: die Betonung der *communio* des Bischofskollegiums mit dem Papst an der Spitze und des Volk-Gottes-Gedankens der Einbeziehung der Laien.

Der Papst als Absender bediente sich weitgehend des *pluralis majestatis*, erst JOHANNES PAUL II. leitet im Laufe seines Pontifikats zur Ichform der Enzyklika und des Motuproprios über. Der Plural kann freilich auch als Ausdruck der lehramtlichen Kollegialität der Bischöfe gelten, für die der Papst spricht. Im ‹Ich› drückt sich das Faktum aus, das letztlich ein Einzelner das Lehramt beansprucht.

Der Aufbau der L. ist nicht festgelegt. Anlaß, Problemfaltung und Darstellung des Lehrstandpunktes bzw. Aufgaben, Maßstäbe und Positionen sind aber meist Strukturelemente. Während die Enzykliken unter Benedikt XIV. eher kurz waren, sind sie heute zuweilen sehr umfangreich, und es gibt L. mit dem Informationsgehalt eines Buches. Die rhetorischen Stilmittel der L. sind variabel. Es gibt pastorale Passagen, die schlicht und bildreich formulieren und sich dabei gerne biblischer Bilder und Metaphern bedienen. Daneben finden sich biblische oder historische Argumentationen, aber auch polemische Anschuldigungen und schroffe Ablehnungsformeln. Der sprachliche Duktus der L. ist selten durchgehend, die Formen können sich innerhalb eines Textes wandeln. Wenn manche L. Redundanz aufweisen, indem sie längere Passagen enthalten, die über das eigentliche Thema hinaus Bekanntes mitteilen, dann dient dies u.a. dem theologisch-rhetorischen Zweck der Bekräftigung. Stets geht das L. auf seine eigenen Voraussetzungen ein, die Einbindung in die lehramtliche Tradition. Insofern ist das L. so formuliert, daß es immer für sich allein zu stehen vermag. Ein systematischer Zusammenhang des Gesamtkorpus der L. wird durch sprachliche Strategien

vermieden (Ausnahme sind «Jubiläumszyklen»). Gleichzeitig sind die Formulierungen nicht immer eindeutig, vor allem abgelehnte Positionen werden nie unter Namensnennung kritisiert. Es finden sich Wendungen wie «gewisse Theologen», «einige Denker», mit denen der sprachliche Duktus des L. einerseits persönliche Gegner verschleiert, sie aber auch anonymisiert und somit schützt. Namentlich genannt werden nur «korrekte» Vertreter der Lehrtradition, voran das Subjekt des L. und seine Vorgänger. Ein besonderes Kennzeichen, vielleicht das theologische und rhetorische Zentrum der L., ist der Traditionsbeweis. In neueren L. wird er meistens durch Schriftzitate, in älteren noch überwiegend durch Autoritäten der römisch-katholischen Lehrtradition geführt. Dabei ist der Einbau der Zitate nicht nur argumentativ, sondern auch assoziativ und rein figurativ. Beispiel hierfür ist die Entfaltung der Glanz-Metaphorik in der Enzyklika «Veritatis Splendor»: «Durch den Glauben an Jesus Christus, „das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet“ (Joh 1,9), zum Heil berufen, werden die Menschen „Licht durch den Herrn“ und „Kinder der Lichts“ (Eph 5,8) und heiligen sich durch den „Gehorsam gegenüber der Wahrheit“ (1 Petr. 1,22).» [12]

Während die Berufung auf biblische Texte durchgängig ist, wenngleich mit unterschiedlicher Dichte, können auch frühere Lehrentscheide und hier insbesondere Konzilsklärungen verstärkt verwendet werden, um bestehende eindeutige Positionen ins Gedächtnis zu rufen (so etwa in «Fides et ratio» über das Verhältnis von Glaube und Vernunft, 1998). Dies geschieht zuweilen in Form längerer Zitationen, die ein Thema beinahe satzenartig darlegen (Beispiel: «Satis cognitum», Über die Einheit der Kirche, 1896). Weitere Formeln und Redewendungen stellen den Traditionsaspekt heraus: «seit jeher, ständige Vertiefung, es ist genugsam bekannt» (= arenga: «Satis cognitum»), «immer ist es Amtsepflogenheit gewesen» etc. Zu diesem Aspekt der Gewohnheit kommen noch die der Verpflichtung und schließlich der Autorität. Der heutige Verfasser römisch-katholischer L. spricht nach eigenem Selbstverständnis im Namen und mit der Autorität Jesu Christi. Dieser Anspruch hebt sich von früheren L. ab. Damit wird zugleich eine Relativierung und Unterstreichung des lehrmäßigen Machtanspruches vollzogen und die Abhängigkeit durch die Sendung herausgestellt. In den Zielrichtungen ihrer L. bezeugt die römisch-katholische Kirche «die Treue zu ihrer Sendung» und hebt ihre Verpflichtung zu bestimmten inhaltlichen Positionen hervor: «[...] die katholische Kirche beteuert, daß das Amt des Bischofs von Rom dem Willen Christi entspricht», sie verweist auf die «Bindung an das dreifache Liebesbekenntnis zu Petrus» und stellt fest: «die Kirche Gottes ist von Christus dazu berufen, einer im Gewirr ihrer Schuld und ihrer üblen Vorhaben verlangenen Welt kundzutun [...]». [13] Durch solche Formulierungen kann das L. eigene Positionen und Entscheidungen als gottgegeben und durch das Subjekt des L. als nicht hinterfragbar verbreiten. Eine Variante im Zusammenhang der Vorgaben «Traditionsverhaftung» und «Aktualität» sind «Jubiläumszyklen» (etwa die Enzyklika «Centesimus annus», 1991, zum 100jährigen Jubiläum der Enzyklika «Rerum novarum»), die sprachlich die Gelegenheit des Gedenkens an das Erscheinen eines L. wahrnehmen. Das doppelte Ziel der Anknüpfung und Fortführung tritt hier besonders deutlich zutage. Es kann aber hier in der Form der positiven Würdigung eine theologische Neubewer-

tung vorgenommen werden – so im Fall der Enzyklika «Divino afflante spiritu» (1943), die eine größere Freiheit in der historisch-kritischen Biblexegese eröffnete: «Die Exegeten [...] sollen [...] die Erklärungen des Lehramts [...] berücksichtigen, wie Leo XIII. in der Enzyklika «Providentissimus Deus» sehr weise bemerkt hat [...] Es bleibt [...] vieles, und zwar äußerst Wichtiges, übrig, bei dessen Erörterung sich der Scharfsinn und Verstand der katholischen Exegeten frei betätigen kann und soll.» [14]

Anmerkungen:

1s. dazu Athanasios, MG 25, 221, 537; Martin I., Epistola IV, ML 87, 147; A. Lindemann, H. Paulsen: Die apostolischen Väter (1992). – 2 Ignatius von Antiochien. An die Trallaner, in: Kirchen- und Theologiegesch. in Quellen, Bd. 1: Alte Kirche, hg. von A.M. Ritter (1977) 16. – 3 H. Denzinger, P. Hünermann: Enchiridion symbolorum (³⁷1991) Nr. 1407. – 4 Luther, Weimarer Ausg. 6 (ND 1966) 404–469. – 5 ebd. 10 II, 164–168. – 6 ebd. 7, 3–11. – 7 Corpus Reformatorum V, hg. von C.G. Bretschneider (1838) 125–137. – 8 Fides et Ratio, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (VAS) 135 (1998). – 9 z.B. Divini Redemptoris, Acta Apostolicae Sedis (AAS) (1937) 65. – 10 Mater et Magistra, AAS 53 (1961) 401. – 11 Centesimus annus, AAS 83 (1991) 793. – 12 VAS 111, Nr. 1. – 13 Ut unum sint, VAS 121, Nr. 93. – 14 Denzinger, Hünermann [3] Nr. 3830f.

Literaturhinweise:

H. Getzung: Stil und Form der ältesten Papstbriefe bis auf Leo d. Gr. (1922). – A. Peiffer: Die Enzykliken und ihr formaler Wert für die dogmatische Methode (1968). – H. Grote: Was verlaublich Rom wie? (1995).

J. Haustein

III. Theologie. Die Lehrvollmacht (Lehrgewalt) schafft den institutionellen Rahmen für L. Sie entspringt nach heutigem, katholischen Verständnis der eigenen Vollmacht (*sacra potestas*) der Kirche, die in drei Ämter (*munera*) aufgegliedert ist, nämlich die Ämter des Heiligens, der Lehre und der Leitung (*munus sanctificandi, docendi und regendi*). Diese sind auf die drei Ämter Christi zurückzuführen. Die Lehrgewalt ist eine relativ junge Gewalt, die sich erst langsam zu einer eigenständigen entwickelt hat. Sehr bald besteht eine Verbindung zwischen Leiten und Lehren, so daß die Frage, wer Lehrgewalt hat, mit der Frage verbunden ist, wer Leitungsgewalt hat. Seit dem Mittelalter wird zwischen Weihe- und Jurisdiktionsgewalt unterschieden, wobei die Lehrgewalt Teil der Leitungsgewalt ist. Erst das 2. Vatikanische Konzil und ihm folgend der Codex Iuris Canonici (CIC) von 1983 haben die Lehrgewalt (*munus docendi*) eigens geregelt (vgl. 3. Buch des CIC von 1983). L. finden sich nicht nur in der katholischen, sondern auch in der anglikanischen Kirche (encyclical letters, veröffentlicht durch die Lambeth-Konferenzen der anglikanischen Bischöfe).

Es ist historisch und auch heute nicht immer leicht, L. von juristischen Schreiben zu unterscheiden. Dies hängt auch damit zusammen, daß die Kirche die Gewalttrennung nicht kennt. Nicht auf alle Schreiben kann hier eingegangen werden. Heute gibt es verschiedene Typen päpstlicher Schreiben, die auch als L. bezeichnet werden können. Dazu gehören die Enzykliken und zwar sowohl die *litterae encyclicae* als auch die *epistolae encyclicae*. Ferner gehören dazu die päpstlichen Exhortationen (*exhortatio*) wie jetzt auch die sogenannten nachsynodalen Apostolischen Schreiben, die im Anschluß an die immer häufiger abgehaltenen Bischofssynoden erlassen werden. Dogmatische Erklärungen erfolgen in der Form der «Dogmatischen Konstitutionen». Bischöfliche Schreiben werden üblicherweise als Pastoralbriefe, Pastoral-

schreiben oder Hirtenbriefe bezeichnet. Vom einzelnen Schreiber und von der Wahl der Form hängt bis zu einem gewissen Grad die verpflichtende Qualität des jeweiligen Schreibens ab, d.h. Pastoralbriefe der Bischöfe können eine andere Qualität haben als päpstliche Enzykliken. Die Enzyklika ist vom Papst an die gesamte Christenheit gerichtet oder an alle Bischöfe bzw. an einen Teil der Bischöfe und enthält keine dogmatischen Definitionen wie die Dogmatischen Konstitutionen, aber auch keine Rechtsnormen wie die päpstlichen Dekrete, die in Form der «Bulle» oder des «Breve» expediert werden. Die Enzyklika ist also ein päpstlicher Brief, der sich von den anderen nur dadurch unterscheidet, daß er an die Patriarchen, Primasse, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Ordinarien gerichtet ist, die sich in Frieden und Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl befinden. Ab dem Ende des 1. Drittels des 19. Jh. steigt die Zahl der Enzykliken der Päpste. Zu nennen sind Gregor XVI., Pius IX. und dann vor allem Leo XIII. Seit Leo XIII. wird zwischen *epistolae encyclicae* (an Einzelgruppen von Bischöfen) und *litterae encyclicae* (an die ganze Kirche) unterschieden.

Enzykliken sind normalerweise in lateinischer Sprache geschrieben, manchmal auch mit Übersetzungen (z.B. italienisch), manchmal auch in einer anderen Sprache (z.B. «Mit brennender Sorge» Pius' XI. in deutscher Sprache). Zitiert werden sie wie Bullen und Apostolische Briefe gemäß ihrer ersten Worte (*arenga*).

Eine nicht ganz unumstrittene Frage ist die nach der Autorität der Enzykliken. Sie sind sicher, wenn sie sich an die Gesamtkirche wenden, Ausdruck der obersten Lehrgewalt des Papstes, aber keine unfehlbaren Lehrentscheidungen – auch wenn behauptet wird, daß der Papst im Einzelfall eine Enzyklika zur Vorlage einer Kathedralentscheidung verwenden könnte (was manche Theologen von der Encyclica «Quanta cura» von Pius IX. vermuteten). Pius XII. hat die Verbindlichkeit von Enzykliken so umschrieben und begründet: Als Ausdruck des ordentlichen Lehramtes ist der Inhalt der Enzykliken, wo sie ein Urteil über bislang umstrittene Fragen aussprechen, der freien Erörterung der Theologen entzogen. Darüber besteht heute Diskussion. Dabei treten inhaltliche Kriterien gegenüber formalen in den Vordergrund (Priesterweihe von Frauen und Tradition). Die Päpste bedienen sich der Enzyklika oft, um Irrtümer zu verurteilen, Gefahren für Glaube und Moral anzudeuten oder Handlungsanweisungen für die Kirche in Bezug auf ein bestimmtes Problem zu geben. Auch enthalten Enzykliken manchmal verpflichtende direktive Normen für alle Gläubigen, so z.B. wenn in einer Enzyklika ein Irrtum verurteilt wird oder wenn in ihr die Lehre der Kirche über eine bestimmte Frage erklärt und zusammengefaßt wird. Dies hat man z.B. für die Enzyklika Pius' XI. «Casti connubii» vom 31.12. 1930 angenommen. Die Enzyklika bzw. das in ihr Gelehrte hat aber jedenfalls nicht den höchsten Verbindlichkeitsgrad. Ihr muß also wenn nicht Glaubenszustimmung so doch religiöse Zustimmung gegeben werden, die im Lehramt des Papstes ihren Grund und im Glauben ihre Wurzel hat, die aber vom eigentlichen Glaubensakt wohl zu unterscheiden ist.

Die Form der Apostolischen Exhortation wird oft von den Päpsten benützt, in jüngerer Zeit meist nach den Sitzungen der Bischofssynode, um die Fragen, die auf den Synoden diskutiert werden, voranzutreiben. Dies gilt z.B. für die Bischofssynoden 1983 über die Buße oder 1987 über die Laien. Seit letztgenanntem Schreiben hat

sich für diese Exhortationen die Bezeichnung «Nachsynodales apostolisches Schreiben» eingebürgert. Damit verbunden ist ein nicht nur äußerlicher stärkerer Bezug des Schreibens zur Diskussion auf der Synode und zu deren Papieren.

Apostolische Schreiben (*epistolae apostolicae*) sind Schreiben, die im Gegensatz zur Enzyklika an eine bestimmte Kategorie von Personen, z.B. an eine Gruppe von Bischöfen gerichtet sind. Diese Dokumente, wie etwa «Octogesima adveniens» Pauls VI. an Kardinal Maurice Roy, enthalten soziale und pastorale Lehren, sind aber keine legislative Texte.

Auch die Behörden der römischen Kurie können L. erlassen. Dazu zählen z.B. Instruktionen und Deklarationen sowie Direktorien (vgl. z.B. die beiden ökumenischen Direktorien). Sie können sowohl Lehrinhalte haben als auch rechtliche Fragen behandeln.

Geschichtlich haben sich als besondere amtliche Schreiben «Synodalbriefe» entwickelt, die den bei Synoden nicht vertretenen Kirchen deren Beschlüsse mitteilten und gleichzeitig die Kirchengemeinschaft zum Ausdruck bringen. Solche Synodalschreiben sind heute nicht mehr üblich. Wohl aber gibt es Schreiben der Bischofssynoden selbst. So hat z.B. die Bischofssynode 1985 ein eigenes Papier über die *communio* mit Zustimmung des Papstes beschlossen und herausgegeben. Darüberhinaus ist es üblich, neben dem geheimen Dokument, das die Bischofssynode abschließt (Sammlung der Propositionen (Vorschläge)) eine Botschaft an das Volk Gottes zu richten. Hier ist allerdings die Grenze zwischen Lehr- und Pastoralen Schreiben fließend. Auch kontinentale Bischofsversammlungen und Bischofskonferenzen können L. erlassen – wie die Konferenzen von Puebla, Medellín und Santo Domingo (Befreiungstheologie) oder die Lateinamerikanische Bischofskonferenz CELAM.

Literaturhinweise:

H. Jordan: Gesch. der altchristl. Lit. (1911). – Art. «Encycliques», in: Dictionnaire de théologie catholique, hg. von A. Vacant et al., Bd. 5 (Paris 1930ff.) 14ff. – Art. «Encyclique», in: Dictionnaire de droit canonique, hg. von R. Naz, Bd. 5 (Paris 1935ff.) 338ff. – P. Nau: L'autorité doctrinale des encycliques, in: Pensée catholique 15 (1950) 47–63, 16 (1951) 42–59. – J. Bäumer: Sind päpstliche Enzykliken unfehlbar?, in: Theol. und Glaube 42 (1952) 262–269. – B. Brinkmann: Gibt es unfehlbare Äußerungen des «Magisterium Ordinarium» des Papstes?, in: Scholastik 28 (1953) 202–221. – F.M. Gallati: Wenn die Päpste sprechen (Wien 1960) insbes. 32ff. – A. Pfeiffer: Die Enzykliken und ihr formaler Wert für die dogmatische Methode. Ein Beitr. zur theol. Erkenntnislehre (1968). – Art. «Encyclica», in: Novissimo Digesto Italiano (1979ff.) Bd. 5, 526. – F.G. Morrissey: Papal and Curial Pronouncements: Their Canonical Significance in the Light of the 1983 Code of Canon Law (Ottawa 1992). – H.R. Drobner: Lehrbuch der Patrologie (1994) bes. 140ff. (Der Brief in Antike und Christentum).

R. Puza

→ Arenga → Brief → Christliche Rhetorik → Docere

Leichenpredigt (engl. funeral sermon; frz. oraison funèbre)

A.I. Def. – II. Allg. Überlegungen. – 1. Kategorien und Funktionen. – 2. Das Gattungssystem als Funktionsverband rhet. officia. – 3. Die L. als homiletische Gattung. – 4. Die L. als Gedenkausgabe und Gedenkwerk. – B. Hist. Entwicklung. – I. Konfessionalisierung als Ausbildung des inneren aptum. – II. Barocke Thanatopaxis und Verschiebung auf das äußere aptum. – III. Pastorale Neudefinition der L. im 18. und 19. Jh. als Erneuerung des inneren aptum.

A.I. Def. ‹L.› bezeichnet (1) im engeren Sinn eine der Funeralrhetorik angehörende Gattung der neuzeitlichen geistlichen Beredsamkeit sowie (2) eine an das Medium des Buchdrucks gebundene, anthologische literarische Form.

(1) Als Untergattung der Predigt ist die L. nach homiletischen Richtlinien gebaut, von kirchlichen Amtsträgern verrichtet und im pastoralen Wirkungskreis angesiedelt. In rhetorischer Hinsicht unterliegt die L. den Angemessenheitsregeln der Gelegenheitspredigt sowie konfessionellen Differenzierungen.

(2) L. ist die Bezeichnung für eine in der frühen Neuzeit im Medium des Drucks entwickelte literarische Form kollektiver Gedächtnisstiftung, die als Gedenkausgabe oder höfisches Gedenkwerk L. wie Leichenrede nebst anderen Genera der Funeralrhetorik anthologisch umfaßt, im Akzidenzdruck fixiert und auf spezifischen Wegen inner- wie außerhalb des Buchmarktes verbreitet wird. Der Begriff ist metonymisch auf die homiletische Gattung L. bezogen, die in ihr enthalten ist und als Publikationsform der Einzelpredigt den historischen Kern der Gedenkausgabe bildete.

Während die Begriffe ‹L.›, ‹Leichenrede›, *oratio funebris* für das Mittelalter weitgehend synonym gebraucht werden, führte die Differenzierung des Bestattungsbrauchums vom 16. zum 18. Jh. zu einem komplexen Gattungssystem, was sich in einer Begriffsvielfalt spiegelt, die bis in die neuere Forschung hineinreicht. [1] Die begrifflich weitesten Bezeichnungen des rhetorisch regelhaft geformten Sprechens über einen Toten binden das Genus durch Benennung von Redegegenstand und/oder Situation an Tod und Begräbnis: ‹Leich(en)abdan- kung›, ‹Grabrede›, ‹Totenrede›, ‹Leichvermahnung›, ‹Leich(en)rede›, ‹Standrede›, ‹Leich-Sermon› etc. An den Toten selbst sind Bezeichnungen wie ‹Nachruf› und ‹Nekrolog› geknüpft, die Wirkungsfunktionen der Gat- tung sind in Begriffen wie *laudatio funebris*, ‹Lob- und Trauerrede›, ‹Trostpredigt› benannt. Im Rückgriff auf antike Terminologie erscheinen ‹Parentation› und *oratio funebris*; entsprechend geistlichem oder nichtgeistlichem Sprecher werden – doch erst nachdem neben dem Geistlichen andere Redner auftreten – L. und Leichenrede unterschieden. Explizit nicht im Umfeld der Grablegung, sondern im Zusammenhang des Totengedenkens steht die ‹Gedächtnispredigt› (‹bei einer gedächtnisfeier›). [2]

Bei gleichbleibendem Überbegriff ‹L.› hat sich vom 16. zum 18. Jh. der historische Begriffsumfang gewandelt. Als sein tragendes Element gab die L. (1) dem Druckwerk (2) den Namen; die entsprechenden Lemmata in Grimms ‹Deutschem Wörterbuch› thematisieren ausschließlich die rhetorische Gattung im Sinne von (1), als gehaltene Rede. Angesichts dieses Sachverhalts spricht die Forschung bisweilen von der ‹eigentlichen, geistlichen› [3] oder der ‹christlichen› [4] L., um innerhalb des ‹Gesamtdruckwerks› L. [5] als deren Hauptbestandteil die homiletische Gattung zu bezeichnen. Gegenüber dem traditionellen Begriff haben sich Termini für die gehaltene L. wie ‹Nachrufpredigten› [6] oder ‹Gedächtnispredigt› [7] nicht durchgesetzt; die Sonderform der L. beim Fürsten- und Adelsbegräbnis ist präziser als ‹höfische L.› zu verstehen. Auch der Versuch, die rein rhetorisch und oratorisch dargebotenen Gattungen innerhalb der gedruckten L. unter dem Oberbegriff ‹Lei- chen- oder Totenrede (Grabrede)› zusammenzufassen und darin die L. (1) mitzuverstehen, verwischt deren Spezifika. [8]

Anmerkungen:

1 zum Forschungsstand vgl. den Forschungsbericht von S. Rusterholz: Leichenreden, in: IASL 4 (1979) 179–196; R. Lenz (Hg.): L. Eine Bestandsaufnahme (1980); ders.: De mortuis nisi bene? L. als multidisziplinäre Quelle (1990) 22–32; zur Arbeit der Forschungsstellen für Personalschriften in Marburg und Dresden vgl. R. Lenz: L. Quellen zur Erforschung der Frühen Neuzeit (1988, ²1990); sowie R. Lenz (Hg.): 1976–1996. 20 Jahre Forschungsstelle [...] Marburg. 5 Jahre Forschungsstelle [...] Dresden (1997); reichhaltiges Material ist dokumentiert in den von R. Lenz hg. Reihe der ‹Marburger Personalschriften-Forschungen› (erschienen: 19 Bde., in Vorbereitung Bd. 20–25), die vordringlich der Aufarbeitung von Quellenbeständen gewidmet ist und überdies einige unentbehrliche Monographien und Sammelwerke enthält. – 2 Grimm Bd. 4 Sp. 1938 – 3 F. Lerner: Frankfurter L. als Quellen der Stadt- und Kulturgesch. des 16.-19. Jh., in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 235. – 4 R. Lenz: Gedruckte L., in: Lenz [2] 36; Lenz; De mortuis [1] 7. – 5 ebd. passim; vgl. 145: ‹Gesamtdruckwerk Leichenpredigt›. – 6 A. Brauer: Buchdrucker und Buchführer in L., in: Lenz [3] 330. – 7 H. Körner: L. der Fränkischen Reichsritterschaft als genealogische Quelle, in: Lenz [3] 315; U. Bredehorn, R. Lenz: Die Ausstellung ‹Leben aus L.›, in: Lenz [3] Nr. 5. – 8 Rusterholz [1] 181. – Zur ‹Begriffsverwirrung› vgl. G. Braungart: Hofberedsamkeit (1988) 219; P. R. Blum: L., in: ders. (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 113f.; K.-H. Habersetzer: Mors Vitae Testimonium, in: Lenz [3] 254f. Anm. 4; I. Bog: Die Generaldiskussion, in: Lenz [3] 421.

II. Allgemeine Überlegungen. 1. Kategorien und Funktionen. In der Tat erweist sich die Komplexität des Gegenstandes in seinem Schwanken zwischen Predigtamt, Gelegenheitschrift und eigengesetzlicher Gattungstradition. [1] Die Unklarheit der Begriffe wurzelt in der historisch höchst unterschiedlichen Realisierung von Redetypen und literarischen Formen im Funktionsverband der Funeralrhetorik, sie resultiert aus der Vermischung von Abgrenzungskriterien, die sich nach den Kategorien der rhetorischen Situationsbindung, der Autorschaft und der Medialität zwischen der L. (1) und (2) sowie gegenüber den Nachbargattungen ergeben.

a. Rhetorische Situationsbindung. Rede bei Gelegenheit des Begräbnisses ist formalisierte und situationsgebundene Rede. Homiletische Anweisungen, Kirchenordnungen, obrigkeitliche Vorschriften sowie die Drucke belegen eine mit der Ausfaltung des Begräbnisritus einhergehende Gattungsdifferenzierung der dabei situationsgebunden gesprochenen Texte, zunächst zwischen L. (1) und ‹Personalialia›, sodann der ‹Leichabdan- kung› bzw. ‹Parentation› als Sonderformen der Leichenrede. Die Abgrenzung der Personalialia von der L. setzt im 16. Jh. ein; im 17. sind sie als Gattung etabliert und im Begräbnisablauf verankert. Die hessischen Kirchenordnungen von 1566 und 1573 kennen nur die L., die von 1657 und 1748 sprechen bereits ganz selbstverständlich von den ‹Personalialia, welche auff's aller kürzeste abgefast› sein sollen [2] und stets unmittelbar nach der L. zum Vortrag kommen. Das nach Abwicklung dieses Zeremoniells erforderliche Wort des Dankes an die Trauergemeinde führte zur Form der ‹Abdan- kungsrede› (‹Parentation›), die bisweilen zur eigenen weltlichen Leichenrede anwuchs. Sie war die letzte Rede im Funeralzeremoniell. Die Vervielfältigung von Trauerzeremonien (Exequien) insbesondere im höfischen Bereich zog eine weitere Vervielfachung der diesbezüglichen Reden nach sich.

b. Autorschaft. Entsprechend diesen Redetypen differenzierte sich die Verfasserschaft. In der rhetorischen und homiletischen Anweisungsliteratur der frühen Neuzeit ist der Begriff L. (1) einzig für den geistlichen Redner im Kontext der Exequien reserviert. Durch den Bezug

auf den Verstorbenen erfordert die rhetorische *inventio* die Suche nach Lebensfakten, der Prediger ist «im biographischen Teil weitgehend von den Angaben der Hinterbliebenen abhängig. Mitunter liegen jedoch auch autobiographische Aufzeichnungen vor.» [3] Die Ausdifferenzierung der Personalien ist damit zugleich Ausdifferenzierung fremder Autorschaft, wenn «die Angehörigen dem Prediger die Personalien zur Verlesung übergaben und ihn damit von der Verantwortung für das Gesagte entlasteten.» [4] Die Verantwortung für deren Text wird auch in Kirchenordnungen festgehalten; 1703 schreibt die Reichsstadt Eßlingen fest, daß der Beichtvater dem Prediger die Personalien einhändig und dieser «etwas darinn zu ändern oder nach seinem Gefallen einzurichten durchaus keine Macht haben solle», wobei ihm freilich das Recht eingeräumt wird, daß übertriebene Titulaturen und andere «impertinentien [...] durchstrichen und pro cathedra nicht verlesen werden sollen.» [5] Die Formen weltlicher Leichenrede ergeben sich aus dem Dazutreten weiterer Redner zum Verfasser und Sprecher der L., deren *officia* jeweils unterschiedlich akzentuiert sind.

Die gedruckte L. (2) ist vollends ein kollektives Produkt, das nur in seinen zentralen Texten an die Exequien gebunden ist. Hier flossen auch Texte ein, die nachträglich verfaßt und nicht mehr rhetorisch dargeboten wurden [6], wobei die Entwicklung im 16. Jh. und in der Publikationsform der Predigtsammlung einsetzt – bereits in N. SELNECKERS großer Sammlung von 1591 sind einzelnen L. Lieder und Gedichte beigegeben. [7] Hier sind es noch die eigenen, dem Druck aufgesparten Verse des Predigers, später treten Produkte weiterer Verfasser dazu. Nach den Erfahrungen der Marburger Forschungsgruppe ergab sich, «daß jede bibliographische Einheit ungefähr 10 bis 15 Verfasserschaften enthalten kann.» [8] c. *Medialität*. Die Entwicklung der L. und ihrer Schwergattungen hängt daher aufs Unmittelbarste mit Schrift und Druck zusammen. Für das Mittelalter werden die Begriffe L. und Leichenrede weitgehend synonym gebraucht, da nur der geistliche Redner das Wort ergreift. Die erste Abspaltung biographischer Sekundärtexte im Zeichen der Gedächtnisstiftung und in der Nähe zur Biographik ergibt sich im Medium der Schrift: «Die schriftlich festgehaltene, oft nur fiktive Leichenrede sollte darüber hinaus Verdienste des Verstorbenen vor dem Vergessen bewahren und das künftige Geschichtsbild prägen.» [9] Neben den in rhetorischer *actio* dargebotenen Reden entwickeln sich allein der Schriftlichkeit vorbehaltene Texte, wobei im Zuge der frühneuzeitlichen Begräbnisfeierlichkeiten zum Anhören und Lesen das Vorlesen als Darbietungsform tritt. Verlesen werden bisweilen, wie bereits 1580 bezeugt [10], vom Verstorbenen selbst verfaßte L., vor allem aber die Personalien. [11] Auch daraus resultiert die Forderung nach deren angemessener *brevitas*: «sind sie zu lang/ so fällt es dem Geistlichen beschwerlich/ wenn er nach abgelegter Leichen=Predigt noch eine neue Rede vom Papier lesen soll/ und die Anwesenden selbst bekommen endlich auch des übrigen Zuhörens satt.» [12] Die gedruckte L. (2) ist zur Gänze ins Medium des Buches und die ihm angemessenen Rezeptionsweisen übergetreten.

Anmerkungen:

1P. R. Blum: L., in: ders. (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 111. – 2A. Höck: Begräbnisbrauch und L. in ländlichen Bereichen Hessens, in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 300f.; vgl. U. Bredehorn u. R. Lenz: Die Aus-

stellung «Leben aus L.» ebd., Nr. 92, 93, 94, 96; vgl. die Übersicht der Kirchenordnungen bei H. Grün: Die Leichenrede im Rahmen der kirchlichen Beerdigung im 16. Jh., in: Theol. Stud. u. Kritiken 96/97 (1925) 301ff. – 3E. Winkler: Die L. im deutschen Luthertum bis Spener (1967) 190 über Carpvov und Geier. – 4E. Winkler: Zur Motivation und Situationsbezogenheit der klassischen L., in: Lenz [2] 57. – 5 Bredehorn, Lenz [2] Nr. 98. – 6 vgl. C. Wiedemann: Vorspiel der Anthologie, in: J. Bark, D. Pforte: Die dt. Anthologie (1969/70) Bd. 2, 1–47. – 7 Winkler [3] 92ff. – 8 R. Lenz: De mortuis nil nisi bene? L. als multidisziplinäre Quelle (1990) 141. – 9 N. Ohler: Sterben u. Tod im MA (1990) 122. – 10 W. Zeller: L. und Erbauungslit., in: Lenz [2] 67. – 11 vgl. Höck [2] 301, Eintrag von 1657; J.C. Gottsched: Allg. Redekunst, hg. von P.M. Mitchell, Bd. VII/2 (1975): Besonderer Theil 294. – 12 C. Schröter: Gründliche Anweisung zur dt. Oratorie (1704, ND 1974) II, 169.

2. *Das Gattungssystem als Funktionsverband rhetorischer officia*. In rhetorischer Hinsicht gilt für den gesamten Begräbnisablauf, daß ungeachtet der Anzahl der Reden der funerals rhetorische Topos- und Wirkungskatalog der Trauer (*lamentatio*), des Tröstes (*consolatio*), des Lobes (*laudatio*) und des Dankes (*gratiarum actio*) realisiert werden muß. Die Ausfaltung der Gattungen geht mit entsprechender Schwerpunktbildung einher, indem etwa die L. (1) geistlichen Trost spendet, die Abdankung die Dankfunktion übernimmt etc., doch nicht ausschließlich, sondern komplementär. Die Gattungen stehen in engem, stets situationsbezogenem Funktionsverband, der entsprechend dem äußeren *aptum* verschiedenartigste Ausprägungen kennt und eine allgemeine Definition der Einzelgattungen nahezu verunmöglicht. So muß man die Personalien ausführlicher und lobender ausführen, «wenn dem Defuncto entweder keine Leichenpredigt oder keine Parentation gehalten wird» [1], oder die Parentation und die Abdankung qualitativ aufeinander abstimmen und «den besten und stärksten Redner in der Kirche, den schwächsten aber im Trauerhause auftreten» [2] lassen. Die Parentation «ersetzt über ihre ursprüngliche Funktion hinaus in besonderen Fällen auch die Leichenpredigt [...]»; sie denaturierte zu einem anachronistischen Panegyricus.» [3] Auch Personalien und Abdankung konnten gegenüber der L. ineins fallen, wie etwa in Frankfurt 1699. [4] Präzise Aussagen werden leichter möglich sein, wenn die gegenwärtig laufenden Katalogisierungsprojekte der L. (2) genauere Daten über die territorialen Ausprägungen des rhetorischen Begräbnisaufwandes erbracht haben werden. [5] Grundsätzlich gilt es bei Definition einzelner Gattungen den gesamten rhetorischen Aufwand anlässlich eines Todesfalles im Auge zu behalten, von der Verkündung des Begräbnisses bis zum gedruckten Gedächtnisschrifttum, und den Platz der einzelnen Texte innerhalb eines performativen Aktes zu fixieren, der mehrere Autoren und *officia* einbezieht, auf die Situation des Todesfalles bezogen ist und die Gesamtheit der jeweiligen historischen Medien benutzt.

Anmerkungen:

1C. Schröter: Gründliche Anweisung zur dt. Oratorie (1704, ND 1974) II/169f. – 2J.C. Gottsched: Allg. Redekunst, hg. von P.M. Mitchell, Bd. VII/2 (1975): Besonderer Theil 235. – 3R. Lenz: De mortuis nil nisi bene? L. als multidisziplinäre Quelle (1990) 13. – 4F. Lerner: Frankfurter L. als Quellen der Stadt- und Kulturgesch. des 16.–19. Jh., in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 235f. – 5R. Lenz (Hg.): 1976–1996. 20 Jahre Forschungsstelle [...] Marburg. 5 Jahre Forschungsstelle [...] Dresden (1997); vgl. ders.: Vorkommen, Aufkommen und Verteilung der L., in: ders. (Hg.): Stud. zur deutschsprachigen L. der frühen Neuzeit (1981) 223–248.

3. Die L. als homiletische Gattung. Die L. (1) teilt das Grundproblem mit dem Reden über den Tod darin, daß sie, «damit des Verstorbenen gedacht werden kann, vom Toten zugleich wegkommen muß», eine «Zweischneidigkeit, die der Tod dem Diskurs des Gedenkens oktroyiert». [1] Die fatale Dialektik zwischen dem Ansprechen der Überlebenden und dem Ansprechen des Toten wird in der L. durch ihre Anbindung an den homiletischen Grundgedanken der Wortverkündigung gelöst. Für alle Konfessionen gilt die paränetische Indienstnahme des Todesfalles: «Die Gültigkeit und Wahrheit des Absoluten, des heiligen Textes und des Dogmas, wird durch das Konkrete, den Lebenswandel eines bestimmten Menschen, illustriert und demonstriert [...]». [2]

Für die Trauergemeinde muß die L. den Trost biblisch begründen und mit der Vorbildhaftigkeit des Verstorbenen vermitteln, so daß der Tod als Bestandteil des göttlichen Heilsplans bekräftigt werden kann. Umgekehrt erscheint aus homiletischen Blickwinkel der Tod als nur eine unter vielen Gelegenheiten zur Predigt. Als ein den anderen Gegebenheiten des Lebens gleichgestellter Redegegenstand geistlichen Rhetorik ist der Tod klerikalisiert und gezähmt. [3] Die Synthese von *consolatio*, *lamentatio* und *laudatio* bleibt als Aufgabe der Gattung dennoch prekär, insbesondere weil die Traueräußerung ein Band um Redner und Zuhörer schlingt und Einigkeit herstellt, wo das geistliche Amt Unterscheidung und Verkündigung von Heilsbotschaft fordert. Stets droht die unangemessene Vermischung von geistlichen und weltlichen Funktionen, denn die L. ist «öffentliche memoria, die an die Stelle der individuellen Trauer gesetzt wird». [4] Die historische Entwicklung der L. in dieser Dialektik zwischen innerem und äußerem *aptum* zeigt konfessionell und epochenspezifisch ganz unterschiedliche Lösungen.

Während die L. des christlichen Mittelalters in Auftreten, Gestaltung und Theorie noch ununterscheidbar mit der Leichenrede in eins fällt, ist die L. als Untergattung der Predigt in Theorie und Praxis eine Entwicklung der Neuzeit. Entwicklungsmerkmal des 16. Jh. ist die Bindung an das innere *aptum* des Genus Predigt. In sozialhistorischer Hinsicht hat sie sich als deren Bestandteil mit den Exequien in den stratifizierten frühneuzeitlichen Gesellschaften verbreitet, als Teil des Christianisierungs- (J. Delumeau) und Konfessionalisierungsprozesses [5], in dem die Kirchen als diskursstiftende Organisationen [6] auch die Sinnggebung des Todes mitformten. Dabei steht die L. im Brennpunkt konfessioneller Auseinandersetzungen, in ihrer Thematik wie in den Rahmenbedingungen der Konzilsvorschriften, Synodalbeschlüsse und Kirchenordnungen.

Mit der konfessionellen Verfestigung der Territorien unterliegt im Absolutismus des Barockjahrhunderts das Funeralbrauchtum als Moment repräsentativer Öffentlichkeit den «Policy-Ordnungen», die im Detail den Begräbnisaufwand kodifizieren, Kleidungs- und Einladungsvorschriften erlassen und die erlaubte Zahl der Trauergäste ständisch abtufen. [7] Auch der rednerische Aufwand ist nach Ständen festgelegt, sodaß das gesellschaftliche äußere *aptum* ein Hauptmoment barocker Funeralrhetorik und damit auch der L. darstellt. Nach dem Epocheneinschnitt des Aufklärungszeitalters und den homiletischen Reformen, die das innere *aptum* erneut ins Zentrum stellen, wird die L. im 19. Jh. zur Grabrede.

Die homiletische Entwicklung der *doctrina* ist in Bezug auf die L. noch nicht ausreichend erforscht. Die

entsprechende Anpassung der Theorie an die Entfaltung der Thanatopraxis spiegelt sich erst in der Homiletik, als bereits entsprechende Muster kursieren, die im Wege der *imitatio* Neuentwicklungen verbreiten. Im Kräftespiel von *doctrina*, *imitatio* und *aptum* kommt ersterer die geringste Funktion zu; das äußere *aptum* spielt die überragende Rolle. Daher kann die Systematik erst im historischen Überblick entwickelt werden.

Anmerkungen:

1 C.L. Hart Nibbrig: Ästhetik der letzten Dinge (1989) 170; zur Leichenrede 170–176. – 2 R. Mohr: Prot. Theologie und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters (1964) 103. – 3 siehe den Art. «Funeralrhet.» in HWRh Bd. 3, Sp. 478–484. – 4 P.R. Blum: L., in: ders. (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 119. – 5 vgl. zur Debatte um die Konfessionalisierung W. Reinhard, H. Schilling (Hg.): Die kath. Konfessionalisierung (1995); M. Stolleis: Religion und Politik im Zeitalter des Barock, in: D. Breuer (Hg.): Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock (1995) Bd. 1, 23–42. – 6 vgl. für Frankreich zuletzt H. Phillips: Church and Culture in Seventeenth-Century France (Cambridge 1996); für Deutschland H. Lehmann: Das Zeitalter des Absolutismus (1980), Kap. 2: Staatskirche, Gemeindekirche, Religionsfreiheit 23–104. – 7 vgl. R. Lenz: Gedruckte L., in: ders. (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 42.

Literaturhinweise:

P. Ariès: Gesch. des Todes (1980). – R. Mohr: Der unverhoffte Tod (1982).

4. Die L. als Gedenkausgabe und Gedenkwerk. a. Mündlichkeit, Schrift und Druck. Zwischen Konzept bzw. Reinschrift, rhetorischer *actio*, Druckvorbereitung des Manuskripts, Drucklegung und Aus- und Abschreiben des Gedruckten bestehen, wie für die Predigt insgesamt, unterschiedliche Relationen und mediale Bruchstellen. Bei der L. wurde nicht alles schriftlich Überlieferte auch gedruckt, nicht alles Gedruckte auch gehalten. In Manuskriptform ist eine völlig unbekannt Zahl von L. überliefert. [1] Manche Handschriften tradieren aus dem Gedächtnis nachgeschriebene Predigten, etwa die (zumeist auf griechisch notierten) des M. CRUSIUS. [2] Gedruckte L. wurden nicht selten ab- und ausgeschrieben, so daß der Druck wiederum in die Manuskriptform mündet. Die Forschung hat bislang allenfalls das Verhältnis der gedruckten Einzelpredigt zum gesprochenen Text diskutiert; sie geht bisweilen von einer (den Umfang aufschwellenden) Überarbeitung für die Publikation aus [3], bisweilen wird der Umfang des Druckes als verlässlicher Indikator für die Dauer der rhetorischen *actio* verstanden. [4] Die der Predigt insgesamt spezifischen komplexen Übergänge zwischen Oralität, Handschrift und Druck sind noch nicht systematisch dargestellt worden.

Predigt und L. sind die einzigen genuin oratorischen Gattungen, die in massenhafter Verbreitung eine eigene Druckgestalt hervorgebracht haben. Gerade die L. wird früh als (1) «Einzelpredigt» publiziert und bald mit weiteren Texten zu einem eigenständigen Druckprodukt, der «Gedenkausgabe», ergänzt. Mit diesem Terminus vereint M. Fürstenwald Memorialfunktion und mediale Materialität [5], freilich unter Hintansetzung des oratorischen Gattungsaspekts. Treffend hat C. Wiedemann im Hinblick auf die kollektive Autorschaft dieses Produkt als «Vorspiel der Anthologie» bezeichnet. Davon abgeleitet bezeichnet der Terminus «Gedenkwerk» nach R. Lenz [6] ausschließlich die höfische Variante der Funeralschrift, die insgesamt ins Genus des literarischen Herrscherlobs

gehört und vielfach mehrere L. enthält. Ebenso wie jener berücksichtigt der Oberbegriff «Funeralschrift» Medium und Anlaß, nicht jedoch die darunter vereinigten Gattungen und vor allem nicht das Vorhandensein der L. (1). Die Zugehörigkeit der L. (2) zu den «Personalschriften» markiert den Gehalt an personenbezogenen Informationen und damit den enorm hohen, jüngst verstärkt erschlossenen historischen Quellenwert der Gattung.

Neben der historisch bald weitaus überwiegenden Gestalt der Einzelpredigt und der Gedenkausgabe kommt die L. auch in anderen Publikationsformen zum Druck.[7] In der gedruckten (2) «Predigtsammlung» erscheint sie als ausschließlicher, überwiegender oder auch nur beigegebener Bestandteil, nicht selten den entsprechenden Gebrauchsfunktionen gemäß in Überarbeitung.[8] Zugleich demonstriert sie als Muster der Lobrede exemplarisch die rhetorische Fertigkeit eines Predigers. Zwischen Predigtsammlung und Anthologie steht das (3) «Gedenkwerk», insofern es mehrere L. (und dazu meist noch weitere Texte) zu einem einzigen bedeutsamen Todesfall versammelt. Als Beispiel findet sich eine L. bisweilen in der (4) *ars-moriendi*-Literatur[9] sowie in (5) Anweisungsschriften von der Kirchenagende [10] bis zur Homiletik.

Anmerkungen:

1 vgl. R. Mohr: Prot. Theologie und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters (1964) 34f.; die dort (auch mit Tabelle abgebildete L. Ludolph Walthers ist Abschrift einer gedruckten L. (Hannover 1655, Herzog August Bibl. Wolfenbüttel); aus dem kath. Bereich vgl. oben; handschriftliche Bestände, die auch L. enthalten, finden sich in jeder Klosterbibl. – 2 P.R. Blum: L., in: ders. (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 115ff. – 3 Mohr [1] 28 Anm. 2. – 4 E. Winkler: Zur Motivation und Situationsbezogenheit der klass. L., in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 63; siehe insgesamt H. Wolf: Parentationen des 16. Jh. in germanist. Sicht, ebd. 349; R. Lenz: De mortuis nil nisi bene? L. als multidisziplinäre Quelle (1990) 16f. – 5 vgl. M. Fürstenwald: A. Gryphius. Dissertationes funebres (1967) 3; 15–17; ders.: Zur Theorie und Funktion der Barockabkündigung, in: Lenz [4] 372–389. – 6 R. Lenz: Vorkommen, Aufkommen und Verteilung der L., in: ders. (Hg.): Stud. zur deutschsprachigen L. der frühen Neuzeit (1981) 228 und 232. – 7 Wolf [4] 353ff.; Winkler [4] 52f. – 8 Wolf [4] 352; Lenz: De mortuis [4] 27; Winkler [4] 52f. – 9 zum «Zusammenhang der L. mit der prot. *ars moriendi*-Literatur» Mohr [1] 20–24. – 10 Wolf [4] 354.

Literaturhinweise:

C. Wiedemann: Vorspiel der Anthologie, in: J. Bark, D. Pforte: Die dt. Anthologie (1969/70) Bd. 2, 1–47. – R. Lenz (Hg.): L. Eine Bestandsaufnahme (1980).

b. Funktionen der gedruckten L. Die Funktionen der gedruckten L. liegen im rhetorischen, religiösen und gesellschaftlichen Bereich:

Rhetorische imitatio und copia rerum ac verborum. Wie die gedruckte Predigt insgesamt, dient auch die L. gemäß der frühneuzeitlichen Umgangsweise mit Gedrucktem der *imitatio* sowie der *copia rerum ac verborum*. Als vorbildliches Muster fungiert v.a. die L. auf Todesfälle und durch Prediger im unmittelbaren Umkreis des Fürsten, wie etwa E. FLÉCHIER und L. BOURDALOUE. Der Exzerpierenkunst [1] gilt die L. wie jeder andere gedruckte Text quer durch die Konfessionen als Thesaurus und Steinbruch zur Gewinnung von Redegegenständen und Formulierungen. Eine Sammlung wie W. BERGMANN'S «Tremenda mortis hora. Oder das böse Stündlein» (verm. Aufl. Wittenberg 1664, ⁴1708) wurde «aus unzähligen Leich=Predigten und andern Historien fleißig heraus

gezogen» [2], das handschriftliche Exzerptenbuch eines Melker Mönchs enthält ausgedehnte Abschriften aus einer 1661 erschienenen (protestantischen) L. (2.). [3]

Religiöse Propaganda, Meditation und Erbaulichkeit. Die Thematik des Todes stiftet eine gegenüber der Predigt spezifische Gebrauchsform der Meditation und der Erbaulichkeit. [4] Die L. liefert als «Todes-Schule» dem Leser «Lehr und Unterricht/ wie er selig sterben soll» [5], Sie ist Anlaß fortwährender «Betrachtung der Sterblichkeit». [6] Die Toten dienen «den Lebendigen zu einem nachfolgenden Exempel» [7], damit sie «gleichsam mit Erinnerungs-Sporen/ zur Nachfolg [...] möchten aufgemuntert/ angefrischt und gezogen werden». [8] BOSSUET sendet zwei L. an den ABBÉ DE RANCÉ, «die, weil sie das Nichts der Welt kenntlich machen, wohl einen Platz unter den Büchern eines Einsiedlers verdienen und die er jedenfalls als zwei hinlänglich rührende Totenköpfe betrachten mag». [9] Bis zur Umcodierung des Todes im Zuge der Aufklärung [10] bleibt der «häßliche», aber in den L. als überwindbar dargestellte Tod Anstoß zur Besinnung, ein Lesebedürfnis, das die zahlreichen Drucke und Formen auf je verschiedene Weise bedienen.

c. Gesellschaftliche Gedächtnisstiftung. Der Funktionsüberschuß der gedruckten L. (wie auch der Leichenrede) liegt darin, daß diese mit der Übernahme von Memorialfunktionen gesellschaftliche Bedürfnisse abdeckt, und zwar zusätzlich zur geläufigen Propaganda-, Vorbild- und Thesaurenfunktion gedruckter Reden bzw. Predigten sowie zur durch den einzelnen Leser meditativ rezipierten Todesthematik. Die L. wird zum wichtigen Darstellungsmittel innerhalb der symbolischen Zeichensprache im Horizont repräsentativer Öffentlichkeit (J. Habermas). Die schiere Masse dieser Drucke und die Redundanz ihrer Argumente und Bilder etablieren einen stabilisierenden Diskurs über die Fortdauer der Institutionen gegenüber dem Individuum, sodaß auch hier gilt, was auf die antike Leichenrede zutrif: «It also gained in authority what it lost in originality». [11] Nun transzendieren Glaubensgemeinschaft und die im konfessionell definierten Territorium verankerte ständische Gesellschaft die Toten und die Gegenwärtigen. Dabei geht der Gattungsverband gedruckter Funeralien mit den medialen Möglichkeiten des Buchdrucks eine diesen Hauptzweck ideal bedienende Verbindung ein: er benutzt Reichweite und Dauerhaftigkeit der «Denkmale auf Papier erbaut» (M. Kazmaier). Dazu kommt die Mobilität des Druckwerks, sodaß das Denkmal «gleichsam flügel» bekommt und «durch die weite welt/ und mancherley Provinzen» wandert. [12]

Anmerkungen:

1 C. Meinel: Enzyklop. der Welt und Verzettelung des Wissens, in: F. Eybl, W. Harms, H.-H. Krummacker u. W. Welzig (Hg.): Enzyklop. der Frühen Neuzeit (1995) 169ff., 179ff. – 2 Weise 1, 561. – 3 F. Eybl: Lit. in Melk, in: 900 Jahre Benediktiner in Melk (1989) 427 und 431, Anm. 11. – 4 E. Winkler: Die L. im dt. Luthertum bis Spener (1967) 55; H. Wolf: Parentationen des 16. Jh. in germanist. Sicht, in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 355ff.; P.R. Blum: L., in: ders. (Hg.), Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 119. – 5 J. Heermann: Schola Mortis: Todes-Schule (Leipzig 1628) Bd. 2, zit. Winkler [4] 144. – 6 M. Geier: Betrachtung der Sterblichkeit/ bey unterschiedlichen Leichbegängnissen ... angestellt (Leipzig 1670, 1687; 2 Bde. 1704); siehe S. Holtz: Theol. und Alltag (1993) 288ff.; zur Dialektik von Sterblichkeitsmahnung (*memento mori*) und Erlösungshoffnung W. Zeller: L. und Erbauungslit., in: Lenz [4] 67. – 7 G. Pistorius: Allgemeines Klag-Hauß Oder Catholische Leich-Pr. (Dillingen 1658, ²1663, ³1675 und ⁴1693);

W. Welzig (Hg.): Katalog gedruckter deutschsprachiger kath. Predigtslg. (1984/87) I/206, Nr. 112/7. – 8E. Eisenhuet OP: Letzte Ehre/ Das ist: Leich- und Ehrn-Pr. (Augsburg 1692), in: Welzig [7] I/201, Nr. 108/6. – 9P. Ariès: Gesch. des Todes (1980) 439. – 10C.L. Hart Nibbrig: Ästhetik der letzten Dinge (1989) 213ff. – 11N. Loraux: L' invention d'Athènes (Paris 1981, Nouv. éd. abrégée 1993), zit. Übers. The Invention of Athens (Cambridge/London 1986) 263. – 12Geier [6]; L. Ponickau 1664, zit. G.-R. Koretzki: L. und ihre Druckherstellung, in: Lenz [4] 333f.; vgl. M. Kazmaier: Denkmale von Papier erbaut, ebd. 390–407.

Literaturhinweise:

W. Brückner: Erbauung, Erbauungslit., in: Enzyklop. des Märchens, Bd. 4 (1984) 108–120. – H.E. Bödeker, G. Chaix u. P. Veit (Hg.): Le livre religieux et ses pratiques (1991).

B. Historische Entwicklung. Die Entwicklung der L. geht von der Antike bis ins Mittelalter einher mit der Entwicklung der Leichenrede. Mit dem Humanismus wird die L. wie die Predigt stärker an die antike Rhetorik gebunden, mit der Konfessionalisierung des Reformationsjahrhunderts an die zentralen Glaubensaussagen der Kirchen und somit an die Verkündigungsfunktion der Predigt insgesamt. Damit setzt ihre frühneuzeitliche Entfaltung ein, die als Auseinandersetzung mit der Kategorie des *aptum* periodisiert werden kann.

I. Konfessionalisierung als Ausbildung des inneren *aptum*. 1. *Homiletische doctrina und Predigtpraxis.* Im Gefolge der Reformation gewinnt die Totenfeier als Erweis exemplarischen christlichen Lebens wichtige Bedeutung. Die Entwicklung setzt mit M. LUTHER ein, dessen früher «Sermon von der bereytung zum sterben» [1] als «frömmigkeitsgeschichtlicher Neuanfang» [2] gilt. Luther verwirft Zeremonien und Funeralpomp nicht, er verabschiedet vielmehr die Fürbitte für die Verstorbenen und akzentuiert den Tod als Mahnung an die Lebenden. [3] So konnte die L. und die ihr innewohnende Mahn- und Trostfunktion zum zentralen Moment des protestantischen Begräbnisses werden. [4]

Luther definiert die L. als Gottesdienst, sie besteht «im Lobpreis Gottes sowie in der Belehrung und Tröstung der Zuhörer» auf der Basis christozentrischer Schriftauslegung. [5] Die Gemeinde soll «etwas nützlich und heylsames darauß lernen und mit sich zu Hauß tragen». [6] Die protestantische Homiletik stellt damit – in theologischer Hinsicht – die *consolatio* über die *laudatio* und ist «auf das christliche Leben hin orientiert» [7], mithin der Predigt funktionsgleich. Die Lobfunktion erscheint nur insofern zulässig, als sie pastorale Wirkung tut und die Gemeinde zur christlichen *imitatio* anhält, und das historisch früh: bereits 1554 wird in Frankfurt die «commendatio defuncti» als Exempel gestattet. [8]

Mit der homiletischen Spezifikation ihrer Funktionen bildet sich gegenüber der terminologischen Vielfalt schon des 16. Jh. («Parentatio», «Leichvermahnung», «Trostpredigt») der Begriff «L.» heraus. Die L. konnte bald geradezu «als dem Protestantismus eigene Art von Kasualrede» gelten [9], die den zentralen Akt der protestantischen Begräbniszeremonie bildet. Bereits 1543 kennt die evangelische Kirchenordnung für das Erzbistum Köln den Begriff sowie entsprechende Muster. [10] «Wahrscheinlich vollzog sich die Einbürgerung etappenweise in den einzelnen protestantischen Landeskirchen ausgehend von den mitteldeutschen Kernlanden der Reformation bis zur allgemeinen Durchsetzung gegen 1600.» [11]

Wenn A. PANCRATIUS im Titel seiner Sammlung eigens darauf hinweist, seine L. seien «nach Rhetorischer Dis-

position» gebaut [12], so entspricht das der generellen Rückbindung der protestantischen Predigt an die klassische rhetorische *doctrina* [13], die als «Rückführung der Rhetorik in die protestantische Homiletik» zu beschreiben ist. [14] Die «Gleichartigkeit dieser Predigtgattung mit anderen» besteht darin, «daß das Begräbnis zum Anlaß genommen wird, über dieses oder ein verwandtes Thema gute, dem Stil des Predigers angemessene Handwerksarbeit zu liefern». [15] Die L. bringt eine «Auslegung des biblischen Textes mit den im Zeitalter der Orthodoxie üblichen Mitteln und Methoden». [16] Die Auffassung der L. als Untergattung der Predigt kann für das 16. Jh. «als eindeutig belegt gelten und beruht auf einer klaren Trennung zwischen weltlichem Gedenken und christlicher Homiletik und Paränese bis ins 17. Jh. hinein». [17]

Dies auch im katholischen Bereich. Das Reformkonzil von Trient widmete sich der L. – wie überhaupt der Gelegenheitspredigt – nicht eigens. Die Exequien sind Redeanlaß wie alle sonstigen geistlichen Funktionen auch. So etwa 1582 in den Pastoralinstruktionen des C. BORROMEO. [18] Die L. ist 1591 gängige katholische Praxis am offenen Grab. [19] Einen offenbar durchaus verbreiteten Gebrauch [20] schränken noch im 16. Jh. mehrere Synoden ein, so daß die bereits allgemein verbreitete Gattung auf (gesellschaftlich) bedeutsame Todesfälle reduziert wird. Regionale Kirchenversammlungen (Rouen 1581, Toulouse 1590) binden die L. an die Würde des Verstorbenen bzw. an die *auctoritas* des Bischofs, der sie zu erlauben hatte. [21] Die homiletischen Abhandlungen des 16. Jh. gehen auf die L. im Sinne einer Gelegenheitspredigt allenfalls am Rande und nicht im Sinne eines eigenständigen Predigttypus ein. [22]

Im katholischen Bereich überwiegt bereits im 16. Jh. die Funktion der *laudatio* jene der *consolatio*, wobei Lobwürdigkeit über die kirchliche Autorität und damit das äußere *aptum* hergestellt werden muß. Bemerkenswert dabei ist die Strukturhomologie mit der sich zügig entfaltenden Heiligenpredigt, die – in gedruckter Form – das Parallelphänomen zur L. (2) abgeben wird; sie repräsentiert im Begriffssystem der katholischen Dogmatik kirchlich autorisierte Lobwürdigkeit schlechthin. [23]

Anmerkungen:

1 Luther, 1519, WA Bd. 2 (1884) 680–697. – 2 W. Zeller: L. und Erbauungslit., in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 73; vgl. E. Winkler: Die L. im dt. Luthertum bis Spener (1967) 29ff. und 40f., R. Lenz: De mortuis nil nisi bene? L. als multidisziplinäre Quelle (1990) 9f. – 3 S. Wollgast: Zum Tod im späten MA und in der Frühen Neuzeit (1992) 34. – 4 vgl. Luther, Genesisvorles., Vorles. über 1. Mose Kap. 35, 18–21, in: WA Bd. 44 (1915) 203; zit. Wollgast [3] 54 Anm. 140. – 5 Winkler [2] 30 und 31. – 6 Pancratius 1592, zit. Winkler [2] 79. – 7 S. Holtz: Theol. und Alltag (1993) 148; ähnlich Zeller [2] 67; Winkler [2] 71; zur Betonung der Trostfunktion bei Pancratius vgl. Winkler [2] 82ff.; vgl. auch 47f., 66ff. – 8 vgl. Winkler [2] 48f., zit. 48. – 9 H. Wolf: Parentationen des 16. Jh. in germanist. Sicht, in: Lenz [2] 347. – 10 U. Bredehorn, R. Lenz: Die Ausstellung «Leben aus L.», in: Lenz [2] 494; vgl. Nr. 91. – 11 Wolf [9] 348. – 12 A. Pancratius: Christliche L. (Frankfurt/M. 1592); Bredehorn, Lenz [10] Nr. 85. – 13 vgl. Winkler [2] 73. – 14 S. Rusterholz: Rostra, Sarg und Predigtstuhl (1974) 39 zur Wirkung Melanchthons. – 15 P. R. Blum: L., in: ders. (Hg.), Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 117 mit Hinweis auf Winkler [2] 58–64. – 16 R. Mohr: Prot. Theol. und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters (1964) 66. – 17 Blum [15] 120. – 18 C. Borromaeus: Pastorum instructiones, I c. 9: «Quibus temporibus concionandum est», ed. Westhoff (1860) 34–38, zit. 37. – 19 J. S. Durant: De ritibus ecclesiae catholicae lib. III (Rom 1591) 166f. – 20 F. Jürgensmeier: Die L. in der kath. Begräbnisfeier, in: Lenz

[2] 133. – 21 vgl. Lenz: De mortuis [2] 16. – 22 vgl. L. de Granada: *Ecclesiasticae Rhetoricae, sive de ratione concionandi, libri sex* (Köln 1575, 1582), lib. IV, c. 3. – 23 vgl. W. Welzig: Zur Amplifikation in der barocken Heiligenpredigt, in: ders. (Hg.): *Lobrede* (1989) 753–802.

2. Die Entwicklung der gedruckten L. Der Druck der L. setzt in der Gestalt der Predigtsammlung ein, die Einzelpredigt spielt demgegenüber noch eine geringere Rolle. Nach Neuauflagen spätmittelalterlicher Sammlungen [1] erschien bereits 1545 mit J. SPANGENBERGS (1484–1550) «Fünffzehen Leichpredigt» (Wittenberg 1545, 21560) die erste protestantische Sammlung von L. [2], der Sammlungen von «Acht vnd zwenzig Leichpredigten» nach Matthäus und Markus (Wittenberg 1567) sowie «Vier vnd dreissig Leichpredigten» nach LUKAS (Wittenberg 1569) folgten. Der große Bedarf läßt sich etwa an J. MATHESIUS (1504–1565) ablesen, dessen 1559 erstmals veröffentlichte L. sieben Auflagen erlebten. [3] Neben den von Winkler ausgewerteten Werken von J. SPANGENBERG, J. MATHESIUS, A. PANCRATIUS und N. SELNECKER haben H. SALMUTH (Leipzig 1581 u.ö.) oder S. SACCUS L. in Sammlungsform publiziert, wobei dieser seine Sammlungen nach Ständen auf Domherren (Magdeburg 1592), «fürneme [...] Personen» (Magdeburg 1596) sowie «etlicher Bürgerlichen Mannes und Weibs Personen» ordnete. Die gegenreformatorische Position vertreten M. EISENGREINS «Sechs christliche Leichpredigen» (Ingolstadt 1565) und J. FEUCHTS «Vierzehen Catholische Leichpredigen» (Köln 1574, 1601; Neuaufl. Breslau 1667).

Parallel dazu und die Publikationsform der Sammlung weit überflügelnd entwickelt sich die geradezu «als eigene Literaturgattung» [4] bezeichnete gedruckte L. in Gestalt der «Gedenkausgabe». Ihre Entwicklung hängt aufs engste mit den konfessionsspezifischen thanatopraktischen Funktions- und damit Gattungssystemen zusammen. «Aufwertung der Predigt, Veränderung des Begräbnisritus und das soziale Interesse», drei Faktoren also, «der theologische, der institutionelle und der soziale, ermöglichen es, daß die Leichenpredigt im 16. Jh. als Publikationsgattung entsteht». [5] Der Druck, der zunächst als Einzelpredigt nur den Text der L. (1) enthielt, bald aber auch als Gedenkausgabe Lebensläufe, verbreitete sich vorwiegend in den lutherischen Teilen Deutschlands sowie im skandinavischen Raum, «in etwas vermindertem Ausmaß auch im katholischen Teil, während im Bereich der reformierten Kirche lange sehr große Zurückhaltung geübt wurde». [6] «Die ersten individuellen Leichenpredigtgedruckte erschienen um 1535» [7], im «letzten Drittel des 16. Jahrhunderts wird der Druck vorherrschend». [8]

Anmerkungen:

1 vgl. U. Bredehorn, R. Lenz: Die Ausstellung «Leben aus L.», in: R. Lenz (Hg.): *L. als Quelle hist. Wiss.* (1975) Nr. 81, 84. – 2 E. Winkler: Die L. im dt. Luthertum bis Spener (1967) 50. – 3 H. Wolf: Parentationen des 16. Jh. in germanist. Sicht, in: Lenz [1] 354. – 4 R. Mohr: Der Tote und das Bild des Todes in den L., in: Lenz [1] 82; S. Rusterholz: Leichenreden, in: *IASL* 4 (1979) 179–196. – 5 P.R. Blum: L., in: ders. (Hg.): *Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh.* (1983) 112. – 6 A. Brauer: Buchdrucker und Buchführer in L., in: Lenz [1] 323. – 7 F. Jürgensmeier: Die L. in der kath. Begräbnisfeier, in: Lenz [1] 132. – 8 R. Lenz: Gedruckte L., in: Lenz [1] 38; vgl. ders.: *De mortuis nil nisi bene?* L. als multidisziplinäre Quelle (1990) Fig. 1, 18.

Literaturhinweise:

J.H.M. MacManamon (Hg.): *Dies illa. Death in the Middle Ages* (Liverpool 1984) – J.M. Taylor: *Funeral Oratory and the Cultural Ideals of Italian Humanism* (Chapel Hill 1989).

II. Barocke Thanatopraxis und Verschiebung auf das äußere aptum. 1. Die Entwicklung der L. in doctrina und Predigtpraxis. Die Verbindung von rhetorischer Regelmäßigkeit und Gemeinudenutzen markiert den Ausgangspunkt, die Verschiebung zur *laudatio* und *memoria* die Dynamik der homiletischen Entwicklung.

Vom Typus und Stil her entwickelt sich die protestantische L. in völliger Parallele zur generellen Entfaltung der Predigt. LUTHERS mustergültige «Mischform von Homilie und Themapredigt» [1] gab eine *dispositio* vor, die etwa bei SPANGENBERG und SELNECKER noch wirkt. Spangenberg's L. «zeichnen sich [...] durch ihre Beschränkung im Umfang, ihre klare Gliederung und ihre anschauliche, flüssige und einfache Sprache aus» [2], während MATHESIUS in lehrhafter Art, bei unklarer Disposition und dabei stark situationsbezogenen Trost zu spenden sucht. [3] A. PANCRATIUS und N. SELNECKER reduzieren bei unterschiedlich genauer Gliederung die Bezüge auf den Verstorbenen und arbeiten in schlichter, anschaulicher Art die Verwurzelung im Gemeindeleben heraus. [4]

In Gleichklang mit der allgemeinen Entwicklung der Predigt setzt sich in der lutherischen Orthodoxie im frühen 17. Jh. die Themapredigt durch, wodurch die Bindung an die Perikope gelockert und der Bezug auf den Verstorbenen erleichtert wird. Spätestens mit M. HOE VON HOENEGGS «Viertzig Christliche Leich-Predigten» (Leipzig 1617) kündigt sich die Umgewichtung an: «Das Schwergewicht der Applicatio beginnt, sich von der Gemeinde auf den Verstorbenen zu verschieben». [5] J. HEERMANN'S (1585–1643) Sammlung «Christliche Leich-Predigten» (5 Tle. mit unterschiedlichem Titel, 1628) sowie V. HERBERGERS «Geistliche Trawrbinden» (6 Tle., Leipzig 1618/19) waren in zahlreichen Auflagen verbreitet. Hier schwillt der Umfang der L. an, bereits bei Herberger, noch mehr bei Heermann. [6] Daneben stehen G. WEINRICH'S Sammlungen «Speculum Humanae Mortalitati» (Leipzig 1607) und «Christliche L.» (Leipzig 1615/25).

In orthodoxer Predigttradition, die noch SPENER einschließt, weist die protestantische L. des 17. Jahrhunderts ein doppeltes Exordium auf, deren erstes mit einem Schriftwort den Bezug zum «Leichentext» (WINKLER) und zum Verstorbenen herstellt [7], worauf erst ein zweites Exordium den Bibeltext enthält und auf die Auslegung hinführt. Der Hauptteil beachtet die Trennung von *explicatio* und *applicatio*, der Epilog mündet in einem Gebet. J.B. CARPZOV'S D. J. (1639–1699) «Auserlesene Trost- und Leichensprüche» (6 Bde. Leipzig 1684/95) und M. GEIERS «Betrachtung der Sterblichkeit/ bey unterschiedenen Leichbegängnissen» (Leipzig 1670; 1687; 2 Bde. 1704) markieren diesen Standard der L., in dem sich auch «ein festgeprägter Typus des Lebenslaufes ausgebildet» [8] und also topisch verfestigt hatte. Wiederholt aufgelegte Sammlungen stammen von P.E. WIDER (1623–1684) («Evangelisches Sterb-Gedächtniß oder Evangelische Leich-Postill», Nürnberg 1660 u.ö.) und G. GÖZE, dessen «Leich-Abdankungen» (Jena 1663) in der Ausgabe 1678 «neben einem Anhang ezzlicher Deutscher Reed=Uebungen» erschienen, was die Geltung der L. als rhetorisches Meisterstück unterstreicht.

An Predigt wie L. der Hochorthodoxie fällt in stilistischer Hinsicht die «barocke Weitschweifigkeit» und «orthodoxe Langatmigkeit» nebst einem «komplizierten Aufbau» und einer «pedantischen Gedankenführung» [9] ins Auge. Der Poetik des Okkasionalen gemäß, blüht als Exordialtopos oder Dispositionsfigur der *locus*

a nomine, ein Hauptverfahren barocker Amplifikation auch in der Predigt.[10] Bedeutend bleibt die Rolle des Exempels.[11] Wiederum parallel zur Predigt spiegelt sich die Literarisierung der L. in den Sammlungen, die nicht mehr bloß mit Gattungsnamen oder Sachbezeichnung («Causus tragici», J. EMDENIUS, Nordhausen 1634 u.ö.), sondern als «Amphitheatrum mortis» (R. BAKE, Magdeburg 1621/24), «Geistliches Klag-Haus» (J.M. DILHERR, Nürnberg 1655, G. PISTORIUS, Dillingen 1658 u.ö.) oder «Cypressen-Wäldlein» (M.C. LUDWIG, Jena 1665, 1670) allegorisiert werden.

H. MÜLLER (1631–1675) hält «durchweg Themapredigten, bei denen die Dreiteilung überwiegt».[12] In seiner Sammlung «Gräber der Heiligen» (Frankfurt/M. 1685) ist die Ausrichtung der L. auf den Verstorbenen bereits «gleichsam anima concionis funebris»[13], eine deutliche Verlagerung «von der Gemeindepredigt auf das Ehrengedächtnis, die sich im 17. Jh. zunehmend vollzog».[14]

Diese gattungsspezifische Spannung speist eine weitläufige Kritik an der protestantischen L.; es war die «Kombination der theologischen und sozialen Probleme, welche die Leichenpredigt belastet».[15] In theologischer Hinsicht verliert die L. gegen Ende des Barockjahrhunderts «den Charakter der Textauslegung. Der Text verschwindet sogar ganz. Aus der Predigt wird eine Rede. Die Elemente des Einleitungsteiles, Klage und Trost, verselbständigen sich und bestimmen den Charakter der Rede: sie ist Klage- und Trostrede» mit der «Aufgabe, den Toten zu ehren».[16] Eine Gegenbewegung beginnt mit dem Pietismus; PH.J. SPENER (1635–1705) verzichtet auf überbordenden *ornatus* und auf *exempla* zugunsten stärkerer Betonung der Schriftexegese[17], ohne sich vom geläufigen Dispositionsmuster lösen zu können. Die pietistische Neuausrichtung des Predigtamtes bringt eine Auflockerung der starren Predignorm.[18] Dennoch produzierten und publizierten auch die Pietisten L., Spener seine mehrfach aufgelegten «Zwölf Christliche L.» (Frankfurt/M. 1677) oder A.H. FRANCKE (1663–1727) «Gedächtniß- u. L.» (Halle 1723).[19]

Die katholische L., obwohl «im 16. und 17. Jh. keine Seltenheit»[20], geht in der pastoralen Praxis des 17. Jh. eher zurück. Die Behandlung innerhalb der *doctrina* ist äußerst uneinheitlich, zwischen ausführlicher Erörterung[21] und völligem Verschweigen. Handschriftlich erhaltene Bestände gehaltener Predigten unterstreichen den Schwund der Gattung, zumindest im ländlichen Bereich. Eine Sammlung von 572 lat. notierten, aber dt. in Kremsmünster und Umgebung gehaltenen Predigten aus den Jahren 1642–1655 enthält nur fünf L., und unter 95 dörflichen Predigten um 1690–1700 findet sich eine einzige L., auf eine Adelige.[22] Im städtischen Bereich scheinen die Dinge ähnlich zu liegen. Aus Wien sind nur einige wenige L. auf Nichtadelige überliefert, in Frankfurt war es unter Katholiken bis ins 19. Jh. «nicht üblich, bei der Trauerfeier Ansprachen zu halten, vor allem gab es keine Würdigung des Verstorbenen bei dieser Gelegenheit.» Auch der Druck einer L. war bis ins 20. Jh. hinein nicht üblich.[23] Die L. hat im Ablauf der gegenreformatorischen katholischen Begräbnisfeierlichkeit selbst keinen festen Platz mehr, sodaß bis 1772 für die katholischen Territorien gilt: «die Standreden, in denen man beym Begräbnisse geringer Leute einen moralischen Satz kurz ausführhet, oder ihren Lebenslauf erzählet, [...] sind in unsern Ländern ohnedieß kaum im Gebrauche».[24]

Anmerkungen:

1E. Winkler: Die L. im dt. Luthertum bis Spener (1967) 29. – 2ebd. 57; vgl. 59 und 90. – 3ebd. 72. – 4zu Pancratius ebd. 73ff., zu Selnecker 90ff. – 5ebd. 131; zu Hoe 127–135. – 6ebd. 135; zu Herberger 122–125, zu Heermann 135–158; vgl. auch W. Zeller: L. und Erbauungslit., in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) 68–71. – 7zur Disposition der L. vgl. Winkler [1] 203. – 8ebd. 221; zu Geier und Carpvov 175–201. – 9R. Mohr: Der Tote und das Bild des Todes in den L., in: Lenz [6] 83. – 10Winkler [1] 183; vgl. W. Welzig: Zur Amplifikation in der barocken Heiligenpredigt, in: ders. (Hg.): Lobrede (1989) 761–773. – 11Winkler [1] 114f., 141f. – 12ebd. 159; zu Müller 158–174. – 13ebd. 158f. – 14ebd. 171. – 15ebd. 234; vgl. Exkurs III, 231–237. – 16R. Mohr: Prot. Theol. und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters (1964) 62f. – 17Winkler [1] 204f.; zu Spener 202–231. – 18M. Kazmaier: Die dt. Grabrede im 19. Jh. (1977) 59ff.; vgl. E. Winkler: Zur Motivation und Situationsbezogenheit der klass. L., in: Lenz [6] 56. – 19vgl. zu Speners Berliner L. J. Wallmann: Theol. und Frömmigkeit im Zeitalter des Barock (1995) 308. – 20F. Jürgensmeier: Die L. in der kath. Begräbnisfeier, in: Lenz [6] 133; vgl. die Mainzer Agende 1599, U. Bredehorn, R. Lenz: Die Ausstellung «Leben aus L.» in: Lenz [6] Nr. 97. – 21T. Löhner: Instructio practica de munere concionandi, exhortandi, catechizandi (Dillingen 1679), Tl. 2, c. XI: «Quomodo Conciones funebres instituendae sint», zit. Ausg. Ingolstadt 1722, 539–736, mit einer sehr ausführl. Erläut. von zwölf *fontes inventionis*. – 22StB Kremsmünster, Laurenz Ver, CCn 653 567–624, auf einen lokalen Grundherren sowie auf vier Bürgerliche (Schreiber) bzw. deren Witwen; Martin Resch, CCn 480 45–68. – 23F. Lerner: Frankfurter L. als Quellen der Stadt- und Kulturgesch. des 16.-19. Jh., in: Lenz [6] 257. – 24I. Wurz: Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit (1772) Bd. 2, 652.

Literaturhinweise:

W. Segebrecht: Das Gelegenheitsgedicht (1977). – A. Ranius: Biographica minora. Förteckning öfver personversar och likpredikningar tryckta i Linköping 1636–1970 (Linköping 1987). – A. Haizmann: Erbauung als Aufgabe der Seelsorge bei Ph. J. Spener (1997). – M. Gierl: Pietismus und Aufklärung (1997). – B. Boge, R. G. Bogner (Hg.): Oratio funebris. Die kath. L. der frühen Neuzeit (Amsterdam/Atlanta 1999)

2. Die Ausdifferenzierung der höfischen L. und der Trauerrede. In der katholischen Homiletik wird die L. je länger je mehr von der pastoralen Funktion der Gemeindepredigt abgekoppelt und an fürstliche und ständische Exequien mit jenen öffentlichen Funktionen gebunden, die im protestantischen Bereich vornehmlich der *oratio funebris* obliegen. Insbesondere die Homiletiker der französischen Jesuitenrhetorik führen die weltlichen und geistlichen Funktionen der L. zusammen. Die bereits in N. CAUSSINS «Eloquentiae sacrae et humanae parallela» (Paris 1619; Drittauflage u.d.T. «De eloquentia sacra et humana», Paris 1627) formulierten Grundlagen werden über GÉRARD DE PELLETIERS «Reginae Palatium Eloquentiae» (Paris 1641, Mainz 1652, 1669) verbindlich. Das zeigt N. VULCANOS «Sagata Pallas» (1688).

Die L. gilt Fürsten oder um den Staat verdienten Bürgern [1], es gelten die Gesetze des panegyrischen Genus mit dessen Personenbezug und darauf beruhender *inventio* [2], und als Affekt ruft der Redner Trauer und Schmerz hervor, «ita ut totus occupetur in deprecatione ac gemitibus» (so daß [der Zuhörer] ganz von Flehen und Seufzern überwältigt wird). [3] Neben dem Wirkungsziel des katholischen Totengedenkens steht die Vorbildhaftigkeit und das Gedenken des Verstorbenen in gleichem Recht, wenn es vom Schluß der L. mit Pelletier heißt, er habe entweder Fürbitten oder die Ermahnung zu ehren dem Gedächtnis und zur Nachfolge zu enthalten.[4] Maßgeblich ist die katholische Theorie der nun «Trauerrede» genannten L. auf Große noch für I. Wurz, der wie seine Vorgänger die «Gelegenheit der Todesfälle der

Könige, der Fürsten, der Personen aus der regierenden Familie, der Bischöfe, der Prälaten, der Kriegshelden und anderer Großen» aufzählt und feststellt: «Trauerreden sind eigentlich nichts als Lobreden». [5] «Eine majestätische Traurigkeit herrschet in der ganzen Rede, und verändert sich durch die Gemüthsbewegungen, und Figuren.» [6] Vom *ornatus* her gilt sie als Krone der Beredsamkeit: «Was eine Ode in der Poesie ist, das ist eine Trauerrede in der Beredsamkeit. Man muß ihr also in der Schreibart den höchsten Schwung geben, den eine geistliche Prose vertragen kann. Die erhabene Schreibart hat hier gleichsam ihren eigenen Aufenthalt. [...] Kein Gedanke, keine Figur, keine Wendung, ja sogar kein edlerer Ausdruck erscheine das zweytemal.» [7]

Die Abspaltung der katholischen L. im gewöhnlichen Begräbnisritual von der L. bei den Exequien der Bedeutenden, also die höfische Anbindung des Genus, resultiert aus der konfessionell unterschiedlichen Handhabung eines situativen Differenzierungszwangs. Die L. hatte sich an geänderte Begräbnisriten anzupassen und das *aptum* neu einzuschätzen. Im protestantischen Bereich blieb die Einheit des Bestattungsvorganges gewahrt, so daß sich die Leichenrede von der L. abspaltete, um verstärkt die Funktionen des Lobes zu übernehmen und darin die L. wie den Prediger zu entlasten. Im katholischen Bereich, wo der Prediger das Deutungsmopol des Todesfalles behielt, oblag der Kanzelrede auch die panegyrische Funktion, v.a. bei den feierlichen Exequien. Somit übernahm die katholische L. alleine die repräsentative Verankerung des Verstorbenen in der öffentlichen Bedeutsamkeit. In den allermeisten Fällen sind diese Predigten in Gedenkwerken auch gedruckt verbreitet worden, was ihre Propagandafunktion unterstreicht.

Die L. bei Hofe hatte sich im Begräbniszeremoniell gegen die zunehmende Zahl weiterer oratorischer Akte zu behaupten, sie war – zuerst in Frankreich – Teil einer umfassenden «Triumphrhetorik» [8] geworden. Auch im deutschen Bereich gewinnt sie an Gewicht; nicht nur hatte die «in der Kirche vor versammeltem Volk gehaltene Trauerrede [...] mit der zugehörigen Leichpredigt zu konkurrieren» [9], sondern auch umgekehrt. Selbst am kaiserlichen Hofe, dessen Begräbnispomp sich weniger in rhetorischen denn in szenischen Wirkungsmitteln entfaltete, wachsen Gewicht wie Länge der L., wenn sie im 17. Jh. noch zweiteilig (1657), sodann dreiteilig an drei aufeinanderfolgenden Tagen dargeboten wird. [10] Der Typus des Adelsbegräbnisses [11] greift mit der höfischen Durchformung der Gesellschaft um sich, für die stilistische Entwicklung der L. wird die Ausstrahlung des französischen Absolutismus und seiner Beredsamkeit mit den Mustern BOSSUET, MASSILLON, BOURDALOUE und FLÉCHIER wichtig.

Ein Hauptkennzeichen des höfischen Begräbnisses ist die Trennung von Beisetzung und Trauerfeiern («Exequien»), die somit in zeitlich wie räumlich größerer Distanz zum Todesfall abgehalten werden und sich zu eigenen Redeanlässen ausdifferenzieren können. Sie «gleichen im Zeremoniell dem Herrscherbegräbnis» [12], werden im jeweiligen Machtbereich angeordnet und auswärts von den verwandten oder verbündeten Höfen ausgerichtet. Königliche Todesfälle ziehen die größte Zahl an Trauerfeiern nach sich. Bereits für KARL V. († 1558) sollen 3700 «Totenfeiern» stattgefunden haben, von denen sich aber nur ein Bruchteil historisch belegen läßt. [13] Als LUDWIG XIV. 1715 starb, errichtete man sogar in Mexico-Stadt anlässlich einer Leichenfeier

(mit L.) einen Katafalk. [14] Entsprechend der propagandistischen Funktion dieser Akte wurden die Prediger eigens ausgewählt und mußten bisweilen ihr Manuskript einreichen. [15] Die L. ist «in allen Städten/ wo die Exequien feyerlich angestellt sind» [16], deren zentraler oratorischer Akt. Redegegenstand und Umstände gebieten daher, statt allgemein von einer «Gedächtnispredigt, wie sie auf obrigkeitliche Anordnung in allen Teilen des Reiches gehalten wurden» [17], konfessionsübergreifend von der «höfischen Form der L.» zu sprechen.

Mit der Aufklärung nahmen die Theoretiker die katholische Gattungsdifferenzierung als Abweichen von der pastoralen Aufgabe des Predigens wahr. B. GISBERT kritisiert bereits 1702 in seiner «Christlichen Beredsamkeit» den Stand der Entwicklung: «Die Leichenreden gehören eigentlich, und ihrer Natur nach nicht auf die Kanzel». Die Prediger haben damit «eine so schöne Gelegenheit», die «Stärke ihrer Beredsamkeit» zu zeigen, obwohl sie der Dialektik der L. nicht entkommen: Der Prediger habe «allezeit dieses zweyes zu befürchten: daß er entweder seinem geistlichen Amte keine rechte Genüge thue; oder zur Ehre seines Helden nicht genugsam beytrage». [18] Eine gegenläufige Bewegung beginnt sich abzuzeichnen, wenn die Homiletik schon früh im 18. Jh. die panegyrischen Funktionen wieder abzuschwächen und den Seelennutzen der Hörer zu betonen beginnt: «Die Absicht dieser Lobreden ist die Erbauung der Zuhörer; die Wahrheit ist ihre Richtschnur.» [19] Die panegyrische L. höfischer Prägung ist damit aus dem homiletischen Gattungsspektrum wiederum entlassen. In R. GRASERS Homiletik kommt die L. 1766 nur mehr en passant vor, als Gelegenheitspredigt – auch hier müsse «praktisch», d.h. «durchgehends moralisch» gepredigt werden. [20]

Anmerkungen:

1 Siehe T. Feigenbutz, A. Reichensperger: Barockrhet. und Jesuitenpädagogik. Niccolò Vulcano: Sagata Pallas sive pugnatrice eloquentia (1997) 2: De dispositione, De elocutione 60 bzw. Übers. 61. – 2 zur Exordialtopik ebd. 66ff. = G. de Pelletier: Reginae Palatium Eloquentiae (Paris 1641, Mainz 1652 u.ö.), bei Reichensperger zit. Köln 1709 736a ff. – 3 ebd. 66. – 4 ebd. 136; vgl. Pelletier 741a. – 5 I. Wurz: Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit (1772) II/652. – 6 J. Gaichies: Maximes sur le ministère de la chaire (Paris 1711), zit. Übers. Lehrsätze für das Predigtamt (Steyr 1772) § VII: «Von den Trauerreden» 115. – 7 Wurz [5] § 533, 2, 659. – 8 P. Burke: The Fabrication of Louis XIV (New Haven/London 1992), zit. Übers.: Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs (1993) 35. – 9 G. Braungart: Hofberedsamkeit (1988) 220. – 10 M. Hawlik van de Water: Der schöne Tod. Zeremonialstrukturen des Wiener Hofes (1989) 178–182. – 11 A. Aurnhammer, F. Däuble: Die Exequien für Kaiser Karl V. in Augsburg, Brüssel und Bologna, in: P. R. Blum (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 141. – 12 ebd. 142; zur Unterscheidung von Exequien und Staatsakt («in Anwesenheit eines Herrschaftsnachfolgers») 163 Anm. 10. – 13 ebd., «Katalog der Totenfeiern für Karl V.» 161f. – 14 Burke [8] 193. – 15 Aurnhammer, Däuble [11] 167, Anm. 38; zu parallelen Formen der Besetzung des Hofpredigeramts vgl. E. Kovács: Die Hofpredigerkonkurrenz des Jahres 1845 in der kaiserlichen Burg zu Wien, in: Sacerdos et pastor semper ubique. FS F. Loidl (1972) 325–332. – 16 Weise 1, 526. – 17 U. Bredehorn, R. Lenz: Die Ausstellung «Leben aus L.», in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1975) Nr. 5: L.J. Mathesius auf Ferdinand I. 1564. – 18 B. Gisbert: Le bon goût de l'Éloquence Chrétienne (Lyon 1702; u.d.T.: L'éloquence chrétienne Lyon 1715), zit. Übers.: Die Christliche Beredsamkeit, nach ihrem innerlichen Wesen, wie auch in der Ausübung vorgestellt (Augsburg/Innsbruck 1768) 430; vgl. insges. 425–445. – 19 Gaichies [6] 113. – 20 R. Graser: Vollständige Lehrart zu Predigen (Salzburg 1766, Augsburg 1768, 1774), zit. EA 1766, 688.

Literaturhinweise:

H. Schobel: Die Trauerreden des grand siècle als Ausdruck ihrer Zeit (1950). – A. Bruschi: Delle orazioni in morte di SAR Gian Gastone de' Medici, VII granduca di Toscana (Florenz 1997).

3. Die Repräsentationsfunktion der gedruckten L. a. Die L. als Medium der protestantischen Oberschichten. Die rasche Verbreitung der gedruckten L. in den protestantischen Territorien scheint mit der frömmigkeitsgeschichtlichen Verschärfung vor dem und im Dreißigjährigen Krieg eng zu korrelieren. «Die lutherische Kirche des 17. Jahrhunderts erscheint als eine Kirche in der Defensive» [1], die ihre spezifischen Riten auch im Bereich der Funeralrhetorik verfestigt. Neueren statistischen Erhebungen zufolge lag eine erste Blütezeit des Druckes von Gedenkausgaben zwischen 1600–1619. Nun «nimmt die Quelle schließlich die uns heute vorliegende Gestalt an», indem der L. Titelblatt (und/oder Titelkupfer) sowie Dedikation vorangestellt werden und ein Lebenslauf, «die Abdankung (Parentation) und/oder die Standrede» sowie Epicedien in unterschiedlichem Ausmaß folgen. [2] Der Krieg selbst dämpfte die Produktion; dem Frieden von Osnabrück folgt eine zweite Blütezeit «in den Jahren zwischen 1650 und 1680. Die nach 1680 folgenden Jahre sind überdeutlich vom Rückgang geprägt». [3] Es bleibt zu fragen, wie die Beliebtheit der L. mit der Blüte der Hochorthodoxie zusammenhängt, während der Aufschwung des Pietismus mit einem Rückgang der gedruckten L. einherzugehen scheint. Auch ein möglicher Zusammenhang mit der irenischen «Stimmung religiöser Toleranz» [4] nach dem Friedensschluß bedürfte der Erforschung.

Der Druck der gehaltenen L. erfolgte in räumlicher und zeitlicher Nähe zu Tod und Grablegung. [5] Vielfach wurde die L. überarbeitet, weitere Bestandteile der Gedenkausgabe mußten z.T. zeitaufwendig eingefordert werden. [6] Um den Druckauftrag stritten sich bisweilen die ortsansässigen Offizinen, weil nach Bogen und daher besser bezahlt wurde. [7] Die Auflage lag im Normalfall um die 300 Exemplare, «bei höchstens 500 Abzügen» und einer Untergrenze von 100. [8] Das Format wechselt ins 18. Jh. hinein von Quart nach Folio, der Umfang schwillt auf bisweilen mehr als 100 Seiten an, «nur in kleineren Orten blieb man aus Kostengründen beim Oktavformat oder einem oktaviähnlichen Format». [9] «Der Umfang der L. und der Epicedia war ein Statussymbol» [10], nicht zuletzt weil direkt mit den Druckkosten zusammenhängend.

Die gedruckte L. gehört zwar zum Akzidenzdruck, wird aber «in den Katalogen der Buchmessen geführt und gehandelt, und nicht nur in den – oft großen – Trauergemeinden verteilt». [11] Dennoch ist sie nicht hauptsächlich als marktgängige Buchhandelsware zu begreifen, sondern untersteht dem Prinzip der Patronage. [12] Die Hinterbliebenen sind Auftraggeber und Financiers der gehaltenen L. wie auch des Drucks [13], wobei die finanzielle Leistung symbolisches Kapital (P. Bourdieu) in Form von Reputation und Sozialprestige abwirft. Die einkommensstärkeren Gesellschaftsschichten haben sich in unterschiedlicher Weise der L. (2) als Prestigeobjekt bedient. Das führt zur sozialen Differenzierung. Im 16. Jh. erscheinen in den Sammlungen auch L. auf Bürgerliche, bei Einzeldruck und Gedenkausgabe überwiegt der Adel. [14] Im 17. Jh. tritt die Schicht der Gelehrten dazu; in Frankfurt/M. hat sich «der Brauch gedruckter Leichenpredigten für Angehörige des Patriziats allem Anschein nach in den ersten Jahrzehnten im Gegensatz

etwa zu dem Hochadel und den Theologen nur allmählich ausgebreitet». [15]

Der Schwerpunkt der Druckproduktion liegt in den protestantischen Zentren Mitteldeutschlands von Straßburg bis Wittenberg und in den – bikonfessionellen – oberdeutschen Reichsstädten, wo die Ausprägung des Funeralbrauchtums eine «unsichtbare Grenze» (E. François) unterstrich; Niederdeutschland ist «nahezu unterrepräsentiert». [16] Angesichts dieses relativ eng umgrenzten Gebietes wird die Zahl von etwa 250000 erhaltenen Drucken [17] umso erstaunlicher. In den Kerngebieten ihrer Produktion stellen überwiegend die protestantischen Universitäten die Autoren wie die Anlaßfälle der gedruckten L., die somit als ein «Oberschichtphänomen mit einer ausgeprägten Überrepräsentanz der Akademiker» [18] zu begreifen ist.

Die Verbreitung der gedruckten L. als Symbol gesellschaftlichen Ranges und öffentlicher *memoria* erfolgte «an Verwandte, Freunde, Bekannte und Bedienstete» [19] sowie je nach der institutionellen und politischen Verflechtung des Hinterbliebenen an die entsprechenden Stellen des sozialen Netzes. Für den Leser ist die L. (2) auch Gedenk- wie Sammelobjekt, v.a. von Predigern und Adeligen. [20] Früh schon dient sie genealogischen und historiographischen Zwecken, wie etwa die im 18. Jh. angelegte Sammlung der «Vitae Pomeranorum» im Umfang von 173 Bänden und Boxen, die zum Großteil aus L. und sonstigem Personalschrifttum besteht. [21]

b. Das höfische Gedenkwerk. Je stärker die mediale Memorialfunktion des gedruckten Gedenkwerts, desto größer der Abstand zum oratorischen Akt – in zeitlicher, örtlicher und situativer Hinsicht. Zwischen Begräbnis, Trauerfeiern und Drucklegung verstreichen bisweilen mehrere Jahre. Variantenreich (und unerforscht) ist auch die Gestaltungsmöglichkeit des Gedenkwerts zwischen Gedenkausgabe und höfischer Festschrift. Gegenüber einer konventionellen Gedenkausgabe unterscheidet sich die «Leichpredigt» auf Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel (1568) nur durch Beigabe einer Zeremonialordnung des Funeralablaufs, das «Monumentum Sepulchrale» auf Moriz Landgraf v. Hessen-Kassel († 1632) dagegen enthält auf fast 1000 Seiten insgesamt neben 18 L. einige Leichenreden, zahlreiche Epicedien und 63 Kupfertafeln; allein das Inhaltsverzeichnis umfaßt 8 Seiten. [22] Eine von A. PLIEM als Rektor herausgegebene «Oratio funebris» auf Kaiser Karl VI. (Wien 1741) umfaßt 5 deutsche und lateinische L. sowie die Beschreibung und Darstellung der von Universität und Stadt errichteten «Trauer- und Ehren=Gerüste». Die höfischen Gedenkwerte sind in europäischem Maßstab weder bibliographisch registriert noch ansatzweise erforscht – der L.-Forschung gelten sie als «atypisch», der historischen und kunstgeschichtlichen Forschung weitgehend als ephemere. [23] In noch größerem Ausmaß als die Gedenkausgabe dient das höfische Gedenkwerk repräsentativen und v.a. diplomatischen Zwecken, etwa beim Tod Karl V. (1559) im Bestreben, einen «Staatsakt bildlich und mit einem offiziellen Text in ganz Europa zu verbreiten». [24] Mit den anderen Propagandamedien der fürstlichen Zentralgewalt hat sie drei Zielgruppen gemeinsam, die Nachwelt, die Oberschicht in Hauptstadt und Provinz sowie das Ausland durch dessen Fürstenhöfe. [25]

c. Die katholische gedruckte L. Als Sammlungen sind im katholischen Bereich – und wohl in konfessioneller Konkurrenz – M. TYMPES «Catholische Leichpredigten» 1609 sowie seine Sammlung aus 1613 [26] zu nennen. J. HES-

SELBACH hat eine <Leichpostill> (Würzburg 1628) und eine Sammlung <Tröstliche Leich-Pr.> (Salzburg 1666) veröffentlicht, PROKOP VON TEMPLIN ein – verallgemeinertes und nach Ständen geordnetes – <Funerale> (Salzburg 1670), L. LEMMER <Zehen Praedicamenta des Todes> (Nürnberg 1694). Sammlungen von G. PISTORIUS (s.o.), F. SCHILLING (1668, ²1676, ³1681) und E. EISENHUET (1692) [27] belegen eine kontinuierliche Nachfrage nach Buch- und Predigttyp auch im katholischen Bereich. Die Entwicklung der Gedenkausgabe dagegen setzt mit jener Verzögerung ein, mit der die kirchlichen Institutionen wiederhergestellt werden. Der Druck beginnt in nennenswertem Ausmaß nach der Mitte des 17. Jh. und dauert, erst im 18. Jh. zur Regel geworden, bis zum Jahrhundertende. [28] Die katholische L. (2) ist im Vergleich keine massenhafte Erscheinung, sondern ein eng auf die katholischen Funktionsebenen zugeschnittenes Phänomen, das an bestehende kirchlichen Kommunikationsformen sowie an der Form des höfischen Gedenkwerts anknüpft.

(1) Im klerikalen Bereich setzt die Drucklegung ältere Memorialtraditionen fort, die gemäß der katholischen Dogmatik das Gebet für die Verstorbenen befördern sollen. Die gedruckte L. geht nach gegenreformatorischer Erneuerung des Ordenswesens in das mittelalterliche System der Rotelbriefe ein und zirkuliert v.a. innerhalb eines klerikalen Kommunikationsnetzes. L. auf geistliche Würdenträger (Bischöfe, Prälaten, Pröpste) bilden das Gros des (bisher ungenügend erfaßten) katholischen Bestandes. [29]

(2) Die Modalitäten der Drucklegung, der Auflage, der Distribution (hier unter den Institutionen) scheinen überkonfessionell identisch zu sein. Die Einzelpredigt überwiegt, sie übernimmt auch die repräsentativen Funktionen der Leichenrede. Der katholische Typus der Gedenkausgabe gestaltet sich eher nach dem Muster des fürstlichen Gedenkwerts als nach jenem der protestantischen L. Anstelle der Epicedien finden sich die arguten Gattungen lateinischer <Chronosticha>, <Inscriptiones> und <Emblemata> – also Formen der <poesis artificiosa> (kunstreichen Poesie). [30] An gestochenen oder radierten Darstellungen enthält die katholische Gedenkausgabe häufig das Porträt des Verstorbenen, den Katafalk, Funeralwappen und Emblemata, an Texten lateinische <Epitaphien>, <Roteln> auf Ordensobere sowie nicht selten Beschreibungen des *Castrum doloris* (<Trauergerüst>, Katafalk). Als Quellenbestand für die angewandte Emblematisierung sowie für die funerale Ephemerarchitektur ist die Gattung noch weitestgehend unbemerkt geblieben.

Anmerkungen:

1U. Sträter: Meditation und Kirchenreform in der lutherischen Kirche des 17. Jh. (1995) 31; gegen die ältere Konzeption einer <Frömmigkeitskrise> (W. Zeller) und zu den Krisentheorien insges. vgl. 13ff. – 2R. Lenz: De mortuis nil nisi bene? L. als multidisziplinäre Quelle (1990) 12; R. Mohr: Prot. Theol. und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters (1964) 36–54. – 3R. Lenz: Vorkommen, Aufkommen und Verteilung der L., in: ders. (Hg.): Stud. zur deutschsprachigen L. der frühen Neuzeit (1981) 240. – 4W. Sommer: Die Stellung lutherischer Hofprediger im Herausbildungsprozess frühmoderner Staatlichkeit und Gesellschaft, in: Zs für Kirchengesch. 106 (1995) 318f., zit. 319. – 5Lenz [3] 228. – 6M. Bircher: Johann Wilhelm von Stubenberg (1619–1663) und sein Freundeskreis (1968) 171 nennt ein Beispiel aus 1656; vgl. C. Wiedemann: Vorspiel der Anthologie, in: J. Bark, D. Pforte: Die dt. Anthologie (1969/70) 21–47. – 7insges. G.-R. Koretzki: L. und ihre Druckherstellung, in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss. (1979) 352. – 8ebd. 340ff. – 9A. Brauer: Buchdrucker und Buchführer

in L., in: Lenz [7] 328; F. Lerner: Ideologie und Mentalität Frankfurter L., in: Lenz [7] 149; vgl. C. Pieske: Die druckgraphische Ausgestaltung von L., in: Lenz [7] 3–19. – 10E. Winkler: Zur Motivation und Situationsbezogenheit der klass. L., in: Lenz [7] 55; vgl. Mohr [2] 53. – 11I. Bog: Die Generaldiskussion, in: Lenz [7] 424; Lenz [2] 17. – 12zur Dichotomie von Markt und Patronage im Buchwesen der Frühneuzeit vgl. R. Chartier: L'ordre des livres (Aix-en-Provence 1992), zit. Übers.: The Order of Books (Oxford 1994) 46ff. – 13Mohr [2] 33; ders.: Der Tote und das Bild des Todes in den L., in: Lenz [7] 88f.; H. Wolf: Parentationen des 16. Jh. in germanist. Sicht, in: Lenz [7] 351. – 14Wolf [13] 359. – 15Lerner [9] 138. – 16Lenz [3] 228f., zit. 233; Lenz [2] 17 mit Karte 1, S. 19. – 17Lenz [2] 21; Lenz hat die Zahl gegenüber 240000 (R. Lenz: Einf., in: ders.: L. Eine Bestandsaufnahme (1980) XI) nach oben korrigiert. – 18Lenz [3] 241ff., zit. 248. – 19H. Körner: L. der Fränkischen Reichsritterschaft als genealogische Quelle, in: Lenz [7] 324. – 20Lenz [3] 230f.; vgl. die Stolberg'sche Sammlung in der HAB Wolfenbüttel. – 21K. Garber: Das alte Buch im alten dt. Sprachraum des Ostens, in: Wolfenbütteler Barocknachrichten 24 (1997) 456ff.; heute sind noch 1253 L. vorhanden. – 22U. Bredehorn, R. Lenz: Die Ausstellung <Leben aus L.> in: Lenz [7] Nr. 6 u. 20; zu kaiserlichen Gedenkwerten des 16. Jh. vgl. A. Aurnhammer, F. Däuble: Die Exequien für Kaiser Karl V. in Augsburg, Brüssel und Bologna, in: P. R. Blum (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 164, Anm. 14. – 23Lenz [3] 228; ein wichtiger Ansatz bei Aurnhammer, Däuble [22], weiterf. Überleg. bei P. Burke: The Fabrication of Louis XIV. (New Haven/London 1992, dt. 1993). – 24Aurnhammer, Däuble [22] 147; zur <propagandistische[n] Auswertung der Exequien> 142. – 25Burke [23] 185. – 26Bredehorn, Lenz [22] Nr. 88. – 27W. Welzig (Hg.): Katalog gedruckter deutschsprachiger kath. Predigtsgg. (1984/87) Nr. 112, 42 u. 108. – 28vgl. G. Schrott: Orden in der Defensive. Die Leichenrede für Abt Wigand von Waldsassen, in: Cistercienser Chronik 100 (1993) 11; vgl. die L. auf Waldsassener Äbte 1690–1757 19 Anm. 34–37. – 29vgl. O. Pickl: Die österr. L. des 16. bis 18. Jh., in: Lenz [10] 166–199; Schrott [28] 11. – 30J. Grub: Mons respiciens. <Poesis artificiosa> (1992).

Literaturhinweise:

E. François: Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg 1648–1806 (1991). – R. Jacobsen: Religiosität und Herrschaftsrepräsentation in Funeralien sächsischer Fürsten, in: D. Breuer (Hg.): Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock (1995) Bd. 1, 163–173. – L. Schorn-Schütte: Ev. Geistlichkeit in der Frühneuzeit (1996). – B. Boge, R. G. Bogner (Hg.): Oratio funebris. Die kath. L. der frühen Neuzeit (Amsterdam/Atlanta 1999)

III. *Pastorale Neudefinition der L. im 18. und 19. Jh. als Erneuerung des inneren aptum.* Mit einem Wandel der Todesauffassung und des Begräbnisbrauchtums und mit der homiletischen Neubewertung der aufgeklärten Pastoraltheologie ändern sich gesprochene und gedruckte L. um die Mitte des 18. Jh. [1] Die Predigt und damit auch die L. rückt von barocken Repräsentationsfunktionen ab. Die Gedenkausgabe beginnt rasch zu verschwinden, die Fortentwicklung und Säkularisierung der Leichenrede entlastete die L. von repräsentativen Funktionen. Eine im Diskurs der Empfindsamkeit entwickelte Subjektivität emotionaler Äußerung gewinnt Platz und verdrängt ältere Formen der Rede vom Toten und der Dokumentation des Gedenkens. Unter <Berufung auf die Spontaneität des Gefühls> sind <Rede und Bestattungsakt seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts überall in neuer Art aufeinander angewiesen>. [2] Der Tod selbst wird vom <häßlichen> zum <schönen> Tod. [3] Der mentalitätsgeschichtliche Wandel um die Mitte des 18. Jh. hat verschiedenste Ursachen, die von Dechristianisierung (M. Vovelle) bzw. Säkularisierung [4] und Verbürgerlichung [5] bis zum Einfluß des Jansenismus und des merkantilistischen Denkens im aufgeklärten Absolutismus (Josephinische Begräbnisreform) reichen.

Wenn die «Bewältigung der Angstabwehr [...] im traditionellen, kirchlich geschützten Erlebnishorizont, wie Ariès gezeigt hat, nicht mehr ohne weiteres abgedeckt werden kann»[6] und die Allegorien des Todes ihre gesellschaftliche Verbindlichkeit einbüßen[7], stehen die traditionellen Funktionen auch der L. zur Disposition. Sie tritt nun völlig in den homiletischen Wirkungsraum zurück und überläßt den weltlichen Formen der Leichenrede das Wort am Grab und den Druck. Vereinzelt lebt der Brauch des Drucks bedeutend länger, so in Basel bis heute[8], in der Regel jedoch verschwindet die L. aus der Gedenkausgabe und damit – im definierten Sinne – diese selbst.

Im Binnenraum der Kirchen bleibt die L. lebendig. Sie wird mit dem Ende der feierlichen Exequien und mit der Neuausrichtung der Funeralrhetorik zur Grabrede «in der uns heute noch geläufigen Form».[9] In ihrem rhetorischen Verfahren benutzt sie noch Reflexe der alten Funeraltopik, doch wurzelt sie nicht in der L. des konfessionellen Zeitalters, sondern in dessen Leichenrede[10], ohne diese völlig zu ersetzen; denn Abdankungsreden bleiben weiterhin üblich.[11] Auch im katholischen Bereich verfestigt sich unter ausgedehnten Debatten[12] die Gebräuchlichkeit der L. über das 19. Jh. bis zur Gegenwart. Gedruckt erfüllt die Grabrede eine Funktion als Andenken.[13]

Anmerkungen:

1vgl. R. Mohr: Das Ende der L.; U. Bredehorn: Diskussionsbericht zum Arbeitsbereich Endphase der L., in: R. Lenz (Hg.): L. als Quelle hist. Wiss.. Forschungsgegenstand L. (1984). – 2M. Kazmaier: Die dt. Grabrede im 19. Jh. (1977) 58. – 3vgl. C. L. Hart Nibbrig: Ästhetik der letzten Dinge (1989) 213ff., nach Ph. Ariès. – 4K. Böse: Das Thema «Tod» in der neueren frz. Geschichtsschreibung, in: P. R. Blum (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 10f.; vgl. A. Croix: Des Testaments Français aux L.: Quand le sériel s'empare du culturel, in: Lenz [1]. – 5vgl. B. Groethuysen: Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich (1927), zit. 1978, Kap. «Der profane Tod» [im 18. Jh.] Bd. 2, 137–142. – 6Hart Nibbrig [3] 213. – 7P. H. Neumann: Die Sinngabe des Todes als Gründungsproblem der Ästhetik, in: Merkur 34 (1980) H. 11, 1073ff. – 8R. Lenz: De mortuis nil nisi bene? L. als multidisziplinäre Quelle (1990) 14, nach R. Hartmann: Das Autobiographische in den Basler Leichenreden (1963) 90; vgl. ders.: Das Autobiographische in den Basler Leichenreden des 20. Jh., in: Lenz [1] 328–344. – 9Kazmaier [2] 100. – 10ebd. 102; vgl. 99ff. – 11R. Mohr: Prot. Theol. und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters (1964) 49. – 12F. Jürgensmeier: Die L. in der kath. Begräbnisfeier, in: Lenz, L. [8] 140f. – 13Kazmaier [2] 303ff.

F.M. Eybl

→ Christliche Beredsamkeit → Erbauungsliteratur → Funeralrhetorik → Laudatio → Leichenrede → Predigt

Leichenrede (engl. funeral oration; frz. oraison funèbre; ital. orazione funebre, necrologio)

A. Def. – B.I. Die antike und frühchristl. L. – II. Die L. bzw. Leichenpredigt des MA. – III. Die Gattungsdifferenzierung der neuzeitlichen L. – IV. Das Erbe der barocken L.

A. Als Untergattung der weltlichen Beredsamkeit gehört die L. dem epideiktischen Genus der Lobrede an. Sie bezieht sich in zeitlichem, nicht zwingend auch räumlichem Zusammenhang auf einen Todesfall und erfüllt mit Lob (*laudatio*, *enkomion*), Klage (*lamentatio*) und Trost (*consolatio*) die Basisfunktionen der Funeralrhetorik. Im Mittelalter von Geistlichen verfertigt, wird sie erst von der Leichenpredigt unterschieden, als im Zuge

der frühneuzeitlichen Entfaltung des Funeralzeremoniells eine Vervielfachung rhetorischer *officia* eintritt und auch Laien das Wort gibt. Als Überbegriff umschließt sie in der Neuzeit ein historisch differenziertes Gattungsspektrum, dessen Entwicklung der gesellschaftlichen Auffassung vom Tod analog verläuft.

B.I. Die antike und frühchristliche L. Der klassische Epitaphios [1] ist Staatsrede, die Lob, Klage und Trost in öffentlichem Rahmen ausspricht. Er kann geradezu als eine Schöpfung des Stadtstaates (Polis) von Athen entstanden werden, mit dessen Demokratie diese politische Gattung beginnt und endet.[2] So deutlich ihre Praxis mit der griechischen Polis verbunden ist, so wenig ist die Theorie der L. ausgeprägt; die Handbücher kennen sie bis auf die «doch nur vorbereitenden Bemerkungen in der «Rhetorik» des Aristoteles und in der «Rhetorik» des Anaximenes»[3] nicht als epideiktische Untergattung; erst die Sophistik des 2. Jh. n. Chr. entwickelt eine *doctrina* und einzelne Muster. Den griechischen Vorbildern entsprechend, kennt auch die römische Beredsamkeit lange keine spezifische Theorie der L., ja nicht einmal die Gattung. CICERO erwähnt («Brutus») und schätzt («De oratore») die L., die bei ihm und QUINTILIAN undifferenziert die *laudatio* untergeordnet bleibt, wogegen sie in der griechischen Rhetorik der römischen Kaiserzeit mit Ps. DIONYSIOS VON HALIKARNASSOS als «eigenständige Spezies der epideiktischen Beredsamkeit»[4] hervortritt und in MENANDER ihren bedeutendsten antiken Theoretiker findet. Menander unterscheidet die Gattungen des privaten «Epitaphios» (als reines Enkomion), die «Monodie» als Trauerrede, die «Trostrede» sowie die «Grabrede»[5], d.h. er erhebt die Hauptfunktionen zu gattungstiftenden Merkmalen. Eine eigene Enkomialtopik nach Zeitstufen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) ermöglicht die Auflockerung der jeweils zugrundeliegenden Redeabsicht, Lob und Klage erscheinen durchgängig gemischt. Ausgebildet ist im Epitaphios bereits Lob und Dank an die Trauergemeinde bzw. die Familie[6], was in den späteren Abdankungen weiterentwickelt werden sollte.

Die frühchristlichen Rhetoren setzen bei bekannt starker Rückbindung an die klassische *doctrina* die Umgewichtung der Topik unter christlichen Vorzeichen in Gang, wonach «einzig die virtutes des Verstorbenen wirklich erwähnenswert»[7] sind und die *consolatio* Raum gewinnt, der Tod also nun im christlichen Sinnhorizont erscheint. Die *doctrina* des Menander ist dabei unterschiedlich angewendet worden. Die L. des GREGOR VON NAZIANZ, der auf Klage und hohes Pathos verzichtet, und des CHORICIUS VON GAZA haben «nichts Menandrisches».[8] Die drei erhaltenen L. des GREGOR VON NYSSA dagegen «entsprechen genau den grundsätzlichen Forderungen der menandrischen Theorie für diesen Typ der Leichenrede: Der erste Hauptteil enthält das Lob, gegliedert nach den drei Zeiten und ständig mit Klagen vermischt, der zweite Hauptteil den Trost».[9] Wie in der Predigt wird in der L. AUGUSTINUS mustergültig, auch kennt man AMBROSIIUS[10], wobei dieser auf die L. und ihre Entwicklung kaum Einfluß nahm: «Die Leichenrede des Mittelalters ist offenbar andere Wege gegangen».[11]

Anmerkungen:

1J. Soffel: Die Regeln Menanders für die L. (1974) 6ff. – 2N. Loraux: L' invention d'Athènes (Paris 1981, Nouv. éd. abrégée 1993), zit. Übers.: The Invention of Athens (Cambridge/London 1986) Kap. 5, 221ff. – 3Soffel [1] 55; vgl. Arist. Rhet. Kap. I, 3 und I, 9. – 4W. Kierdorf: Laudatio Funeris (1980) 54. – 5Soffel

[1] 60, 126ff.; Kierdorf [4] 56f. – 6 Soffel [1] 69. – 7 Kierdorf [4] 127ff. – 8 Soffel [1] 79. – 9 ebd. 82. – 10 Kierdorf [4] 130. – 11 ebd. 131.

Literaturhinweise:

J.E. Ziolkowski: *Thucydides and the Tradition of Funeral Speeches at Athens* (New York 1981). – A. Sideras: *Die byzantinischen Grabreden* (1994). – M. Biermann: *Die L. des Ambrosius von Mailand* (1995). – K. Prinz: *Epitaphios logos* (1997).

II. Die L. bzw. Leichenpredigt des Mittelalters. Mit ihrer Verchristlichung vermischt sich im Mittelalter die L. mit der Leichenpredigt, was sein Echo auch im diesbezüglichen terminologischen Schwanken der Forschung findet. Im Begräbnisvorgang bleibt sie «aufs Ganze gesehen Randerscheinung»; dennoch «fehlte sie während des Mittelalters niemals ganz» und galt insbesondere Standespersonen [1] als soziales Distinktionsmerkmal. «Vor allem Bischöfe werden mit lateinischen und deutschen Leichenpredigten zu Grabe geleitet.» [2] In der höfischen Sphäre festigte sich die «Ansprache angesichts der Leiche» als Teil des Trauerzeremoniells und darüber hinaus die schriftlich fixierte L. [3], so daß bereits hier rhetorische *actio* und anschließende Verschriftlichung im Wechselverhältnis zwischen den rhetorischen Abschiedsfunktionen und der Arbeit an der kollektiven *memoria* stehen. In Italien und Frankreich werden Begräbnisreden zum allgemeinen Brauch. [4] «Gehalten wurde die Leichenpredigt fast ausschließlich in der Kirche und zwar nach der Totenmesse vor der sog. «Absolution», die den liturgischen Übergang zur eigentlichen Bestattung bildete» [5], doch gelegentlich auch bei den Gräbern. Mit der «Klerikalisierung des Todes» (P. Ariès) war das Wort im Trauerritus für den Klerus reserviert, die L. endgültig zur Leichenpredigt geworden.

Anmerkungen:

1 F. Jürgensmeier: Die L. in der kath. Begräbnisfeier, in: R. Lenz (Hg.): *Leichenpredigten als Quelle hist. Wiss.* (1975) 128, vgl. 126–131. – 2 A.M. Haas: *Todesbilder im MA* (1989) 45, vgl. 67. – 3 N. Ohler: *Sterben und Tod im MA* (1990) 122. – 4 R. Lenz: *Leichenpredigt*, in: *Hwbt. zur dt. Rechtsgesch.* (1978) 2 1814–1818. – 5 Jürgensmeier [1] 131.

Literaturhinweise:

H. Grün: *Das kirchliche Begräbniswesen im ausgehenden MA*, in: *Theol. Stud. und Kritiken* 102 (1930) 341–381. – M. Vovelle: *La mort et l'Occident de 1300 à nos jours* (Paris 1983). – J.H.M. Taylor (Hg.): *Dies illa. Death in the Middle Ages* (Liverpool 1984).

III. Die Gattungsdifferenzierung der neuzeitlichen L. Die Repräsentationsaufgabe adeliger und fürstlicher Begräbnisse erheischte schon früh eine Vervielfachung der Formen höfischer Rede [1], und insbesondere das protestantische Leichenbegängnis führte zur Entwicklung eigener Formen der L. [2] Im Ablauf der Funeralzeremonien bilden sich die *officia* der Redner als Komplementärfunktionen der L. gegenüber der Leichenpredigt innerhalb eines Funktionsverbandes aus. Bis zur Epochenchwelle der Aufklärung erscheinen alle diese Gattungen in der Druckgestalt der Leichenpredigt (2.). [3]

1. Leichabdanckung, Abdankungsrede, Parentation (parentatio). Aus informellen Dankesworten an die Trauergemeinde entwickelt sich ab dem späten 16. Jh. die eigenständige Abdankungsrede eines Laien. Gegenüber der Leichenpredigt stellt sie die öffentliche Bedeutsamkeit des Trauerfalles in den Vordergrund [4] und stiftet somit gesellschaftliche *memoria*. Dabei greift die Abdankung auf das traditionelle panegyrische rhetori-

sche Arsenal der Lobrede zurück. [5] Sowohl in Verordnungen [6] wie in der Poetik [7] wird der Terminus «parentator» für den vom Prediger unterschiedenen Verfasser bzw. Darbieter geläufig. Diese weltliche L. neben der Leichenpredigt «entwickelte sich [...] im Laufe der zweiten Hälfte des 17. und verstärkt in der ersten Hälfte des 18. Jh. zu einer eigenen Gattung» [8] und scheint dabei im konfessionell bestürmten Schlesien eine geringfügig andere Rolle gespielt zu haben als in den restlichen lutherischen Territorien, indem sie hier die Funktionen der *laudatio* (Lobrede), *lamentatio* (Wehklage) und *consolatio* (Tröstung) stärker heranzieht als die bloße Abdankung und bisweilen auch die Personalien aufnimmt. [9] Von Forschung wie Zeitgenossenschaft werden die Begriffe «Leichabdanckung», «Parentation» und «L.» bisweilen als Synonym für die Leichenpredigt in beiden Bedeutungen schlechthin verwendet. [10] Wird auch diese nicht allgemein gehalten, so geht doch kein Begräbnis ohne jeglichen oratorischen Akt vonstatten. Einem Regierungsbefehl in Hessen zufolge ist 1675 «das parentieren durchgehends ohne Unterschied, auch so gar bey verstorbenen kleinen Kindern gemein worden». [11]

Abdanckung und/oder Parentation sind in der Barockrhetorik vielfältig behandelt worden. Bei Vossius ist die Funeralberedsamkeit, die wegen der Verbindung von Lob und Schmerzerregung als Gattungsmischung klassifiziert wird, noch völlig an das antike Modell «laus, lamentatio, ac consolatio» gebunden [12] und darin gewissermaßen akademisch. In den späteren, die rhetorische Praxis widerspiegelnden Lehrwerken nehmen Abdankung und/oder Parentation feste Plätze, ja umfangreiche Kapitel ein. [13] In CHR. WEISES «Politischem Redner» geht es bei diesem Thema vor allem um die rhetorisch passende Verbindung von Ausführung und Danksagung; das gesamte Kapitel «Von Leich=Abdanckungen» schreibt gegen eine Praxis der «Daß aber»-Überleitung zur eigentlichen Danksagung an, mit der schlechte Redner («Aber-Männer») Unzusammengehöriges zu verbinden suchen.

Parallel zur Entwicklung der höfischen Leichenpredigt entfaltet die Abdankung bei fürstlichen Exequien besonderen Prunk in gehobener Stilebene, wobei die – bei Todesfällen von Regenten stets prekäre [14] – Kontinuität der Herrschaft hervorstreichen ist: «Nur dieses wird hinzugesetzt/ daß man dem Successori Gelük wünsche/ und an statt der Abdanckung Gott bittet/ er wolle Gnade geben/ daß der künftige Landes=Fürst wol regieren [...] möge.» [15] «Die Gedancken und der Ausdruck müssen erhaben seyn» [16], sodaß die höfische L. als «ein rechtes Meisterstück» rhetorischer Kunst geschätzt wird. [17] Die politische Dimension der großen öffentlichen L. hat W. SHAKESPEARE im «Julius Caesar» ästhetisch umgesetzt. [18] Die höfische L. wandert mit der Vervielfältigung der Trauerfeiern aus der Kirche in die Schule, sie wird zur (lange Zeit lateinisch abgehaltenen) akademischen Übung, zur Gymnasialrede: «Lobreden [...] bey Todes=Fällen [...] werden mehrentheils in Schulen gehalten», wobei neben die «Fürstlichen Personen» und «Krieges=Helden» auch die «grossen Gelehrten» treten können. [19]

Im frühen 18. Jh. ist die Parentation einerseits mit der Abdankung identisch, andererseits der Terminus für eine «kleine» L. im Gegensatz zum großen Panegyricus auf gekrönte Häupter oder besondere Zelebritäten. Mit jener hat sie den Zweck des Dankes gemeinsam: «In den Parentationen ist der Hauptzweck, den Leichen=Begleitern zu dancken. Man kann dabey auch wol den Verstor-

benen loben, seinen frühzeitigen Tod beklagen, die Leidtragenden trösten.» [20] Wird sie dem Panegyricus, der «großen» Lobrede, gegenübergestellt, so gilt wiederum das äußere *aptum* als hierarchische Korrelierungsmöglichkeit von Gattung und Gesellschaft. Von den «großen» Lobreden sind «Trauerreden oder Parentationen» nur dadurch unterschieden, «daß sie viel kleiner seyn müssen; weil sie auf Personen von geringerem Stande gehalten werden, von denen bey weitem nicht so viel zu sagen ist» [21], und das auf geringerer Stilebene.

2. Personalien (*personalia*, *commendatio personae* bzw. *defuncti, curriculum vitae*). Biographische Einzelheiten bleiben lange Zeit Bestandteil der Leichenpredigt [22], doch entsprechend der homiletischen Entwicklung der protestantischen Leichenpredigt mit ihrem exemplarischen Bezug auf den Verstorbenen beginnt ein Verselbständigungsprozeß, der sich situativ wie gattungsbildend niederschlägt. Im 16. Jh. werden Personalien im Predigttext als eigener Abschnitt gekennzeichnet, bisweilen gegen Schluß der Leichenpredigt, manchmal in der Dispositionsfunktion der *applicatio* [23], auch als lateinische *vita*. [24] Allmählich erhalten «die Personalien im 17. Jh. ihren selbständigen Ort neben der Predigt» [25], sodaß aus dem «personal» bezogenen Redematerial im Sinne rhetorischer *inventio* [26] eine eigene Schwestergattung der protestantischen Leichenpredigt entstanden ist, die in der Folge als *Personalia*, «Ehrengedächtnis», «*memoria*» etc. bezeichnet wird. Der Prozeß ist binnen weniger Jahrzehnte und parallel zur Entwicklung der Leichenpredigt (2.) [27] abgeschlossen.

Verfaßt werden die Personalien nicht vom Prediger, es entwickelt sich vielmehr ein eigenes *officium*, das neben den Angehörigen (dies v. a. beim Adel) und den Beichtvätern bezahlte Schreibkundige, also Studenten und «Gymnasiallehrer [...], die auch sonst das Geschäft der Trauergedichte betreiben» [28], als Autoren kennt; in Ausnahmefällen auch den behandelnden Arzt. [29] Im 18. Jh. wird in manchen Gegenden der örtliche Schulmeister zum gewöhnlichen Autor, etwa in Lübeck und Bremen [30], aber auch im ländlichen Hessen. [31] Schon im Kontext der Volksaufklärung erscheint 1796 eine eigene Poetik der *Personalia*. [32]

3. Kondolenzrede, Standrede. Als weitere Form differenziert sich im höfischen Bereich die «Kondolenzrede», die, «[s]ofern man Lünigs große Sammlung für die Verteilung der Häufigkeit einzelner Arten von Reden auch nur in etwa als repräsentativ ansehen darf, [...] neben der Parentation und der Abdankung mit die wichtigste Form der weltlichen Rede bei Trauerfällen in Fürstenhäusern und beim Adel» darstellt. [33] Die «Standrede» wird «nach einsenkung einer leiche bey dem grabe gehalten» (ADELUNG), bezeichnet bisweilen aber auch die erste Rede im eigentlichen Funeralzeremoniell. [34] Entgegen volksetymologischer Deutung auf Standespersonen [35] bezeichnet der Begriff einen eher improvisierten Charakter der Rede, geringeren Formalisationsgrad (sie erscheint in den Anweisungsschriften meist nur nebenher) und – im Unterschied zur Leichenpredigt – die stehende Körperhaltung der Zuhörschaft. In den barocken Anweisungsschriften wie in der Leichenpredigt (2.) ist sie ebenfalls im 17. Jh. gewöhnlich.

Anmerkungen:

1G. Braungart: Hofberedsamkeit (1988) 212ff.; A. Aurnhammer, F. Däuble: Die Exequien für Kaiser Karl V. in Augsburg, Brüssel und Bologna, in: P.R. Blum (Hg.): Stud. zur Thematik des Todes im 16. Jh. (1983) 141–190. – 2Forschungsber. bieten S. Rusterholz: L., in: IASL 4 (1979) 179–196; R. Lenz: De mortuis

nil nisi bene? Leichenpredigten als multidisziplinäre Quelle (1990) 143–146; zur humanistischen Theorie und Poetik auch der L. vgl. H.-H. Krummacher: Das barocke Epicedium, in: Jb. der Schiller-Ges. 18 (1974) 96ff. – 3vgl. F. Eybl: Art. «Leichenpredigt», in: HWRh, Bd. 5, Sp. 124–145. – 4S. Rusterholz: Rostra, Sarg und Predigtstuhl (1974) 43. – 5M. Fürstenwald: Zur Theorie und Funktion der Barockabdankung, in: R. Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle hist. Wiss. (1975) 377; vgl. P.R. Blum: Leichenpredigten, in: Blum [1] 49f. – 6vgl. F. Lerner: Frankfurter Leichenpredigten als Quellen der Stadt- und Kulturgesch. des 16.–19. Jh., in: Lenz [5] 235. – 7C. Schröter: Gründliche Anweisung zur dt. Oratorie (1704, ND 1974) II/19. – 8Lenz [2] 13. – 9ebd. [2] 144f.; vgl. M. Fürstenwald: Andreas Gryphius. Dissertationes funebres (1967) 24. – 10«in Ausnahmefällen [ist] festzustellen, daß das Gesamtdruckwerk Leichenpredigt unter der Bezeichnung Parentation erscheint», Lenz [2] 144f. – 11A. Höck: Begräbnisbrauch und Leichenpredigten in ländlichen Bereichen Hessens, in: Lenz [5] 301; die Quelle kann durchaus auch die Leichenpredigt (1.) meinen, vgl. Eybl [3]. – 12Vossius 23f. und «De Fvnebri» (lib. III, De Disp.) 412f. – 13Weise Kap. III/2, 439–722; Schröter [7] Kap. 8. – 14Braungart [1] 203ff. – 15Weise 527. – 16Hallbauer Pol. Bered. 453. – 17J.C. Gottsched: Ausführliche Redekunst, hg. von P.M. Mitchell, Bd. VII/2 (1975): Besonderer Theil 88. – 18vgl. C.L. Hart Nibbrig: Ästhetik der letzten Dinge (1989) 171ff. – 19Hallbauer [16] 453. – 20ebd. 452. – 21Gottsched [17] 234; vgl. 234–253. – 22vgl. insgesamt H. Wolf: Parentationen des 16. Jh. in germanist. Sicht, in: Lenz [5] 351, 353, 367f.; E. Winkler: Die Leichenpredigt im dt. Luthertum bis Spener (1967) passim. – 23Winkler ebd. 49 und 238; vgl. zu Selnecker 91 und 101f. – 24Wolf [22] 368. – 25E. Winkler: Zur Motivation und Situationsbezogenheit der klass. Leichenpredigt, in: Lenz [5] 52. – 26so noch unscharf gebraucht etwa bei Winkler [22] 101, 122ff., 156f., 170ff., ebenso Wolf [22]. – 27vgl. Anm. 3. – 28P. Baumgart: Diskussionsber. zum Arbeitsbereich Geistes-, Sozial- und Wissenschaftsgesch., in: Lenz [5] 204. – 29G. Keil: Die Fachsprache der Leichenpredigten, in: Lenz [5] 431. – 30Lerner [6] 130. – 31Höck [11] 301f. – 32F.W. Beumelburg: Not- und Hilfsbüchlein für Schuldienner auf dem Lande, welche in Abfassung der gewöhnlichen Lebensläufe, so nach gehaltener Leichenpredigt pflegen abgelesen zu werden, nicht allzu geübt sind, zit. R. Lenz: Gedruckte Leichenpredigten, in: Lenz [5] 42 und Anm. 20, auch Lenz [2] 165. – 33Braungart [1] 214. – 34«Standrede bey Abführung einer Fürstlichen Leiche», Hallbauer [16] 366; vgl. die gleiche Reihenfolge bei Schröter [7] II/19f. – 35M. Kazmaier: Die dt. Grabrede im 19. Jh. (1977) 44 Anm. 1, vgl. R. Mohr: Prot. Theol. und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters (1964) 49.

IV. Das Erbe der barocken L.: Nekrolog, Biographie, Nachruf und Grabrede. Mit den Änderungen im Begräbniszeremoniell und der damit verbundenen Funeralrhetorik entwickeln sich im 18. Jh. neue rhetorische Formen des Totengedenkens. «Aus verschiedenen Traditionen (weltliche Parentation; Übernahme der empfindsamen nächtlichen Freundesworte durch den Geistlichen, usw.), vor allem aber aus dem Bedürfnis, am Grabe selbst beim allerletzten Abschied den Verstorbenen durch eine Rede zu ehren, und seine Gedenkstelle dadurch zu weihen, entstand die Grabrede». [1] Nachruf, Nekrolog und Grabrede beruhen nicht mehr primär auf dem klassischen Funktionskatalog von Lob, Klage und Trost sowie Danksagung, sondern stellen eine Rhetorik des Gefühls gegenüber dem *ethos*. Anstelle der Überhöhung des privaten Schmerzes in öffentliche Bedeutsamkeit und allgemeine christliche Todesmahnung greift eine «Parteilichkeit der Trauer» [2] Platz. Die Biographie hingegen übernimmt die personenbezogenen Partien von Leichenpredigt und L. «Die gedruckte Biographie trat die Nachfolge der gedruckten Leichenpredigt an. In dieser Perspektive wäre die Biographie die säkulare Version der gedruckten Leichenpredigt, oder anders gependet: die Verselbstän-

digung des biographischen Anhangs einer Leichenrede» [3], mithin der Personalien.

Anmerkungen:

1M. Kazmaier: Denkmaale von Papier erbauet, in: R. Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle hist. Wiss. (1975) 403. – 2G. v. Graevenitz: Gesch. aus dem Geist des Nekrologs, in: DVjs 54 (1980) 132f. – 3M. Maurer: Die Biogr. des Bürgers (1996) 114.

Literaturhinweise:

R. Mohr: Das Ende der Leichenpredigten, in: R. Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle hist. Wiss. Forschungsgegenstand Leichenpredigten (1984). – V. Ackermann: Nationale Totenfeiern in Deutschland (1990).

F.M. Eybl

→ Abschiedsrede → Biographie → Christliche Beredsamkeit → Consolatio → Funeralrhetorik → Laudatio → Leichenpredigt → Panegyrik

Leidenschaft (griech. πάθος, páthos; lat. affectus; engl., frz. passion; ital. passione)

A. Def. – B.I. Antike. – II. Von der Spätantike zur frühen Neuzeit. – III. Lit. Leidenschaftsdarstellung in der frühen Neuzeit. – IV. Enthetorisierung des Affektausdrucks in Aufklärung und Romantik.

A. Das Wort <L.> ist im Deutschen erstmals 1647 für das vor allem seit dem Mittelalter als Synonym für πάθος, páthos bzw. *affectus* geläufige *passio* nachgewiesen. Daher ist das hier zu behandelnde Gebiet des sprachlich-rhetorischen Leidenschaftsausdrucks mit dem Gegenstandsbereich der rhetorischen <Affektenlehre> zumindest teildentisch. Entsprechend der im modernen Begriffsgebrauch dominierenden Vorstellung intensiver emotionaler Zustände wird der Akzent jedoch auf die heftige Affektstufe gelegt. Damit ergeben sich für die rhetorikgeschichtliche Behandlung folgende Zielsetzungen: 1. An die Stelle einer vollständigen Erfassung der affektrhetorischen Reflexion soll die Darstellung zentraler historischer Etappen und Entwicklungen treten. 2. Die Konzentration auf die heftigen Affekte gibt eine Perspektive vor, welche die grundsätzliche Problematik des rhetorischen Affektausdrucks, sowohl im Hinblick auf den moralischen Status der Rhetorik als auch im Hinblick auf die Grenzen rhetorischer Kunstregeln, in den Vordergrund rückt. 3. Da die L. einen primären Gegenstand literarischer Gestaltungen bilden, wird ein besonderes Augenmerk auf den Zusammenhang von Rhetorik und Poetik der Affekte gerichtet.

B.I. Antike. In der antiken Rhetorik bildet die Erregung von Gefühlen, vor allem leidenschaftlicher Affekte, einen zentralen Teil der Redekunst. Dies ergibt sich folgerichtig aus der rhetorischen Redekonzeption, da sie das Ziel der Rede vor allem darin sieht, den Adressaten zu einem Urteil über einen juristischen oder politischen Sachverhalt zu bewegen. Solche Urteile aber hängen, so die einstimmige Meinung der antiken Autoren, nicht nur von der Glaubwürdigkeit der Beweisführung, sondern in hohem Maß auch von der affektiven Beeinflussung des Adressaten ab. Die durch diese Voraussetzung motivierte Reflexion betrifft vor allem drei Fragen: (1) die theoretische Frage der Definition und typologischen Erfassung der Affekte, (2) die ethische Frage nach dem Verhältnis von Affekt, rationaler Einsicht und Tugend, (3) die praktische Frage nach den Verfahren der Affekt-erregung.

1. Definition und Typologie der Affekte. Die <Rhetorik> des ARISTOTELES hat vor allem für die theoretische Erfas-

sung der Affekte Maßgebliches geleistet. Dies betrifft zunächst die Unterscheidung zwischen der vom Redner zur Schau getragenen guten Gesinnung (ἦθος, éthos), deren Funktion darin besteht, die Zuhörer günstig zu stimmen, und den bei den Zuhörern zu verursachenden heftigen Gemütsbewegungen (πάθη, páthē). [1] Diese Gegenüberstellung führt bei CICERO und QUINTILIAN zur Unterscheidung einer sanften und einer heftigen Affektstufe, wobei die enge Bindung des éthos an den zur Schau getragenen Charakter des Redners gelockert wird. [2] Aristoteles' Definition der páthē verbindet drei Momente: einen Zustand der Lust oder Unlust, einen diesen Zustand auslösenden vergangenen oder zukünftigen, erinnerten oder antizipierten Sachverhalt und einen vorzugsweise auf eine andere Person gerichteten Handlungsimpuls. Zorn etwa ist ein gleichzeitig schmerz- und lustvolles Verlangen nach Rache (lustvoll ist der Gedanke an das Gelingen der Rache), das aus einer Kränkung durch einen Menschen resultiert, von dem man dies nicht erwartet hätte (z.B. eine befreundete oder einen niedrigeren gesellschaftlichen Rang einnehmende Person). [3] Durch diese Konstruktion gewinnt Aristoteles die Möglichkeit einer differenzierten Klassifizierung, z.B. von Zorn, Haß und Neid, indem er jeweils nach typischen Sachverhalten und intersubjektiven Konstellationen fragt, welche diese Leidenschaften bedingen. Festzuhalten ist bei dieser Definition als erstes das aktive Moment der Affekte, die nicht nur erlitten werden, sondern vor allem auch Handlungsdispositionen darstellen, was im rhetorischen Redekontext bedeutet, daß sie entscheidende Impulse zu bestimmten juristischen und politischen Entscheidungen bilden. Dieser Funktion entspricht der Katalog der rhetorischen Hauptaffekte, wie er sich auf der Basis der etwas weiter gefaßten aristotelischen Ausführungen bei CICERO und QUINTILIAN herauskristallisiert – Liebe, Freundschaft, Wohlwollen und Mitleid auf der einen Seite; Zorn, Haß, Empörung, Mißgunst, Furcht auf der anderen –, die dann vor allem im Hinblick darauf besprochen werden, in welcher Weise sie als Einstellungen des Richters bzw. Entscheidungsträgers gegenüber den juristischen oder politischen Parteigegnern wirksam werden. Neben dem Mitleid erscheinen die feindseligen Affekte als die wichtigsten: einerseits weil die Gefühle der Zuneigung eher dem éthos bzw. der sanften Affektstufe zugerechnet werden [4], andererseits weil man sich von der negativen affektiven Einstellung des Richters gegenüber dem Anliegen der Gegenpartei den größten Erfolg erhofft. Ein zweites für die weitere Diskussion entscheidendes Moment des aristotelischen Vorgehens besteht in der engen Verknüpfung von Affekt und affektauslösendem Sachverhalt. Auf diese Weise nämlich wird die Affektenlehre zur Topik, der eine wichtige Rolle bei der *inventio* zukommt. Denn der Redner muß es sich zur Aufgabe machen, den Fall in einer Weise zu präsentieren, daß er den typischen Mitleid, Zorn, Haß etc. auslösenden Sachverhalt entspricht.

2. Das Verhältnis von Affekt, Vernunft und Tugend. Die Bestimmung dieses Verhältnisses betrifft nicht nur das Vorgehen des Redners, sondern darüber hinaus den moralischen Status der Rhetorik überhaupt. Da im antiken Denken zum einen die Vernunft eng mit dem Begriff der Tugend verknüpft ist und da zum anderen eine verbreitete Tendenz besteht – am prägnantesten repräsentiert durch die stoische Philosophie –, den Affekt als eine überwiegend irrationale, die Vernunft verwirrende und das Streben nach dem vernünftig erkannten Guten